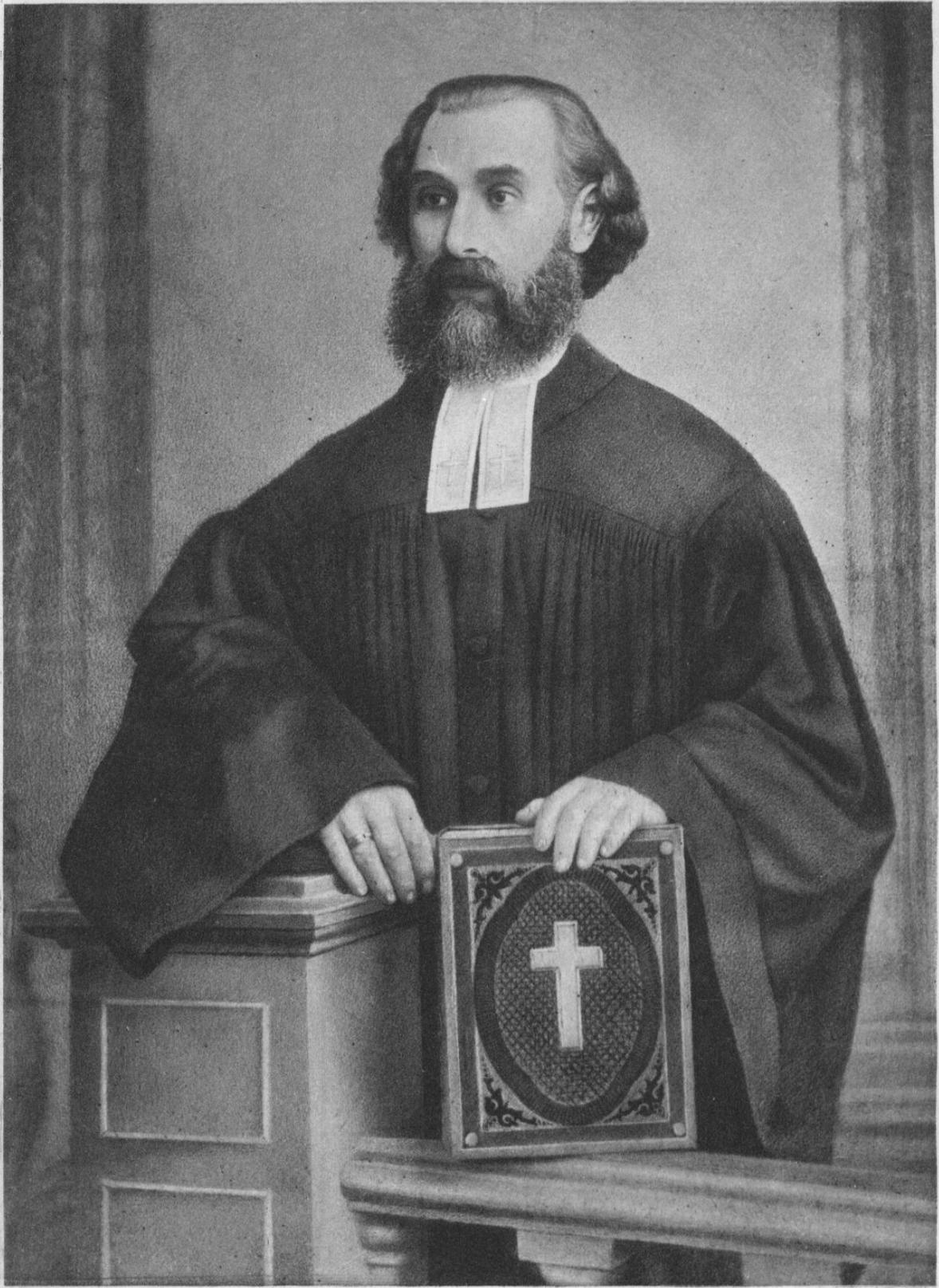


R. H. Gurland.
In zwei Welten.



R. G. Mauld,
Pastor prim. zu St. Trinitatis.

In zwei Welten.



Ein Lebensbild

des

Pastor prim. Rudolf Hermann Gurland.

Gott sprach: „Es werde Licht!“
Und es ward Licht.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1907.



**Der Reinertrag ist zum Besten
der Judenmission bestimmt. ❁**



Einleitung.

Der Heimgegangene war immer wieder gebeten worden, seine Lebensschicksale niederzuschreiben; — gedrängt von seinen Freunden hatte er auch mehrmals sich an diese große, ihn tief bewegende Arbeit gemacht. Das Leben aber mit seinen vielfachen Anforderungen in Amt und Haus, viel Krankheit und Heimsuchung traten immer wieder störend dazwischen; und so blieben, als er heimgerufen wurde, außer einleitenden Worten, nur „Bruchstücke“ seines Lebens, — von ihm selbst aufgezeichnet, — und Briefe zurück und mußten von liebender Hand aneinandergereiht und ergänzt werden, indem, — so viel als möglich, — seine eigenen Notizen, Abhandlungen und Briefe eingeschaltet wurden; wo dies geschah, hebt die Schwabacher Schrift seine Autorschaft hervor. Auch die Titel sind seine eignen. Wie schwer es dem Heimgegangenen fiel mit seiner eignen Persönlichkeit an die Öffentlichkeit zu treten, ersehen wir auch daraus, daß er in kleinen Notizen von sich selbst öfters in der dritten Person redet.

Mit heiliger Scheu ist diese Arbeit begonnen worden, denn wahrlich, es ist eine schwere verantwortungsvolle Aufgabe: ein Menschenleben zu schildern.

Wie auch das Urteil über dies Buch ausfallen mag, — findet nur der Inhalt ein Echo in einer Menschenbrust, so hat es seinen Zweck erreicht.

Gott allein aber sei Ehre, Lob und Dank.

Herr, mein Gott! „Ich gedenke der alten Zeit, der vergangenen Jahre“ und möchte verkünden, was Du an mir getan von frühester Jugend an.

So sende, Herr, Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten auf rechter Bahn. O Jesus, bei Dir ist die Quelle des Lichtes, bewahre Deinen Knecht vor Irrtum und Täuschung, Herr, Herr, du bist meine Zuflucht von Jugend auf.

Ich bin vor vielen wie ein Wunder, aber Du hast mich von Jugend auf gelehrt, darum verkündige ich Deine Wunder. —

Herr Jesu! erbarme Dich doch aller Deiner Kinder in allen Weltteilen, erbarme Dich Deines alten Israel; die Du lieb hast, Herr, sind krank an Leib und Seele. Du allein kannst sie heilen; sie sind blind, mache sie sehend. O Gott, öffne ihre Augen, daß sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast — Jesum Christum — erkennen. Tue wohl an Zion, baue die Mauern Jerusalems, daß man bald zu Zion Deinen Namen, Herr Jesu, predige und Dein Lob zu Jerusalem.

Herr, wir warten auf Dein Heil. Amen!



Solches wird aufgeschrieben für das spä-
teste Geschlecht, und das künftige Volk
preiße Gott. Ps. 102, 19.

Die folgenden Aufzeichnungen sind keine Erdichtungen oder Phantasien, sondern erlebte Tatsachen, die theils aus Briefen, die ich zurückerhielt, theils aus meinem Tagebuch entnommen sind. Ursprünglich in hebräischer Sprache abgefaßt, ist mir das Übertragen ins Deutsche oft nicht leicht geworden, und ich bitte daher den freundlichen Leser, mehr auf die Sache als auf Form und Stil zu achten.

Ich bin nicht so eingebildet, in meiner Lebensführung etwas Außerordentliches zu entdecken, dieselbe Gotteshand lenkt jedes Menschenleben, dieselbe Barmherzigkeit, die ich erfahren, kann jeder Erdenpilger in seinem Leben entdecken, wenn er nur ein offenes Auge für die Spuren der göttlichen Liebe hat. Und dennoch dürfte es nicht überflüssig sein, auf dies Walten göttlicher Vorsehung in unserem Leben hinzuweisen, weiß ich doch aus Erfahrung, wie glaubensstärkend oft die Lebenserfahrungen anderer auch für reife Christen sein können. Ich hoffe daher, daß auch die wunderbaren Wege, die Gott mich geführt und das Kämpfen und Ringen meiner Seele, durch Gottes Gnade anderen, mehr oder weniger, von Nutzen sein könnten.

Ich habe in zwei sehr verschiedenen Welten gelebt, als Jude und als Christ, zuerst in einer beschränkten Welt des Zweifels, des Unglaubens und des Aberglaubens unter dem angstvollen Fluch des Gesetzes; dann bin ich durch Gottes Barmherzigkeit aus der Dunkelheit zum Licht, aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen, und seitdem durfte ich als Bote des Evangeliums von der

freien und frohen Gnade Gottes in Christo Jesu, im Amte, das die Versöhnung predigt, Jesum, den Gefreuzigten, predigen Juden und Christen, — denn ich bin ein Schuldner beider. — Mein Lebensweg war kein leichter, wenn ich aber zurückblicke, erkenne ich Gottes Liebe in all der Not und Trübsal und danke Ihm besonders für dieselbe.

Vater Luther sagt: „Unser Herrgott schreibt Hebräisch — seine Schrift kann nur rückwärts gelesen werden.“ Das ist ein tiefes Wort. Erst wenn nach 2. Mos. 32, 22 ff. die Herrlichkeit Gottes an uns vorübergegangen, können wir ihm nachsehen, seine Wege und Worte verstehen, seine Liebe preisen. Jesus sagt: „Was ich jetzt tue, verstehst Du nicht, Du wirst es aber hernach verstehen.“

Es erfüllt sich das Wort: Sach. 14, 7. „Am den Abend wird es licht sein“, Anfang und Ende reichen sich die Hände, — Morgen- und Abendrot — Sonnenauf- und -untergang sind Kinder des Lichts, Geschwister, die aus einem Quell stammen und auf einen Lichtpunkt hinweisen — auf „die herrliche Barmherzigkeit Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe.“



Inhalts-Verzeichnis.

Erster Teil.

Licht im Dunkel.

	Seite
I. Vorgeschichte.	
Der Großvater	4
Der Vater	7
Die Schwester	10
II. Bilder aus der Kindheit.	
Kinderwelt	17
Morgenröte	19
Ernste Anstalten zur Himmelfahrt	21
Nebelbilder	24
III. Jugendzeit.	
Jugend-Charakter	31
Gedanken, die sich verflagen und entschuldigen	34
Erschütternder Zusammenstoß	41
Wissensdrang	47
Lehr- und Wanderjahre	54
IV. Amtsleben und -Leiden.	
Rabbinats-Weihe	62
Irrlichter	67
Glaube und Aberglaube	75
Überraschung	79
Licht und Schatten	81
Amts-Antritt	89

V. Trübsalsfluten.	Seite
Samuels letzter Brief	95
Schwerer Verlust	97
Durchs Rote Meer	99
Von Brüdern verraten, verkauft und befreit . .	107
Zwei Jahre später	112
Ebbe und Flut	114
Amts-Entsagung	115
Ruhelos	120

VI. Gott sprach: „Es werde Licht“ und es ward Licht.

Frühlicht	130
Mein Philippus	135
Der Lehrer wird Schüler	141
Befehrung und Wiedergeburt	146
Irrlehren des Talmud	155
Auf lichten Höhen	173

Zweiter Teil.

Licht nach dem Dunkel.

VII. Berlin.

In einer neuen Welt	183
Freundschaft	192
Dunkle Zukunft	226

VIII. Kischinew.

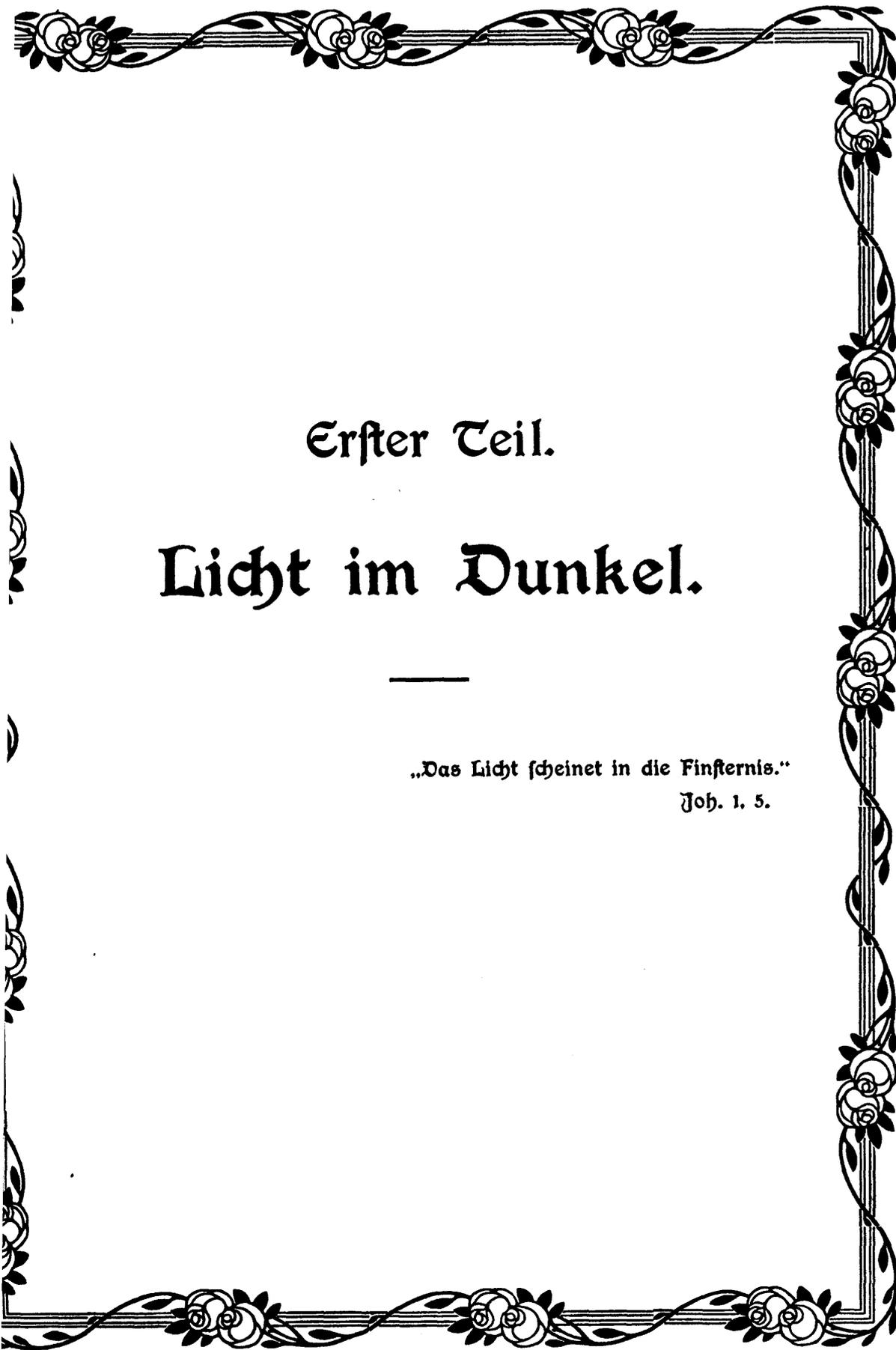
Eintritt ins geistliche Amt	235
Wiedergefunden	250
Ermutigende Erfahrungen	258

IX. Mitau.

Eine neue Heimat	273
Missionstätigkeit	285
Ein schwerer Schlag	303
Unerwartete Beförderung	310

X. Häusliches Glück.	Seite
Glück	321
Mutterliebe	329
Kinderseggen	335
XI. Segen im Amt.	
Seelsorge	351
Kindergottesdienst	357
Armenpflege	362
Jubiläum	368
XII. Heimsuchung.	
Anfechtung	375
Aufbruch	380
Schwere Krankheit	387
XIII. Odeffa.	
Letztes Wirken in Israel	401
Geistiges Regen in Israel	408
Alter	425
Heimgang	435





Erster Teil.

Licht im Dunkel.

„Das Licht scheint in die Finsternis.“

Joh. 1. 5.

I.

Vorgeschichte.

„Du lässest sie dahinfahren, wie
einen Strom.“ Ps. 90, 5.

Lob Gottes und Freude füllt unsere Seele, wenn wir auf ein vollendetes Menschenleben zurückblicken und immer deutlicher die wunderbare Leitung Gottes erkennen dürfen, die dies Leben durch so mancherlei Wege hingelenkt zum ewigen Ziele.

Es ist, als stiegen wir auf eine Höhe und verfolgten den Lauf eines Stromes; — je höher wir steigen, je deutlicher können wir seine Windungen überblicken; — und je schöner der Strom, je mehr kehrt unser Auge suchend zurück und möchte den ersten Anfang erkennen: wo kam er her? und wie begann sein Lauf?

Und da entdecken wir die Quelle und sehen staunend, wie klein und unscheinbar der erste Anfang ist.

Manch Wasserlein rieselt gleich so hell und lieblich zwischen grünen Auen, Grashalmen und Blümlein dahin; Sonnenschein und blühendes Gesträuch spiegeln sich in seinen leise plätschernden Wellen, — alles ist Harmonie und Jugendfrische; — — aber nicht immer ist's so!

Andres Gewässer quillt aus dunklem Schacht hervor; mühsam sucht es sich seinen Weg, unserem Auge kaum bemerkbar, durch rauhes Gestein, hier eine Tiefe bildend, dort abwärts stürzend; — — dann wieder glitzern die Sterne in seinem dunklen Wasser; er wird breiter, voller,

aber nun entschwindet er unseren Blicken im finstern Bergwalde, wir können nur ahnen, was er erlebt, wenn wir sehen: daß er dort, wo er das dunkle Gehölz verläßt, Trümmer mit sich führt; — — wild und stürmisch hastet er weiter durch hohe Felsmassen, durch Gebüsch und Geröll, als suche er ein lichteres Ziel, — — und siehe! er erreicht das Thal, die Wogen glätten sich, das Sonnenlicht wärmt seine kalten Fluten, der Strom wird breit und voll; nun fließt er sachte dahin, die Ufer befruchtend.

Je weiter wir seinem Laufe folgen, je mehr Dörfer und Städte sehen wir an seinen Ufern; Blumen sprießen an denselben, Fruchtbäume gedeihen; die Menschen schöpfen das klare Wasser, wie vielen stillt er den heißen Durst; wie lächelt die Sonne aus seiner Tiefe! — und verdunkeln auch dazwischen schwere Wolkenmassen seine Fluten, sie ziehen vorüber — und wie ein liches Silberband sehen wir ihn segenspendend ferner und ferner das Land durchziehen, — und endlich still und leuchtend sich ins große, unendliche Meer ergießen, — — er hat sein Ziel erreicht!

Bereitet es uns schon Freude den Lauf eines Stromes vom Ursprung bis zum Ende zu verfolgen, — wie viel mehr wird die Betrachtung eines Menschenlebens, — zumal wenn es ein so reichhaltiges und segensbringendes war, wie dasjenige des heimgegangenen Pastor Gurland, — unsere Herzen erquicken und erheben zu frohem Lobe Gottes!



Der Großvater.

„Es kommt aber die Zeit, daß
wer euch tötet, wird meinen,
er tue Gott einen Dienst damit.“
Joh. 16, 2.

Interessant und voll fesselnder Ereignisse wäre die Erzählung der Geschichte von Gurlands Großeltern und Eltern, die Christen waren und Juden wurden; — allein leider sind alle daraufbezüglichen Papiere und Dokumente, die, während Gurland in Berlin studierte, bei Pastor Faltin in Rischinew in einer Kiste aufbewahrt wurden, durch einen Proselyten gestohlen worden. Da sie in portugiesischer und spanischer Sprache abgefaßt waren, hatte Gurland selbst sie auch nicht lesen können und konnte nur in kurzen Worten das erzählen, was er darüber erfahren.

Sein Großvater, der Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Portugal lebte, führte einen ganz anderen Namen, da er einem alten begüterten spanischen Geschlecht angehörte, von dem ein Teil nach Portugal übergesiedelt war.

Seines Glaubens Katholik war er seiner Kirche treu ergeben; allein was er in derselben erleben mußte, er-

schütterte seinen Glauben und führte ihn in die schwersten Seelenkämpfe.

Es war Ende des 18. Jahrhunderts, als die Inquisition mit ihren Marter szenen, flammenden Scheiterhaufen und furchtbaren Judenverfolgungen in Spanien und Portugal in höchster Blüte stand. Die Greuel schrien gen Himmel, und unzählige Unschuldige verloren Gut und Blut.

Erst Anfang des 19. Jahrhunderts unter König Johann VI. wurde die Inquisition aufgehoben.

Was Gurlands Großvater alles miterlebt und mitangesehen, — wir wissen es nicht; — allein die Tatsache, daß er den Christennamen, unter dessen Deckmantel so viel Greuel geschahen, nicht mehr tragen wollte, die Tatsache, daß er sich auf die Seite der verfolgten und verachteten Juden stellte und zu ihrem Glauben übertrat, beweist genügend, daß er Furchtbares erlebt hat.

Die katholische Kirche läßt sich aber nicht so leicht eins ihrer Glieder entschlüpfen, und so zog sein Übertritt die heftigsten Verfolgungen nach sich; seine Güter wurden konfisziert, und bald merkte er, daß er auch seines Lebens nicht mehr sicher war; so machte er in aller Stille den Rest seines Vermögens flüchtig und floh mit seinem Sohne nach Holland, das bereits vielen aus Portugal Flüchtenden und von der Inquisition Verfolgten freundliche Aufnahme gewährt hatte.

Der Vater.

Wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewehet wird. Jak. 1, 6.

Des Geflüchteten Sohn war Christ geblieben, sein Vater hatte ihm die freie Wahl der Konfession gelassen.

Wenn wir nun aber bedenken, wie wildbewegt seine erste Jugendzeit gewesen sein muß, welchen Eindruck die miterlebten Leiden der Verfolgten, die Erzählungen von all' den Scheußlichkeiten, die zur Ehre Gottes geschahen, sowie die eigene Gefahr und Flucht auf sein junges heißblütiges Gemüt gemacht haben müssen, — so werden wir verstehen, daß der Glaube in seinem Herzen noch nicht recht Wurzel gefaßt hatte, und je mehr er heranwuchs, desto mehr Zweifel ihn hin und her warfen.

So wollte er sich fürs erste zu keiner Religion bekennen und wünschte, die verschiedenen Konfessionen erst näher kennen zu lernen.

Schon als Student hatte er eine herzliche Neigung zu einer jungen Jüdin gefaßt und das junge Mädchen, das seine Liebe aufrichtig erwiderte, geheiratet. Sie schenkte ihm nach einem Jahre ein Töchterchen; aber auch das häusliche Glück konnte seiner Seele nicht den ersehnten Frieden geben; ein Suchen und Ringen nach Wahrheit, nach Gott, und der rechten Art ihn anzubeten, erfüllte ihn ganz.

Mit prüfendem Blick beobachtete er die Anhänger der verschiedenen Konfessionen in ihrem Leben und Wandel und lernte dabei einen jungen Jesuiten kennen, dessen Persönlichkeit ihn ungemein anzog und fesselte, so daß bald innige Freundschaft beide verband, und der Einfluß dieses jungen Priesters sein Herz mehr und mehr dem Christentum zuneigte.

Der Herzenszwiespalt aber wurde dadurch nur größer, er fühlte sich wie zwischen zwei Feuern, und ward hin und her gezogen von der Liebe und Verehrung zum Vater, der mit Empörung und Verachtung auf das Christentum herabsah, und der Freundschaft zum jungen Geistlichen, der ihm in den glühendsten Farben seine Religion pries!

So beschloß er, zur Erlangung klarerer Einsicht, zu verreisen und an anderen Universitäten seine Studien fortzusetzen, — in der Hoffnung, dort unbeeinflusst die Wahrheit zu erkennen!

Ehe er abreiste, legte er seinem Freunde die Fürsorge für Weib und Kind warm ans Herz, beschwor ihn aber bei allem, was ihm heilig: niemals den Versuch zu machen, die junge Frau, deren weiches, nachgiebiges Herz er kannte, zum Übertritt zur christlichen Kirche zu bewegen.

Beruhigt durch das feste Versprechen des jungen Priesters, keine Befehrungs-Versuche zu machen, reiste er ab.

Wir wissen nicht, welche Lande er durchzog, wie lange er fort blieb, und welche Religion ihm die beste dünkte, es scheint, daß, als er heimkehrte, sein Herz sich für den Glauben des Freundes entschieden, und daher ihn der Schlag doppelt entsetzlich traf, als er die Ent-

deckung machte: — daß der Freund ihn hintergangen, die junge unerfahrene Frau doch überredet zum Christentum überzutreten und sowohl sie, als sein Kind bereits getauft hatte!

Alle Leidenschaften seines jähzornigen Gemüths erwachten, ein furchtbarer Wutausbruch erfolgte: — er fluchte dem Freunde, er verstieß sein junges liebendes Weib und sein einziges Kind; er raffte sein Hab und Gut zusammen und floh in Haß und Verbitterung weit, weit fort, um sich in die tiefste Einsamkeit zu vergraben! Nichts, nichts sollte ihn mehr an sein früheres Leben erinnern, nicht einmal den Namen wollte er behalten, auch sollte jede Spur für die Seinen verwischt, ein Wiederfinden unmöglich gemacht werden!

So war er bis nach Rußland gekommen; in fanatischem Haß gegen das Christentum zog es ihn zu den Juden. Er trat zu ihrem Glauben über, ergab sich ganz ihrem streng orthodoxen Kultus, nahm den Namen Gurland, der hebräisch: „Fremdling im Lande“ bedeutet, an und widmete sich mit solchem Eifer und so glühendem Fanatismus dem Studium des Talmud, daß er bald dessen leidenschaftlichster Vertreter wurde, und die Juden ihn zum Rabbiner wählten. Er nahm sich dann auch ein Weib aus einer alten ehrwürdigen Levitenfamilie, und dieses schenkte ihm mit der Zeit drei Kinder: eine Tochter und zwei Söhne.

Der älteste, am 29. Juni 1831 geborene Sohn war Chaim, der spätere Pastor Gurland.

Die Schwester.

„Mein Vater und meine Mutter
verlassen mich.“ Ps. 27, 10.

Die junge verlassene Frau in Holland welkte früh dahin aus Gram und Herzeleid; ihr verwaistes Töchterchen aber ward von reichen Holländern ganz adoptiert. Wohl durch die Erzählungen der Mutter lebte im Herzen des Kindes eine unstillbare Sehnsucht nach dem Vater; — und als sie heranwuchs, ließ sie, die sehr wohlhabend war, keine Mittel unversucht, über ihn und seinen Aufenthalt etwas zu erfahren.

Ihrer treuen Unermüdlichkeit gelang es denn endlich auch, durch reisende jüdische Kommiss, denen sie hohe Belohnung verheißen, zu ermitteln, daß ihr Vater in Wilna als Rabbiner, unter dem Namen Gurland, lebe; ein Schwager von ihm, der ebenfalls dort Rabbiner war, hatte es verraten.

Unverzüglich machte das zarte, kränkliche Mädchen sich auf die weite, damals so unendlich schwierige und langwierige Reise nach Rußland, und gelangte nach viel Mühsalen endlich bis Wilna, wo sie in einem Hôtel abstieg und sich an den Rabbiner, den Bruder von Gurlands Frau, mit der flehenden Bitte wandte, ihr ein Wiedersehen mit ihrem Vater zu ermöglichen.

Allein alle Vermittelungsversuche desselben scheiterten; Gurland erklärte in fanatischem Haß: keine Tochter zu besitzen! und weigerte sich auf das entschiedenste sie zu sehen.

Die Verzweiflung des armen Mädchens war so groß, daß endlich Gurlands Frau ins Geheimnis gezogen wurde, allein auch deren hilfberedtes Herz konnte nur ermöglichen, daß die Tochter durch eine offene Tür, vom anderen Zimmer aus, einmal den Vater erblicken durfte. Dieser selbst blieb unerbittlich!

Ehe das arme junge Mädchen, enttäuscht und tiefgebeugt, wieder abreiste, wünschte sie wenigstens ihren kleinen Stiefbruder Chaim kennen zu lernen, und dessen Mutter gestattete, daß er zu ihr geführt wurde.

Er erzählte nachher oft mit Wehmut von diesem kurzen Beisammensein: wie verwundert er gewesen, als man ihn heimlich, ohne des Vaters Wissen, in ein fremdes Haus und ein großes, helles Zimmer geführt, wo er eine liebliche blasser junge Dame sah, die bitterlich weinend ihn umarmte und küßte.

„Du bist mein Bruder!“ sagte sie ihm in so liebevollem Ton, daß er tief ergriffen war, und sie sein ganzes Herz gewann.

Ihre Abschiedsgabe: silberne, blau und schwarz emaillierte Manschettenknöpfe, blieben ihm bis ins Alter ein teures, sorgsam gehütetes Andenken.

Wiedergesehen hat er die Schwester nie. Nach einigen Jahren erfuhr er, daß sie an der Schwindsucht gestorben sei und ihm ihr Vermögen vermacht habe.

Das Testament wurde aber angefochten, und so zogen sich die Verhandlungen jahrelang hin — und endeten mit der Verzichtleistung Gurlands.



II.

Bilder aus der Kindheit.

„Da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und war flug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge.“

1. Kor. 13, 11.

Es ist keine leichte Aufgabe für einen alten Mann, „Jugenderinnerungen zu schildern.

Entweder betrachtet man die Bilder der Jugend mit der Brille des Alters, oder die verblaßten Farben werden mit dem Pinsel der Phantasie aufgefrischt, und ohne zu wollen noch zu wissen, entsteht leicht eine Art „Wahrheit und Dichtung“, die in diesem Falle schlecht angebracht wäre. —

Jedes Alter hat seine eigene Lebensanschauung.

Fällt es der Jugend schwer, sich in die Lebensauffassung des Alters hineinzufinden, so ist's auch dem Alter nicht leicht, sich zurück in die Welt der Kindheit zu versetzen.

„Lieber, sing mir ein Lied von Zion!“ — bittet die Jugend. „Erzähle mir von deiner Kindheit! Schildere mir die ersten Regungen deines Geistes.“ — „Wie sollte ich des Herrn Lied singen im fremden Lande?“ antwortet das Alter. Ist doch nicht nur die Welt um uns, sondern auch die Welt in uns eine andere geworden.

Wenn das Gedächtnis als kühner Taucher in die Flut der Vergangenheit hinabsteigt, so fördert es gewöhnlich neben einzelnen winzigen Perlen viel leere Muscheln und bunte Steinchen ans Licht, die nur für den Eigentümer ein gewisses Interesse haben. Erinnerungen sind meist für andere Menschen welke Blätter ohne Farbe und Duft, daher ist die Auswahl beim Auf-

zeichnen keine leichte; nicht jede Blüte trägt Frucht, nicht jede Erinnerung ist als grundlegend für die spätere Lebensrichtung anzusehen.

Unsere ersten Geistesregungen sind in einer Fern-
duft gehüllt, aus dem nur einzelne Punkte hervor-
leuchten.

Wer vermag jene ahnungsreiche Lebensdämmerung,
jene undefinierbare Morgenröte des Lebens zu schildern?

Singen wir doch mit verbundenen Augen durch das
goldene Tor, schlaftrunken und träumend überschritten wir
die erste Lebensstufe; und ehe die taufrische Kinderseele
das Wunderbild in sich aufgenommen, schleicht sich auch
in das liebliche Eden der Kindheit die Schlange, und nur
zu früh schließen sich die Pforten des Paradieses, und die
traurige Geschichte von Sünde und Elend, Not und Tod
beginnt.

Aber es wäre trostlos, wenn wir nur von ent-
schwundener Herrlichkeit und empfundener Not zu sagen
wüßten. Gottlob, es gibt auch eine Geschichte der Gnade
und Erlösung, und eine ebenso unleugbare Tatsache wie
die leibliche ist die geistige Geburt.

Mit der geistigen Wiedergeburt beginnt eine Ge-
schichte der Liebe, des Lichtes und des Lebens.

Dieser Geistesfrühling treibt Blüten, die nicht ver-
welken, und zeitigt Früchte für das ewige Leben.“



Kinderwelt.

„Der Mensch geht auf wie eine
Blume.“ Hiob 14, 2.

Verhältnisse und Umgebung verleihen der Entwicklung des Kindes das eigenartige Gepräge. Die sorgsam gehütete Gartenblume entwickelt sich anders als die Feldblume oder gar als die im Schatten des Heckenzaunes mühsam zum Licht strebende Blüte. Gottes Schöpferliebe aber läßt selbst auf Felsenboden ein Edelweiß erblühen.

Dunkel und einsam war die Kinderzeit, die der kleine schwarzlockige Chaim erlebte, und seine großen tief-schwarzen und doch so leuchtenden Augen trugen einen träumerischen sinnenden Ausdruck. Sein Leben mußte sich ja verinnerlichen, da er keine Spielgefährten hatte und nicht wie andere Kinder fröhlich ins Freie laufen, springen und spielen durfte, sondern nur selten und an der Hand des Vaters oder Lehrers das Haus verlassen durfte.

Und wie wenig sonnig war die innere Häuslichkeit. Nach jüdischer Sitte hielt man die Schwester fern von ihm, der Bruder wurde erst geboren, als der frühreife Knabe sich schon ganz ins Lernen versenkte. Seine Mutter, die ihn unendlich liebte, stand unter dem Druck des Mannes und wagte nie in dessen Gegenwart dem Knaben ihre Zärtlichkeit zu zeigen, und nur in den seltensten

Fällen, wenn seine zarte Gesundheit sie ängstigte, trat sie gegen die übertriebene Strenge des Vaters auf. Und dieser? Wir wissen, welche schwere Erfahrungen wie eine dunkle Wolke auf ihm lasteten und sein Gemüt in hohem Grade verbittert hatten.

„Er war ein kränklicher Mann, ernst und streng in allen Dingen; er fastete und betete und seufzte beständig über seine und seines Volkes Sünden, und wurde nie des Lebens froh.

Der Knabe hatte vor dem Vater einen namenlosen Respekt, empfand aber keine hingebende Liebe für ihn; dazu war der Vater zu unnahbar, zu ernst und streng, zu sehr verkörpertes Gesetz.

Kaum je hat man ihn lachen sehen, — als wäre das Leben an sich schon Sünde, das Geborenwerden ein Unglück.

Der Glaube an einen heiligen und gerechten Gott, der allwissend, allgegenwärtig und allmächtig ist, der Herz und Nieren prüft und die Sünden der Väter heim sucht an den Kindern, und vor dem niemand rein ist, schien ihn zu erdrücken.

Er betete Bußpsalmen, besonders den 139. Psalm, unter Tränen und Seufzen, aber die Angst seiner Seele wich nicht.

Diese Vorstellung von Gott pflanzte er in die Seele seines Sohnes.

Der arme Knabe war eingeschüchtert, er fürchtete sich vor Gott, wie der Verbrecher vor dem gestrengen Richter und konnte nie froh und vergnügt sein; — und doch dürstete die Kinderseele nach Liebe und Frohsinn, die ihr versagt blieben! . . .“

Morgenröte.

Welche der Geist Gottes treibt, die
sind Gottes Kinder.

Röm. 8, 14.

Das war die Umgebung, in der das Kind aufwuchs; für die Fragen, die sein kleines Herz bewegten und seinen Geist erfüllten, fand er keine Antwort.

„Sage mir, was ist Gott?“ fragte er schon als ganz kleiner Knabe seine Schwester.

„Gott?“ rief sie staunend, „Gott ist ein heiliger Geist!“

Nun wollte das Kind aber wissen, was ein heiliger Geist sei, und bat sie, ihm denselben ganz genau auszumalen. Da lachte sie den kleinen wißbegierigen Burschen aus und rief:

„Gott ist Gott! Das ist alles! Ich kann ihn dir doch nicht beschreiben!“

„Du bist unwissend!“ rief das enttäuschte Kind, „was soll ich mit dir reden, wenn du solch eine kleine Frage nicht beantworten kannst!“

Nun versuchte er es mit der Mutter, die freundlich und sanftmütig ihm fast dieselbe Antwort gab wie die Schwester, und als das Kind immer mehr in sie drang, half sich die Arme damit, daß sie ihm versicherte:

„Wenn du lernen wirst, findest du alles, was du wissen willst, in der Thora und Gemara.“ (Alte Testament und II. Teil des Talmuds.)

So wartete das Kind mit großer Ungeduld auf den ersten Unterricht, der ihm Befriedigung bringen sollte. — Endlich nahte die ersehnte erste Stunde! Er war noch nicht fünf Jahr alt, als der Vater die Heilige Schrift holte, und hochklopfenden Herzens stand der Knabe dabei.

Die orthodoxen Juden unterrichteten nie nach einer Fibel — die Bibel war das erste und einzige Lesebuch; auch wurde nicht buchstabiert, sondern ein Wort gewiesen und genannt, und das Kind mußte sich das ganze Wortbild einprägen, und dieses ihm bekannte Wort nun aus den anderen, ihm fremden Wörtern heraus zu finden wissen.

Das erste Wort, das der kleine Chaim lernte, war das ihm so wunderbar geheimnisvolle Wort: „Gott“.

Wie strengte der Kleine sich an, weiter zu lernen, denn jedes neue Wort mußte ihm doch dieses große Rätsel erklären; — allein als er die ersten zwei Verse der Bibel gelernt hatte, war es ihm des Wunderbaren zu viel, — er faßte Mut, sich auch an den gestrengen Vater mit seinen Fragen heranzuwagen:

„Wer hat das Buch geschrieben?“ begann er.

„Moses,“ war die Antwort.

„Wie konnte er es gewußt haben?“

„Gott hat es ihm gesagt.“

„Was ist Gott?“

„Gott ist ein heiliger Geist, der die Welt geschaffen hat.“

„Kann denn ein Geist mit einem Menschen reden?“

„Jawohl! wenn er nur will.“

„Hier ist aber gesagt,“ forschte der Knabe weiter, „daß der Geist Gottes über dem Wasser schwebte, — wahrscheinlich ist der Geist nicht Gott selbst?“

Und so ging es bei jedem anderen Verse. Der Vater versuchte eine Erklärung, das Kind schien unbefriedigt; — selbst der Großvater mütterlicherseits, ein ehrwürdiger greiser Rabbiner, setzte allen Scharfsinn ein und begann mit seinen traditionellen talmudischen Auslegungen, — allein je weiter sie kamen, je mehr folgte Frage auf Frage, — dem Kinde schienen die unfaßbaren Luftgebäude ihrer Erklärungen immer unverständlicher, und zuletzt wurde ihm gesagt: „Du bist jetzt noch zu dumm, um dies alles zu verstehen.“

Ja, es kam so weit, daß, trotzdem der Knabe merkte, wie seine Fragen bei Vater und Großvater Freude und Staunen erregten, ihm dieselben verboten wurden:

„Mit solchen Fragen kommst du mir nicht mehr, — hörst du, Junge?“ drohte der Vater. „Er will jetzt schon alles wissen, was wir nicht einmal wissen können!“ sagte der alte Großvater.

So war das Kind allein auf seine Studien angewiesen.



Ernstest Anstalten zur Himmelfahrt.

„Ich breite meine Hände aus zu Dir, und meine Seele dürstet nach Dir, wie ein dürres Land.“ Ps. 143, 6.

In Schrift und Talmud vertiefte sich nun der elfjährige Knabe mehr und mehr, hatte man ihm doch sogar gesagt, wer viel in der Gemara studiert — würde Gott

sehen! — und könnte er ihn sehen, so würden gewiß alle Rätsel gelöst, und seine hungernde Seele Befriedigung finden.

Wenn er in der Heiligen Schrift las, zog ihn am meisten das Bild des Elias an, wie er im feurigen Wagen gen Himmel fuhr und Gott schauen durfte.

Diese wunderbar schöne Geschichte erfüllte ihn so sehr, daß sein Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet war, es ihm gleich zu tun.

Ein heißes Verlangen, Ähnliches zu erleben, erfüllte ihn immer gewaltiger, und er sann nur, wie das ermöglichen?

Auf seine Frage: Wie Elias es so weit gebracht habe? — ward ihm die Antwort:

„Durch Fasten und Beten erhob sich seine Seele zu Gott!“

Still und tief innerlich ein Leben für sich führend, meinte er: „Das könnte ich auch!“

Um seinen Vorsatz ungestört auszuführen, sagte er niemand davon und entschlüpfte ungesehen dem Elternhause; er eilte aus der Stadt immer weiter und weiter dorthin, wo aus dem nahen Walde sich ein Hügel erhob, dorthin zog es ihn, dort sank er erschöpft und doch hoch aufatmend auf seine Knie, — seine Augen suchten in freudiger Erwartung den Himmel, seine Arme breiteten sich ihm entgegen, und seine Lippen flüsterten alle Gebete, die er gelernt, bis er ermüdet, in stiller Erwartung da saß, immer wieder von neuem seine Bitten hinaussendend und voll Sehnsucht nach dem Feuerwagen ausschauend!

Als der Knabe so den langen Tag dageessen, — — wie mag sein Herz aufgejauchzt haben, als die Abendröthe den Himmel so tief erglühen ließ, als die sinkende Sonne ihre Strahlen bis zu ihm zu senden schien! O gewiß hat der arme Knabe, der wohl noch nie solch herrliches Schauspiel gesehen, voll seligen Bitterns das Nahen des feurigen Wagens zu sehen gemeint, — — und dann sah er mit angstvollem Staunen das Erblassen der Herrlichkeit, das Nahen der Finsternis.

Gewiß sank er bitterlich weinend zusammen in tief-schmerzlicher Erkenntnis sich noch nicht würdig haltend so großer Herrlichkeit!

Hungrig und elend, voll Herzeleid weinte sich das Kind in Schlaf, um am andern Morgen von neuem zu beginnen mit Beten und Weinen, Hungern und Fasten.

Wie kämpfte die tapfere kleine Seele mit den Leiden des Körpers — und hielt stand durch immer erneute Hoffnung und immer neue Enttäuschung hindurch, sich daran klammernd, daß Elias 40 Tage gefastet, und Beten und Fasten den Himmel erringen könne; — bis die physischen Kräfte doch versagten!

O armes verblendetes Kind, möge Gott dich schirmen und retten! — —

Zu Hause war Angst und Sorge, überall ward der Knabe gesucht, bei allen Freunden und Verwandten nach ihm geforscht, — — vergebens! endlich nach mehreren Tagen ward das fast verhungerte, bewußtlose Kind oben auf dem Hügel gefunden und heimgebracht.

Ins Leben gerufen, verfiel er in schwere Krankheit.

Nebelbilder.

Was meinst du, will aus dem
Kindelein werden? Luk. 1, 66.

Als der Knabe genesen, drückte eine schwere Enttäuschung seine Seele nieder, und es währte lange, bis wieder Lebensmut und neues Streben ihn erfüllten.

Das Gerücht aber von der geplanten Himmelfahrt, — von seinem scharfen Verstande und seinem großen Vereifer: daß er mit noch nicht dreizehn Jahren die Bücher Moses, die Psalmen und einen Teil der Propheten auswendig wußte, — drang unter die Leute, und wenn er an der Hand des Lehrers in die Synagoge ging, sah er, wie die Leute sich anstießen, mit den Fingern nach ihm wiesen und hörbar flüsterten:

„Seht, das ist er! Der wird noch einmal ein Großer in Israel werden!“

An einem Sonntagmorgen ging er mit dem Vater durch ein deutsches Dorf, hörte zum erstenmal die Glocken läuten und sah die Andacht der Kirchgänger; — alles das entzückte ihn so sehr, daß er bat:

„O Vater! steh doch ein wenig stille! Wie schön klingt das! und wie andächtig die Leute aussehen!“

Der Vater aber zog ihn fort und rief ärgerlich:

„Darauf darfst du nicht achten! Das sind verfluchte Leute.“

Ein alter, ehrwürdiger Mann, der auf seinen Stab gestützt hinter ihnen her zum Hause Gottes wanderte, hörte den Vorgang mit an, legte im Vorübergehen seine Hand auf des Knaben lockiges Haupt und sagte, wie in prophetischem Geiste:

„Dich hat der Herr noch zu etwas Besonderem aus-
ersehen!“ —

Dieser Auftritt bestärkte den Vater noch mehr in seiner oft geäußerten Furcht:

„Ich weiß, du wirst noch mal ein Goy werden!“

Diese Furcht war wohl auch die Ursache seiner Härte und Strenge dem Sohne gegenüber.

Jedenfalls ließ der Vater nach diesem Ereignis jede Woche einmal mehrere Rabbiner und fromme Juden ins Haus kommen, die über dem Haupte des bedrohten Knaben den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs anrufen mußten: Er wolle das Kind behüten, daß es nicht einst den Glauben der Väter verlassen möge!

Er suchte auch auf alle Weise in dem Herzen des Sohnes einen tiefen Widerwillen gegen alle fremden Religionen zu wecken.

Als strenggläubiger Rabbiner wünschte er natürlich sehnlichst, daß der Sohn sein Nachfolger werde.

Jahrelang leitete er den Unterricht selbst. Obgleich er zu den äußerst orthodoxen Talmudisten gehörte, die den Unterricht in der Heiligen Schrift verpönten und ihre Kinder schon im 6. Jahr nur im Talmud unterweisen lassen, so gab er doch dem Sohne Anleitung, die Bücher der Heiligen Schrift in der Ursprache zu lesen und zu lernen, und führte ihn dann erst in die altjüdische Theologie ein.

Der Knabe aber hatte, neben seinem liebebedürftigen Gemüt, einen kritischen Verstand und wollte stets den Grund der Gebote und Verbote erfahren.

Da ihn nun weder die Erklärungen des Vaters noch des Talmud befriedigten, der Vater aber blinden Gehorsam gegen die Autorität des Talmud forderte, — wurde der Knabe mißmutig und verdrossen.

Statt den ganzen Tag den Talmud zu lernen, wie der Vater es verlangte, und was ihm doch eine geradezu geisttötende Beschäftigung zu sein schien, — kauerte er auf dem schmutzigen Dachboden, um irgend eine Räubergeschichte, die er sich heimlich von einem Nachbarkinde geliehen, zu lesen; oder, um mit Kreide oder Feder Zeichnungen zu machen, wozu er nie Anleitung oder Unterricht erhalten, und was der Vater nie gestattete, er aber nicht lassen konnte. — Der Knabe lebte eben in einer ganz anderen Welt, als diejenige seiner Eltern und Geschwister war, und sie verstanden ihn ebensowenig wie er sie! —



III.

Jugendzeit.

„An den Früchten merket man, wie
des Baumes gewartet ist.“

Sirach 27, 2.

In allen Tonarten wird das Lied von der goldenen Jugend angestimmt und die Maienzeit des Lebens mit ihrer unvergleichlichen Pracht geschildert.

Wie gern gedenkt man an des Lebens Lenz mit seinem Morgenglanz, seinen taufrischen Blumen und Blüten.

Aber auch Unkraut, Dornen und Disteln wachsen darunter, und ist die Jugend die Saatzeit fürs spätere Leben, so muß man wie im Aussäen so auch im Ausrotten — wie im Pflanzen so im Beschneiden fleißig sein.

Wir sind ins Leben gerufen, um Pflichten zu erfüllen, nicht aber um Rechte zu fordern. „Gehe hin und arbeite in meinem Weinberge, was recht ist, soll dir werden.“ —

Zur Jugend gehört das Streben und Steigen. Der Lebensweg führt aufwärts. Mit jeder erreichten Stufe erweitert sich der Horizont — aber vermehren sich auch unsre Pflichten.

Im Alter sieht der Mensch erst ein, daß er noch lange nicht hoch genug gestiegen — oder daß er eine gar morsche Leiter gehabt, — daß Gottes Liebe viel Torheit zudecken muß.

So oft ich über meine Jugend nachdenke, muß ich immer von neuem ausrufen: „Wie wunderbar sind deine Wege, o Herr!“

Mögen andere darüber denken, wie sie wollen, für mich ist's eine unbestreitbare Wahrheit, daß der Herr

mich von Kind auf so geleitet und gelenkt, um mich zu sich zu ziehen.

Es würde zu weit führen, wenn ich hier beschreiben wollte, wie vielen Gefahren und Verlockungen ich in meiner Jugend zu widerstehen hatte. Erst später ist es mir klar geworden, wessen Gnade mich schützend dahindurchgeleitet.

Eine gefährliche Prüfung war es für mich, als mein Vater mich, einen Knaben von 16 Jahren, nach jüdischer Sitte verheiraten wollte. Daß es an Angeboten nicht fehlte, wird niemand bezweifeln, der die Sitten und Gebräuche der osteuropäischen Juden kennt, zumal da schon in jener Zeit meine talmudische Gelehrsamkeit zu großen Hoffnungen berechtigte. Gottlob, mein Vater gab meinen Bitten nach, und diese Gefahr zog an mir vorüber.

Ich möchte hier nur den Faden zeigen, der von Jesu Händen gesponnen ward und mich zu ihm zog.

Nur Tatsachen sind hier niedergeschrieben, die meist dem natürlichen Drang entsprangen, dem Herzen Luft zu verschaffen.

Wie schwer es dem Jüngling fällt, Gedanken und Gefühlen, die dem gärenden unentwickelten Jugendgeist entsprossen, die sich selbst noch nicht recht begreifen, durch matte Worte und starre Buchstaben Ausdruck zu verschaffen, wird jeder begreifen. So fühle auch ich es trotz einer langen Reihe von Jahren noch recht lebhaft, wie wenig die folgenden Blätter das aussprechen, was mein Herz beim Schreiben derselben empfand. Das Göttliche im Herzen des Menschen kommt niemals ganz zum Vorschein. Und doch sei mir ferne, an die ersten Regungen des Geistes, an die ersten Empfindungen meines Herzens eine ändernde Hand zu legen. In ihrer natürlichen ursprünglichen Gestalt sollen sie jetzt erscheinen, wenn dieselbe auch mangelhaft und armselig ist.

Jugend-Charakter.

„Mein Vater, der Weingärtner, wird einen jeglichen Reben reinigen, daß er mehr Frucht bringe.“ Joh. 15, 1. 2.

Oft scheint's uns so unbegreiflich, daß die schönsten Ranken durch das Messer des Weingärtners fallen müssen, aber wir müssen still vertrauen, daß er weiß, was entfernt werden muß.

So sehen wir auch voll Mitleid, wie der große Weingärtner mit dem jungen Chaim verfuhr, dessen Seele sich gegen das Festbinden und Beschneiden aufbäumt; — wollten doch auch hier die grünen Ranken sich gerne im Winde schaukeln und nach der ganzen Welt ausstrecken.

Aus dem mißmutigen Knaben war ein ernster grübelnder Jüngling geworden. Von Natur weich und anschniegend, liebebedürftig in hohem Grade, mit einer reichen Phantasie und Einbildungskraft ausgestattet und mit unverkennbarem Talent für Malerei und Plastik begabt, dachte er meist in Bildern, die glühende Farben trugen.

Eine große Liebe zur Tierwelt sowie ein tiefer Sinn für Naturschönheit war ihm eigen. Die nackte, kalte Wirklichkeit konnte ihn nicht befriedigen, alles Unschöne und Uedle war ihm von Natur zuwider, Sklaverei in jeder Form war ihm in der Seele verhaßt. Ein wilder Freiheitsdrang erfüllte ihn ganz und verlangte ungebärdig, sich nach allen Seiten hin bestätigen zu können.

Aus dem ernstesten Knaben wurde ein grübelnder, melancholischer Jüngling. Er hatte die moderne Richtung des Reformjudentums kennen gelernt, seine talmudische Orthodorie fing an zu wanken, aber seine Vorstellung von Gott blieb wesentlich dieselbe. Den Bund, den Gott mit Israel gemacht, sah er als Vertrag von gegenseitigen Versprechungen und Leistungen an. Erfüllung des Gesetzes und göttliche Belohnung, alles schien auf Werkgerechtigkeit zu dringen. Das Ziel schien also: Selbsterlösung durch Werkgerechtigkeit und Heiligkeit.

Dahin ging auch sein Streben. Er schärfte die Kontrolle über die Regungen seines Herzens, entsagte jeder harmlosen Freude und bemühte sich Werke der Liebe zu üben und einen gottgefälligen Wandel zu führen.

Aber je ernster er sich prüfte, um so mehr empfand er, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf. —

In der höheren Talmud-Thora-Schule, die er vom 11. bis 16. Jahre besuchte, fand er in seinem Vetter Samuel einen gleichgesinnten Kameraden, an den er sich mit ganzer Seele schloß.

„Schon als Knabe war Samuel eine außerordentliche Erscheinung.

Seine Gesichtsbildung war mehr als angenehm, namentlich die ungewöhnlich hohe Stirn und der kleine feine Mund, der eine tiefe innerliche Wehmut auszudrücken schien, mehr aber noch der weiche schmachtende Blick seiner großen schwarzen Augen, in denen ein Schimmer überirdischer Sehnsucht ruhte.

Man sah es dem Knaben an, wie er mit offenen Augen träumte und seine Seele oft ganz abwesend war. Fern von dieser dürftigen prosaischen Wirklichkeit weilte sie

in einer Idealwelt, — ein Sehnen und Verlangen erfüllte ihn nach einem unnennbaren Etwas, — nach einer höheren Welt und besseren Heimat!

Die Gesichtsfarbe war immer zart, fast durchsichtig, auf seinen Wangen lag am Abend mitunter ein leichter Rosenhauch ausgegossen, aber er verschwand mit dem Morgenrot, wie dieses dem Tageslicht weichend.

Es gibt häufig auch unter der Jugend räthelhafte ätherische Erscheinungen, denen man es bald ansieht, daß sie nicht bestimmt sind lange auf Erden zu weilen, die wie erotische Pflanzen im Norden bei der besten Pflege doch schon im Entwickeln welken und absterben, — die fürs irdische Leben wenig taugen.“

An diesen Samuel sind die folgenden drei Briefe gerichtet, die uns einen tiefen Einblick in sein Seelenleben und =leiden gestatten.

Sollten sie manchem von ermüdender Länge und reich an Wiederholungen dünken, öfters unklar und unreif, zu stürmisch und überschwenglich scheinen, so darf eben nicht vergessen werden, daß ein sechzehnjähriger Jüngling sie schrieb, der daheim niemandem sein übervolles Herz ausschütten konnte, — und daß sie sich schwer mehr kürzen ließen, da sie die einzige Aufzeichnung aus seiner Jugendzeit bilden und zu seiner Charakteristik unentbehrlich sind.



Gedanken, die sich verflagen und entschuldigen.

„Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht,
auf daß sie nicht scheu werden.“

Koloffter 3, 21.

D., 3. Septbr. 1847.

Mein lieber Samuel!

Zum erstenmal sind wir eine Reihe von Wochen getrennt — freilich ohne es zu wollen — wir sollten es aber wenigstens im Geiste nicht sein. Ich kann nicht begreifen, daß Du mir auf zwei Briefe keine Antwort sendest. Ich bin Dir aber nicht böse, — wie könnte ich auf Dich böse sein? Du, mein Bruderherz, nein, ich fürchte nur, daß Du krank bist!

Dagegen habe ich in dieser Zeit schon drei Briefe von unserem lieben Jakob erhalten! Das ist eine gute Seele; er möchte mir durch seine Briefe Freude bereiten, gewöhnlich sind sie aber von einem Briefsteller kopiert und haben alle denselben Inhalt, nur mit verschiedenen Daten, so daß ich neulich in Versuchung kam, ihn auf die Antwort des Briefstellers hinzuweisen; ich habe es aber nicht getan; er ist doch unser guter Schulkamerad, mit dem zusammen wir schon jahrelang die harten Schulbänke gedrückt, und die spitzfindige, sophistische und hypothetische Weisheit des Talmud, die ihn am meisten beglückte, reichlich geschöpft haben.

Ich fragte ihn neulich, warum seine Briefe so kurz seien. „Warum sind Deine so lang?“ war die Antwort. Daraus konnte nun ein Chaos talmudischer Streitfragen

entstehen, die ich aber bereits satt habe; so will ich keine Veranlassung dazu geben.

Du bist und bleibst also der einzige, der mich mit allen meinen Eigentümlichkeiten kennt, der also meines Geistes und Sinnes ist. Deine Briefe sind mir nicht bloß Friedensboten von Deinem Wohlergehen, sondern erquickende und belebende Speise für meinen Geist. Warum willst Du mir dieses Vergnügen nicht öfters verschaffen?

Es ist schwer sich offen und wahr zu zeigen, ohne das Mitgefühl des Freundes zu beunruhigen. Dein sanftes, mildes Gemüt leidet durch meine Unzufriedenheit. Wie unglücklich muß ich sein, um Dich immer wieder zu betrüben, aber Du wünschest Offenheit. — Du bist ein glücklicher Mensch, vielleicht glücklicher als Du's selbst weißt, und ich könnte Dich beneiden, wenn ich dessen fähig wäre. Im Hause Deiner Eltern ist alles gleichmäßig, alles verträgt sich, und was einer will, das will auch der andere. Nichts ändert sich bei Euch, weder die Menschen, noch ihre Art und Weise. — Der Gleichmut Deines Vaters leidet weder durch Widerspruch noch sonst durch häusliche Störungen. Man kann darauf schwören: wie man die Familie heute verläßt, so findet man sie nach Jahr und Tag im Innern und im Außern wieder. Diese milden und lieblichen Lichtstrahlen Eures Hauses machen mir die ungeheuerliche ägyptische Finsternis recht fühlbar, die im Hause meiner reichen, vornehmen — und doch so armen Eltern herrscht. Glücklich fühlt sich niemand bei uns, aber am unglücklichsten unter allen fühle doch ich mich.

Du kennst mich von meiner frühesten Kindheit an, sage mir doch: waren es nicht reine unschuldige Beschlüsse, die mein kindliches Gemüt bewegten?

Für die Wahrheit, für das Recht und die Wissenschaft zu leben, zu streben und tätig zu

sein, schien mir ein schönes, heitres, beneidenswertes Los.

Mein Vater aber hat mich zum Rabbinatsstudium gezwungen und alle Talente, die mir die Natur verliehen, zu vernichten gesucht. Du weißt z. B., wie er dagegen war, daß ich das Schreiben (ohne Kosten und Lehrer) damals von Dir erlernte. „Ein Rabbiner braucht nur seinen Namen unterzeichnen zu können,“ sagte er meiner Mutter, die für mich eintrat.

Du weißt, wie streng er verboten hat, die russische Sprache zu lernen oder ein christliches Buch anzufassen.

Ich soll Rabbiner werden! O Gott! warum kann ich nicht Mensch sein. Mein Vater beschuldigt mich: daß ich ein großer Mann werden und weltlicher Bildung statt göttlicher meine Zeit widmen möchte! Zugegeben — aber doch nicht, um mich über andere zu erheben, sondern um das zu werden, wozu mich eine innere Kraft treibt: der Welt und meinen Mitmenschen zu nützen!

Wer wollte denn das nicht? Ich sehe im Talmud nichts als kalte abstrakte Begriffe, die mir weder nützlich noch interessant sind, — und doch —! um den Willen meines Vaters zu erfüllen, studiere ich ihn, mit allem Fleiß, worüber Du mir ein Zeugnis ausstellen kannst. — Was soll aber daraus werden? — Von der drückenden Gegenwart aus kann ich schon die dunkle Zukunft ahnen.

Mein Vater fordert von mir Selbstverleugnung; worin besteht sie? Ich soll den Frömmler spielen, in der Synagoge länger als andere beten, auf der Straße die Augen niederschlagen¹⁾ und den Kopf hängen lassen, als wäre ich nicht auf der Welt. Am liebsten wäre es ihm, wenn ich über Sünden seufzte und von Paradies und

¹⁾ Nach 5. Mos. 4, 9: „Daß du auch nicht {deine Augen aufhebest . . .“ gilt es bei den Juden für besonders gottesfürchtig, gebeugt und mit niedergeschlagenen Augen einherzugehen.

Hölle schwärmte, was mir doch unmöglich ist, es sei denn, daß ich schon jetzt ein Heuchler werde! Ist denn die Aufgabe eines sechzehnjährigen Jünglings, wie ich, die Selbstverleugnung? Sollte ich schon jetzt mit den Ideen: „Alles ist eitel“, „was nützt das Wissen?“ und so weiter umgehen? und dadurch mein Streben, Fleiß, Tätigkeit und Gefühl vernichten? — Lieber Gott, warum soll ich denn die Augen niederschlagen, als hätte ich schon ein böses Gewissen? oder ist die schöne Welt Gottes nicht schön genug, um sie mit Wohlgefallen anzusehn?

Positiver Sünden bin ich mir nicht bewußt, sollte ich denn auch Gott gegenüber heucheln? Alles soll gegen meinen Willen gehen. Ist denn mein Wille böse? Sind die Eltern berechtigt auch den Geist der Kinder zu knechten? Ist denn der Geist mit dem Kinde zugleich geboren? Nur der Geber des Geistes kann und darf sein Beherrscher sein. — Mein Prinzip ist: einerseits was der gebührende Gehorsam — andererseits was die Geistesfreiheit von uns fordert —! aber dürfen Kinder so etwas sagen?

Seitdem mein Vater zurückkehrte, bin ich auf meine Stube verwiesen, und bin ich ein wenig im Freien gewesen, so heißt es: „Wo hast Du Dich herumgetrieben?“ Ich soll mich auf die kommenden Festtage zu einer Vorlesung in der hiesigen Synagoge vorbereiten und am zweiten feiertage eine Predigt halten! Da hilft alles nichts: „Du sollst!“ Es ist schauderhaft. O Samuel, wo sind alle goldenen Träume unsrer Jugend hin!

Als ich gestern meiner Mutter über Kopfschmerzen klagte, bat sie den Vater, mich ein Stündchen spazieren gehen zu lassen. „Ich täte es gern“, sagte er, „aber ich merke wohl, daß der feurige Jüngling mehr der Natur als Gott lebt, da muß ich hemmen, ehe es zu spät wird, denn es steht ausdrücklich im Sohor geschrieben: „Die Heiden hat Gott für die Natur geschaffen, daß sie sich an

ihrer Schönheit ergötzen und also ihr Paradies auf dieser Erde genießen. Israel aber soll keinen Teil an irdischen Dingen haben und keine Kreatur bewundernd verehren, denn das ist Götzendienst — sondern nach himmlischen Dingen trachten, die ihm aufbewahrt sind."

Dies schließt der Sohor an 5. Mos. 4, 19: „Daß du auch deine Augen nicht aufhebest und sehest die Sonne und den Mond und die Sterne, das ganze Heer des Himmels und fallest ab und betest sie an und dienest ihnen, welche der Herr, dein Gott, verordnet hat allen Völkern unter dem ganzen Himmel. Euch aber hat der Herr angenommen und aus dem eisernen Ofen, aus Ägypten geführt, daß ihr sein Erbteil sein sollt.“

Abgesehen davon, daß der Sohor diese Stelle falsch auslegt und viele Stellen der Heiligen Schrift, wie z. B. die Psalmen 8. 19. 20 und 104, sowie Jes. 40, 26 usw. gerade das Gegenteil beweisen, meine ich: daß Gott als Urheber der Natur unmöglich mit sich selbst im Widerspruch sein kann, was der Fall wäre, wenn er beföhle, die Natur zu hassen.

Übrigens ist meines Vaters Bemerkung über meine Begeisterung für die Natur richtig — ich kann sie nicht entbehren! und das strenge Verbot macht mein Verlangen nach ihr nur noch viel lebendiger. Wenn ich von meinem dumpfen Stübchen aus einen Hund herumlaufen sehe, denke ich: „Er ist reicher als du!“ Gott möge es mir vergeben! —

Von frühester Kindheit an ist mir die Natur teuer und lieb, sie ist mir so erhaben und heilig; eine Wonne war es für mich hinauszueilen und von der Sonne beschienen, von einer reichen Pflanzenwelt umgeben, mich ins Meer der Luft zu tauchen, das sie so mütterlich uns entgegenströmen läßt; — aber diese Freude war nicht meine höchste, — eine tiefere Empfindung ergriff mich,

wenn ich einsam in ein geheimes Gespräch — ich habe keinen anderen Ausdruck für die Seligkeit, die mich durchdrang, — mit der Natur versank. Tiefe Rührung und Andacht erfüllte mich. Aber nicht bloß das, was mich unmittelbar umgab, auch was mich zu irgend einer Zeit berührt, durch Hören oder Lesen von einer fernen Gegend, die Bilder der Landschaften, in welchen unsere Urväter in Wirklichkeit, ich im Geiste gelebt, erfüllten meine Phantasie; das rauhe, stürmische Schilfmeer, die riesigen Gebirge Sinai, Tabor, Hermon, der Libanon mit seinen majestätischen Zedern, der Jordan mit seinen rothigen Ufern drangen ins innerste Zentrum meines Herzens; ich lebte und webte in ihnen im Wachen und Träumen — dort war mein kindliches Paradies — kurz ich war selig! Ich sage: ich war selig, denn ich bin es nicht mehr. Wenn kindische Sorge oder Widerwärtigkeiten mich quälten, floh ich in diese fernen sonnigen Gegenden, wo keine Verdrießlichkeit mich erreichen konnte. —

Verzeih, lieber Samuel, daß ich Dich mit solchen Schwärmereien müde mache — ich kann mich schwer von diesen Erinnerungen trennen, sie sind mir ein süßer Genuß. Doch für diesmal muß es genug sein!

Eine Freude kann ich Dir doch mittheilen: ich bin seit acht Tagen um einen Freund reicher geworden, nämlich den Sohn des Herrn M. G., der jetzt bei uns wohnt, ein prächtiger Junge. Heute Morgen waren wir zwei Stunden zusammen; er sprach unvergeßliche Worte über die Unsterblichkeit. Sein zartes tiefes Gefühl äußerte sich mehr in seinen Augen als in seinen Worten, — ich glaubte in einer anderen Welt zu sein. Ich kam mir so klein und beschämt vor, und doch hatte er Glut und Leben mir in die Brust gehaucht. Er gehört nicht zu den Zweiflern, die an allem aus Bequemlichkeit zweifeln, aber auch nicht zu den Bekennern, die nur den Urschriften folgen, ohne

rechts und links zu sehen. — Er gibt mir Unterricht in der russischen Sprache, und ich lese und schreibe schon einigermaßen. Das geschieht freilich insgeheim und mit aller Vorsicht; unsere Studierstube ist der Boden, wo ich mich täglich eine Stunde zitternd verstecke. Gott gebe, daß ich nur nicht verraten werde! denke, was für eine Gefahr mir bevorsteht, wenn es meinem Vater zu Ohren kommt! —

Ich will schließen. So lebe wohl und sei mir tausendmal gegrüßt, Du mein Herzensfreund. Grüße Deine lieben Eltern und Geschwister und bewahre auch ferner Deine Liebe für Deinen

Chaim.



Erschütternder Zusammenstoß.

„Ich will reden von der Angst meines
Herzens und will herausagen die
Betrübnis meiner Seele.“ Hiob 7, 11.

D., 28. Novbr. 1847.

Liebster Samuel!

Was für Gedanken wirst Du Dir wohl gemacht haben, da Deine zwei lieben Briefe bis heute unbeantwortet blieben. Ach, selbst die schrecklichsten sind mehr oder weniger wahr, bis auf den: daß ich tot bin; — was vielleicht das beste für mich wäre! aber Gott wollte das jetzt noch nicht. Ich muß meinem armen Herzen Luft machen, und doch erfaßt mich ein Schauer, wenn ich von dem sprechen will, was mein Herz erfüllt. Die stürmischen Wellen meines aufgeregten Gemüts schwellen bald hoch an, bald werfen sie mich in tiefes Verzagen zurück.

Kampf, Ärger, Zwietracht, Haß und Bitterkeit sind seit 5 Wochen die täglichen Gäste unseres Hauses. Die Herzen sind bedrückt, die Gesichter finster, die natürlichen Liebesbände zwischen Eltern, Kindern und Geschwistern sind erschüttert — wenn nicht gar zerrissen.

Liebe und Hoffnung sind dahin!

Du kennst schon lange die dunklen Wolken, die über unserem Hause, über unserer Familie lagerten, die mir immer ein Ungewitter verkündigten, aber einen so schnellen und so fürchterlichen Wolkenbruch, wie er leider auf einmal losbrach, hatte ich doch nicht geahnt.

Nun höre! Wie ich dir schon in meinem letzten Brief mitgeteilt habe, benutzte ich die Gelegenheit, mit meinem Freunde E., dem Sohne des Herrn M. G., eine Stunde täglich die russische Sprache zu treiben.

Drei Wochen gelang es mir, das vor meinem Vater zu verheimlichen, und ich war glücklich! da wurde ich aber verraten und die Freude war zu Ende.

Mein Vater machte mir bittere Vorwürfe und verbot mir streng, ein russisches Buch in die Hand zu nehmen. Doch war er dabei gelassen und wollte, wie es schien, mein Ehrgefühl nicht gänzlich verletzen, — vielleicht darum, weil ich in den feiertagen meine Sache ganz nach seinem Wunsche gemacht hatte: die Vorlesung, wie auch die Predigt in der Synagoge waren gelungen.

Einige Tage hielt ich mein Versprechen, endlich aber wurde mir die Versuchung zu groß; ein innerlicher Trieb bewog mich, mein Lieblingsstudium wieder aufzunehmen.

Indes kam noch etwas Schlimmeres dazwischen: mein Freund E. brachte mir ein neues russisches Büchlein zum Lesen, worin die biblischen Geschichten mit schönen Bildern ausgestattet waren. Mit großem Entzücken empfing ich diesen Schatz und drückte ihn ans Herz.

Du weißt, was für ein Bilderfreund ich von Natur bin, und kennst meine lebhafteste Schwärmerei von frühester Jugend an für die Bilder der Heiligen Schrift. —

Die Namen der Patriarchen und Propheten waren die Grundzüge, mit deren Hilfe ich mir das Bild einer jeden Person, ihren Charakter und Geist in meiner Phantasie ausmalte. Eines aber war und blieb mir immer ein Rätsel, — nämlich der Name Jofsua oder Jesus, wie ihn andere nennen, der mir von jeher am schönsten und lieblichsten klang.

Ich kann es nicht begreifen, wie diese bösen und teuflischen Geschichten, die uns von ihm erzählt werden,

mit diesem herrlichen, sanften und milden Namen sich vereinigen. Ich muß es Dir gestehen, daß bei allen schrecklichen Erzählungen, die wir als Kinder schon von unseren Lehrern über den gekreuzigten Christengott gehört haben, bei allen grauenhaften Sagen, die uns die Großmutter und Kindermagd schon fast in der Wiege von dem „teufelischen Zauberer“, „Wundertäter“ und „Verführer“ der Juden: „Jesus von Nazareth“ erzählten, — ich zwar jedesmal einen ergreifenden Schrecken und Schauder vor der erschreckenden Tat, aber trotzdem eine unaussprechliche Sympathie, ja ein unendliches Mitleid für diesen prächtigen Namen empfand, und mir immer wieder der Gedanke aufstieg: wer weiß, ob nicht dieser Jesus doch ein guter, wohlmeinender Mann — am Ende gar der Messias selbst — — gewesen ist?

Dann regte sich ein heißer Wunsch in mir, sein Bild zu sehen und danach ihn beurteilen zu können.

Ich sprach auch solche Gedanken meiner Mutter gegenüber aus, und sie weinte und trauerte darüber.

Als ich aber nun dieses Buch von meinem Freunde bekam und es durchblätterte, fand ich unter anderen Bildern auch das Bild Jesu, am Stamm des Kreuzes hängend, — — — das war mir tief ergreifend; — ja erschütternd! Je länger ich diese leidenden edlen Gesichtszüge betrachtete, desto mehr gefielen sie mir. Eine dunkle Ahnung ging mir durchs Herz: das muß ein guter, frommer Mann gewesen sein, der wie einst die Propheten, von dem fanatischen, beschränkten Volke nicht verstanden und ihrer unmenschlichen Wut preisgegeben ward!?

„Dies Bild mußt du haben!“ sagte ich mir selbst.

„Aber das Buch gehört dir nicht, auch nicht deinem Freunde, — er hat es sich von einem Christenkinde geborgt!“

Da beschloß ich, das Blatt für mich zu kopieren, aber wie sollte das geschehen?

Ich kannte die große Gefahr, welche mir drohte, wenn mein Vater dahinterkam; aber ich konnte mich nicht überwinden und wagte es endlich.

Ich stieg wieder zum Boden hinauf und versteckte mich in einem Winkel, eine alte Haringstone diente mir als Schreibtisch — — so ging ich ans Werk.

Es war ungefähr 10 Uhr morgens und ich gedachte bis zum Mittagessen fertig zu werden. Allein es vergingen mehrere Stunden, ich war so in meine Arbeit vertieft, daß ich alles vergaß. Es fing an zu dämmern, ich merkte es kaum, — das Bild war beinahe fertig.

Indessen suchten meine Eltern und Geschwister mich überall und meine Schwester, die, sich heimlich heranschleichend, mein Versteck auf dem Boden entdeckt hatte, verriet mich meinem Vater, der plötzlich neben mir stand, ohne daß ich etwas gesehen und gehört hätte.

Wie erstarrte ich, als ich das Antlitz meines, über mich gebeugten Vaters erblickte, — nie sah ich eine ähnliche Wut, — sein Gesicht glühte, seine Stimme schwankte, er zitterte an allen Gliedern und knirschend rief er:

„O Klippe, Klippe!“¹⁾ — Dann faßte er mich an den Haaren, schleuderte mich mit aller Kraft zu Boden, trat mich mit den Füßen und stieß mich die Bodentreppe hinunter, ich schlug mit der Stirn schwer auf eine scharfe Kante — — und verlor das Bewußtsein; mehr weiß ich nichts zu sagen. Als ich am dritten Tage ins Bewußtsein zurückkehrte und meine Augen aufschlagen wollte, merkte ich zu meinem Schrecken, daß ich nur das rechte öffnen konnte, das linke Auge aber mit Pflastern verklebt und

¹⁾ Ein talmudischer Ausdruck für: „Teufel, Dämon.“

verbunden war, zu gleicher Zeit fühlte ich furchtbare Schmerzen am ganzen Körper, am heftigsten im Kopfe.

Ich fand mich im Bette, und meine Mutter mit totenblassem Gesichte saß neben mir, ich erkannte auch den Arzt, aber ich konnte keine Silbe sprechen — und so lag ich bis vorgestern zu Bett.

Meinen Vater habe ich bis heute noch nicht gesehen, man sagt mir, er sei verreist, ich glaube aber einmal im Gespräch meiner Mutter mit dem Arzte verstanden zu haben, daß ich drei Monate nicht in die Nähe meines Vaters kommen darf. Meine liebe Mutter ist äußerst zärtlich und sorgfältig mit mir, sie erlaubte mir auch heute Deine beiden Briefe zu lesen und an Dich zu schreiben; das verletzte Augenlid ist nun wieder gut, außer daß ein Zeichen wahrscheinlich immer bleiben wird,¹⁾ aber mein verletztes Selbstgefühl kann schwerlich wieder gutgemacht werden.

Ich fühle mich der Verzweiflung nahe. Was soll daraus werden? Wohin treiben mich die wütenden Wogen meines Lebens? ich sehe kein Ufer und kein Land! —

Doch ich muß abbrechen, ich kann und darf jetzt nicht mehr schreiben. Eines nur möchte ich noch von Dir erbitten: sei nicht böse auf meinen armen, unglücklichen Vater! er ist eigentlich mehr zu bedauern, als ich! Er meint es gewiß gut, und der tiefste Grund seines Eifers ist doch die Religion! wer kann diesen Prozeß entscheiden? Haben denn die Israeliten, die ihre Kinder dem Moloch opferten, es nicht gut gemeint? Diese Frage ist leichter getan als beantwortet.

Dies Ereignis ist der Wendepunkt meines Lebens. Wie das ausschlagen wird, weiß nur Gott. Lebe wohl!

¹⁾ Eine große Narbe, von der Stirn über die Augenbraue laufend, blieb sein Lebenlang sichtbar.

Beunruhige Dich nicht, sieh, wie ruhig ich geworden. Der Glutdampf meines Herzens hat während des Schreibens Luft bekommen, so daß ich glaube, jetzt meinem Vater wieder mit kindlicher Ehrerbietung entgegentreten zu können.

Wie es scheint, soll ich noch den ganzen Winter über zu Hause bleiben. Schreibe mir nur ja fleißig und schicke mir die Vorlesungen, sowie Deine Meinung darüber.

Gedenke in Liebe an Deinen Freund

Chaim.



Wissensdrang.

„Ich begab mein Herz zu suchen
und zu forschen weislich alles.“
Prediger 1, 13.

D., 5. Januar 1848.

Mein liebster Samuel.

Dein letzter Brief hat mir nicht bloß Freuden, sondern auch Gelegenheit und Stoff zu fleißigem Forschen und Nachdenken verschafft.

Die Fragen, die Du berührst, sind zwar leichter getan, als erschöpfend beantwortet.

Aber auch ich fühle den Drang so weit, als unsere begrenzte Vernunft reicht, sich von diesen Gegenständen einen Begriff zu machen.

Ich wollte daher auf Deine letzte Frage: ob der Mensch eine sittliche Persönlichkeit — oder nur ein kleiner Teil des Universums ist? zuerst eingehen. — Allein ich bin schon in Verlegenheit, wie ich diese Frage von der vorhergehenden: ob wir uns Gott wirklich als einen ewigen, lebendigen, persönlichen Gott, oder nur als eine ewige Urkraft zu denken haben? scheiden soll, da beide, meiner Meinung nach, innig verbunden und untrennbar sind.

Ich sagte eben: „Ich bin in Verlegenheit“, wollen wir daran anknüpfen: Ich bin — bin wirklich! Es ist schwer, das eigne Ich zu übergehen, weil es sich bei jedem Gespräch, ja fast bei jedem Satze sozusagen von selbst aufdrängt. Ebenso schwer ist's, das göttliche Ich außer acht zu lassen!

Die Sprache hat sich wahrscheinlich mit dem Selbstbewußtsein zugleich zu einem „ich“ entwickelt.

Das war auch die Aufgabe des Menschen: daß er mittelst fortgesetztem freien Gehorsam und freier Überwindung, der an ihn herantretenden Prüfung, aus dem Zustand der kindlich unbewußten Unschuld zu dem der bewußten freien Selbsthingabe an Gott sich entwickeln sollte. — Hierauf stützt sich mein Glaube an meine wahrhaftige Existenz.

Und ich halte daher die, welche Existenzselbsttäuschung und Existenztraum lehren, — für die wahren Selbsttäuscher und Träumer. — Ebenso lächerlich scheinen mir die, welche, auf der anderen Seite, den Glauben an ihre Selbsteristenz und Freiheit so übertreiben, daß sie darum den Glauben an die wirkliche Existenz eines persönlichen Gottes leugnen!

Sollten diese flugen Köpfe, die ein Auge für alles haben, doch so blind sein, daß sie nicht durch die Geschichte unseres Volkes, durch die unwiderlegten Erfüllungen der prophetischen Weisagungen bekehrt und wie zum Glauben an sich selbst, so auch zum Glauben an die Wirklichkeit des persönlichen göttlichen Wollens, Regierens und Waltens gebracht werden könnten? Sollte dies nicht der Fall sein, dann können sie es mir auch nicht verargen, wenn ich ihren spitzfindigen pantheistischen Ideen ebensowenig Zutrauen schenke, als sie der Lehre der Heiligen Schrift. —

Eine ewige Urkraft ist meiner Vernunft ebenso unbegreiflich, als eine ewige Persönlichkeit.

Daß die Welt durch ein beständiges Wogen und Wirbeln des Urstaubes, durch ein Verbinden und Sichlösen der Atome, — — — und der Mensch durch einen chemischen Prozeß entstanden sein soll, — ist mir

viel unbegreiflicher, als eine Schöpfung durch den persönlichen Willen eines persönlichen Gottes. — Selbst die spekulativen Ideen des größten, gelehrtesten und tiefsinnigsten unserer Rabbiner, des Moses Maimonides, scheinen mir in dieser Beziehung ein mißlungener Versuch zu sein. Seine theosophischen Theorien sind im Grunde ein gefährliches Begriffs-Spiel; denn wie er selbst gesteht, hat er sie nicht aus dem Boden der Offenbarung, sondern aus der heidnischen Philosophie, hauptsächlich aus Plato und Aristoteles genommen! Sie führen zu nichts anderem, als zum gemeinen Pantheismus.

Sie finden daher auch keinen Beifall, weil sie wider das religiöse Bedürfnis und Bewußtsein des Menschen sind.

Die Menschen fühlen ihre eigene Existenz und die wirkliche Existenz der Außenwelt zu sehr, als daß sie sich mit solcher Luftspeise sättigen könnten. —

Gern gestehe ich, daß wiederholtes Nachdenken über mich selbst, — was ich sei? was meine Bestimmung auf Erden ist? — mich nicht weiterbrachte; und doch rate ich jedem, der zu wahrer Achtung vor Gott und sich selbst kommen will, ernstlich danach zu forschen.

Ich bin aufs lebendigste überzeugt, daß der Körper nicht „ich“ sei, was ich vor den Spiegel tretend sehe, bin nicht „ich“, sondern es ist bloß „mein“, es gehört zu mir wie das Haus, in dem ich wohne, wie das Kleid, das ich trage. (Kein Wunder also, wenn ich einst wirklich aus dem Körper zöge — ihn wirklich ablegte.)

Was ich „Geist“ nenne, ist nicht bloß ein abstrakter Begriff, sondern ein besonders für sich bestehendes: „Ich“. „Ich und mein Körper“ muß es heißen, wenn ich mir dabei etwas denken soll.

Freilich kann das Ich nicht ohne Körper bestehen, nur der allerhöchste Geist kann darin eine Ausnahme

machen, weshalb er ja auch der „Unbegreifliche“ genannt wird. — Also der Körper ist das Werkzeug, durch welches die Außenwelt auf mich Veränderungen hervorbringt, und ich auf sie. Was ich aber eigentlich sei, ist mir ein Geheimnis und wird es mir wohl auch bleiben. Alle psychologischen Auseinandersetzungen, die ich darüber gelesen und gehört habe, sind Seifenblasen. Ich meine, daß es darum so erfaßlich ist, weil wir ein göttliches Ebenbild in uns tragen, das uns, wie Gott selbst, unbegreiflich bleiben muß.

Die Frage, wie dasselbe entstanden und geworden, rechne ich zu den unbeantwortlichsten, weil ich, wenn ich mir selbst unerforschlich bin, noch weniger imstande sein kann, mein Gewordensein zu erklären.

Nun kommt Deine Frage, was wir uns unter Gott zu denken haben?

Wenn ich darüber nachdenke, geht es mir nicht besser als mit dem Nachdenken über mich selbst. Ich erkenne bloß, was Gott an sich nicht ist, keineswegs aber, was er seinem eigentlichen Wesen nach ist, — denn auch die Thora schweigt darüber. Dies setzt mich aber gar nicht in Verwunderung, denn wenn ich nicht einmal angeben kann, was Ich — ein bloß hohes Etwas sei, wie viel weniger werde ich angeben können, was das allerhöchste Etwas — Gott — sei.

So wenig aber ich darum an mir selbst zweifle, so wenig zweifle ich auch darum an Gott.

Wider das Nichtglauben an mich schützt mich mein Selbstgefühl; so schützt mich auch vor dem Nichtglauben an Gott gleichsam ein Gottesgefühl — ein religiöses Bewußtsein.

Die Welt ist so wenig Gott, als der Körper Ich ist. Sie ist bloß sein, wie der Körper bloß mein ist, d. h. sie stammt und hängt von ihm ab.

Er existiert für sich, jedoch überall wirkend in ihr. Hier geht seine Unbegreiflichkeit an, die damit endigt, daß er sich in seiner Unbegreiflichkeit selbst begreift, sein eignes Wesen vollständig erkennt, was für mich ein ewiges Geheimnis bleiben wird.

Alles, was sich gründlich selbst erkennen soll, muß schlechterdings außer sich sein. —

Dabei fällt mir die christliche Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes ein, worüber wir immer unseren Spaß hatten, — ich muß gestehen, daß sie mir gar nicht mehr so unsinnig vorkommt, ja sogar begreiflich, daß der ewige Gott nicht als eine starre dunkle Einheit in sich selbst beschränkt die Ewigkeit ausfüllt, sondern als persönliches Ich innerlich und äußerlich sich bewegt habe.

In der Heiligen Schrift spricht Gott von sich bald in der Einheit, bald in der Mehrheit, bald in der ersten, bald in der zweiten Person, wie auch der Mal'ach Jehova bald als Gott, bald als sein Engel oder sein Angesicht bezeichnet wird.

Viele Stellen der Thora veranlassen uns, eine äußere und innere Seite in Gott zu suchen. Wie und ob dies mit der christlichen Lehre von dem Sohne Gottes übereinstimmt, — der doch zugleich Mensch war, — weiß ich nicht, doch möchte ich einmal Gelegenheit finden, mit einem gelehrten Christen darüber zu sprechen.

Je mehr ich von unseren Glaubensgenossen lächerliche Darstellungen über den christlichen Glauben höre, desto unbegreiflicher wird es mir — daß Menschen, wie die Christen unserer Zeit, sich so etwas Törichtes einbilden können?

Die christliche Religion muß doch etwas anderes sein?

Ich sehe die Christen mit Bewunderung an. Sollten Millionen Menschen, die in Kunst und Bildung viel weiter

vorgeschritten sind als wir, in religiöser Beziehung so versunken sein?

Ein dunkles Ahnen habe ich oft: ob der Jesus, den sie anbeten — nicht doch der Messias war? allein daß er der Sohn Gottes sei, ist doch über alle Begriffe! Eher könnte ich das vom heiligen Geiste glauben, weil man ihn eigentlich kaum von Gott unterscheiden kann. — Kurz, ich möchte mit der christlichen Lehre näher bekannt werden, Du weißt aber wie unmöglich mir das ist. Wenn Du ein gutes christliches Religionsbuch findest, sende es mir durch unseren Freund L., der mir's sicher übergeben wird.

Indessen ich bin ganz vom Thema abgewichen. Der Mensch ist nach dem Fleisch von Zeit und Raum beschränkt, aber der inwendige Mensch hat Flügel, über beide herrschend zu schweben. Plato hat das gemeint, als er uns: „ein zweibeiniges Tier ohne Federn“ nannte.

Die Schwerkraft zieht ihn herab, deshalb muß er innerlich sich immer erneuern, während der äußere Mensch allmählich verfällt. Das Leben wird ein Kampf, um das Zeitliche, Sichtbare zu bewältigen und das Ewige zu gewinnen! — Der Mangel an Federn soll ihm ersetzt werden — er soll auffahren auf Flügeln, wie ein Adler! Wohin anders: als gen Himmel!

Fühlen wir nicht schon jetzt etwas davon? Es regt sich in uns ein Gefühl, für das unser Herz zu klein und unser Mund eine zu enge Pforte ist. Wie fühlen wir die Unvollkommenheit unseres Leibes gegenüber diesem erhabenen Himmelskind.

Sieh, mein Geist, — der inwendige Mensch, kennt keine Schranke, er kann sich bis in die Sternenwelt, bis in die Ewigkeit erheben. Er nimmt 1000 Bilder in sich auf, ohne Maler zu sein, und behält Tonarten und Melodien, ohne Musik erlernt zu haben. O Samuel! wie

reich sind wir in unserem Gefühl, und wie arm ist unsre Zunge, — das Beste bleibt immer drinnen stecken, trotzdem wir viele Worte machen. Dieser Brief dient als Beweis dafür — ich hätte Deine Fragen mit kurzem: „Ich weiß nichts“ beantworten sollen, und doch sind es mir Herzensfragen, von denen meine Ruhe und Seligkeit abhängt. Ich sehe, daß ich mein Leben nach verschiedener Grundrichtung zubringen kann, aber Reue würde mich fassen, wenn ich daraus ein tändelndes Spiel gemacht hätte; es ist der Mühe wert nach dem richtigsten Weg zu forschen. — Doch genug endlich! Ich habe Dich schon zu lange mit meinen Phantasien gequält.

Verzeih und sei nicht böse Deinem Freunde

Chaim.



Lehr- und Wanderjahre.

„Dein Knecht fürchtet den Herrn
von seiner Jugend auf.“

Ps. 129, 1.

Jedes Jünglingsalter hat wohl seine Sturm- und Drangperiode, damit abgelegt werde, was dem Manne fürs Leben untauglich ist.

Der Frühlingswind muß durch den Wald fahren, um die dürren und unnützen Äste abzubrechen, damit neues Leben sprießen kann.

Aus der Übergangszeit vom Jünglingsalter zum Beginn der Mannesjahre fehlen uns eingehendere Berichte; wir besitzen aus dem Zeitraume vom 17. bis zum 23. Lebensjahre nur einige Notizen. —

Nach dem furchtbaren Zusammenstoß mit dem Vater wurde das Leben im Elternhause zur Unmöglichkeit, und so bald seine, durch das schwere Krankenlager und die seelischen Leiden geschwächte Konstitution sich einigermaßen erholt hatte, trat er in die Rabbiner-Hochschule in Wolosin ein, wo offenbar sein geliebter Freund Samuel die Studien mit ihm teilte, da sich aus dieser Zeit gar kein Brief an ihn vorfindet.

Hier, im Rabbiner-Konvikt, kam er vielfach mit freidenkenden Studiengenossen und Zweiflern zusammen, wir finden den Namen „Ginsburg“ als solchen verzeichnet und

können uns wohl vorstellen, wie vielerlei den jungen forschenden Geist beschäftigte, da die Überschrift eines, — leider nicht ausgefüllten, — Kapitels aus dieser Zeit lautet: „Neue Strömungen“ — „Jugendliche Begeisterung“, — und wir an anderer Stelle die Notiz finden:

„Im jüdischen Rabbiner-Seminar forschte der Jüngling lange Zeit sowohl im Alten Testament als in der talmudistischen und kabbalistischen Literatur: warum der verheißene Messias so lange ausbleibe?“

Und weiter heißt's:

„Selbstsucht — Selbsthilfe, Selbsterlösung! dahin strebte er ernstlich.

Aber je ernster er es mit der Gesetzeserfüllung nahm, desto mehr empfand er die traurige Wahrheit: Alle guten Werke sind ein beflecktes Kleid. Kein Werk der Liebe ist ohne Selbstsucht und Eitelkeit, ohne Sucht nach Lohn und Anerkennung. Vor ihm, dem Allwissenden, ist kein Lebendiger gerecht!“ — Es steht geschrieben: „Verflucht sei jedermann, der nicht alle Worte des Gesetzes erfüllt.“ Demnach sind alle dem Fluche Gottes verfallen!“ Wer wird uns von diesem Fluche erlösen?“ —

So war es eine Zeit des Fragens und Forschens, des Strebens und Ringens, in der die Seele des jungen Mannes mehr und mehr sich entwickelte und heranreifte.

Nach Absolvierung des Studiums in Wolosin (von 1848—1851) kehrte er ins Elternhaus zurück; — allein schwerer und ernster müssen die inneren Konflikte sich gestaltet haben, denn das nächste Kapitel sollte uns seine

„Flucht aus dem Elternhause“ schildern, und wir finden ihn in den Jahren 1852 bis Ende 1853 als Hauslehrer in Lemberg im Hause seines Onkels, des dortigen Ober-Rabbiners. Dann sind wohl Ausöhnungsversuche von beiden Seiten gemacht worden; — er kehrte zu seinem Vater nach Wilna zurück und wurde auf dessen Betreiben am 8. März 1854 dort zum Kultus-Rabbiner geweiht.

Welche tiefergreifenden Gefühle und Gewissensbisse ihn dabei erfüllten, schildern nicht nur seine Briefe an Samuel und an seinen Bruder, sondern auch die schönen Verse des Gerofschens Liedes: „Wehe mir, ich bin unreiner Lippen,“ das er selbst diesem Lebensabschnitt vorauszusenden wünschte.

Er sollte nun als Rabbiner andere lehren und trösten, während er selbst im Dunkel nach Licht, Wahrheit und Trost suchte und seine Seele schier verschmachtete.



IV.

Amtsleben und -Leiden.

„Meine Seele ist voll Jammers,
und mein Leben ist nahe bei
der Hölle.“ Ps. 88, 4.

„Wehe mir, ich bin unreiner Lippen.“

Jesaias 6, 1—8.

Heilig, heilig, heilig!! — singen
Ihrem Herrn die Seraphim,
Hüllen in die Silberschwingen
Bebend ihr Gesicht vor ihm; —
Ihre Geisteraugen wagen
Sich nicht auf zu seinem Licht,
Ihre Engelslippen zagen,
Wenn ihr Mund das: „Heilig!“ spricht.

Herr! an des Altares Stufen
Knie auch ich, dein schwacher Knecht,
Den zum Boten du berufen
An ein sündiges Geschlecht;
Über weh! wie soll ich stehen?
Meine Lippen sind nicht rein,
Wo die Engel schier vergehen,
Wie kann ich dein Zeuge sein?

Die zerrissene Drommete
Gibt sie auch noch hellen Ton?
Und ein sündiger Prophet
Darf er feck den Sündern drohn?
Die beschmutzte Brunnenmündung
Spendet sie gesunden Trank?
Taugt zu seiner Heilsverkündung,
Wer noch selbst am Irrtum krank?

Hast den Seraph du gesendet
Mit der Kohle vom Altar,
Als Jesaias glanzgeblendet
In den Staub gesunken war, —
Der die Lippen ihm berührte,
Daß der Fluch der Sünde wich,
Daß er Geist und Feuer spürte:
„Herr, hier bin ich, sende mich!“ —

Schick auch mir den ernstesten Engel,
Der das Gnadenwunder tut,
Meine Flecken, meine Mängel
Sühnet mit der Himmelsglut;
Nicht die Lippe nur zu rühren,
Nicht die Zunge nur zu weihn:
Ach! besleckt sind Herz und Nieren
Und vergiftet Mark und Bein!

Deine Liebe, Ewigtreuer,
Die durch alle Himmel flammt,
Deine Liebe sei das Feuer,
Das mich sühnt fürs heil'ge Amt.
Buße sei die heiße Kohle,
Die die Lippe mir besprüht
Und vom Haupte bis zur Sohle
Läuternd all' mein Ich durchglüht!

So von deiner Lieb' entzündet,
Kein gewaltiger Prophet,
Nur ein Herold, der verkündet
Seines Königs Majestät,
Selbst ein Sünder, will ich rufen:
„Sünder! kommt ins Gnadenreich!
Kniert nur an den letzten Stufen —
Ihr mit mir und ich mit euch!“

Taug' ich nicht zum scharfen Schwerte
Leuchtend in der Geisterschlacht:
Wenn dein Geist, o Herr der Herde,
Nur zum Stabe „Sanft“ mich macht;
Bin ich keine Kriegsdrommete,
Der die Mauer Jerichos springt:
Brauch mich nur als Hirtenflöte,
Die auf Bethlems flur erklingt!

Gerok.



Rabbinats-Weihe.

Aus dem Tagebuch.

Dienstag d. 8. März 1854 zu Wilna.

Mitternacht! Der Jubel des Tages ist verhallt, alles ist still und ruhig, freudestrahlend sind meine Eltern zur Ruhe gegangen. Mein Vater war heute mehr als glücklich.

„Dieser Tag ist der schönste, ja der seligste meines Lebens,“ schrieb er mit großen Buchstaben in sein Gebetbuch ein, „mein ältester Sohn Chaim ist heute zum heiligen Rabbinatsamte geweiht worden.“

Ach! wie verschieden lauten die Worte, die ich eben in mein Tagebuch schreibe:

„Dienstag d. 8. März, der schrecklichste Tag meines Lebens, ja der unseligste, denn am Altar Gottes habe ich den Vorschmack der Hölle empfunden.“ — O meine armen Eltern, wie habt ihr mich an diesem Tage besonders so gar nicht verstanden! Meine tiefe Bewegung, meine Tränen, mein blasses Gesicht — alles habt ihr mir zu gut ausgelegt! Mein Vater, wenn du wüßtest, wie tief deine Worte: „Er ist vom heiligen Gefühl so bewegt“ meine Seele gepeinigt haben!

Ja! bewegt vom Gefühle, aber von welchem? wahrlich vom ungöttlichen Gefühle!

Als ich die Worte des Ober-Rabbiners vernahm: „Verpflichtest du dich, das Gesetz Gottes schriftlich und

mündlich, d. h. die Thora und den Talmud — welche uns durch Mose übergeben worden, — zu üben und zu lehren?“ — — da war es mir, als stände ich am Rande des Abgrundes, meine Augen starrten und meine Glieder bebten! Dies Gefühl! o Gott, kann es denn noch Schrecklicheres in der Hölle geben? —

Nun ist's geschehen! — —

Ich bin zu jung und zu schüchtern, um meine Meinung öffentlich zu bekennen! Dazu sind mir meine Eltern zu teuer und lieb, als daß ich sie ihrer längst ersehnten Freude berauben und dieselbe in schreckliche Trauer verwandeln könnte!

Ja, — es ist geschehen! O Gott, Du weißt es! Vor Dir kann und will ich meine Sünden nicht verbergen! Was soll ich anfangen? — Mich beruhigen und alles der Zeit überlassen?! Ach! könnte ich's! aber es ist unmöglich!

Ich will mir aber nicht trauen, denn ich bin zu jung und unentwickelt in meinen Ideen; ich will es deshalb nochmals versuchen, meine Ansichten von neuem zu prüfen: ob ich nicht in meinem Urteil über den Talmud irre?

Sollten denn so viele tüchtige und aufrichtige Männer meines Volkes, die denselben für heilig und göttlich erklären, im Irrtum sein? — oder — — kurz, ich nehme mir vor, den Talmud von neuem mit anhaltendem Fleiße zu studieren und zugleich in der Thora zu suchen und zu forschen: ob es sich so verhält, wie meine Väter geglaubt.

Vielleicht gelingt es mir, den Irrtum auf meiner Seite zu finden, wie glücklich wären ich und meine lieben Eltern dann! —

Wilna, d. 27. März 1854.

Liebster Samuel.

Gestern erhielt ich Deinen Brief und freute mich so sehr, daß es mit Deiner Gesundheit besser geht, Gott gebe, daß es völlig gut werde.

In betreff meiner Weihe zum Rabbiner vermutest Du recht, daß es kein Festtag für mich gewesen. Ach! es war viel schrecklicher, als Du es Dir vorstellen kannst. Du weißt, wie ich zur talmudischen und kabbalistischen Lehre stehe. Ich bin täglich überzeugter, daß nicht nur ein großer Teil des Talmuds und der Kabbala unecht, sondern auch, daß dieselben nicht als Wort Gottes anzuerkennen sind, da sie sich gegen dasselbe richten.

Die sinnreichen schönen Stellen, die wie Lichtstrahlen sich darin finden, haben die Kraft gehabt, so viele zu verblenden, aber die Widersprüche, die unbescheidene Redeweise Gott gegenüber, ja die Uneinigkeit, Ehrsucht und List, die unter den Talmudisten hervortritt, machen es mir unmöglich, sie als Gottmenschen anzuerkennen.

Wenn es endlich festgestellt ist, daß ein Israelit ohne die Erfüllung des Talmud nicht selig werden kann, — wie sind dann Abraham, Isaak und Jakob, die vor der Zeit des Talmud lebten, selig geworden? und ob Moses selbst, von dem sie diese Lehre empfangen haben wollen, den ganzen Talmud habli und ierusalemi, Kabbala, Medresch, Siphro und Siphri, Thosephthoth und Mahilthoth u. auswendig gelernt und gelehrt hat, ist mehr als fraglich.

Das Schlimmste aber ist, daß man bei uns nicht fragen darf; was der Vater geglaubt, muß blindlings geglaubt werden, auch wenn man noch so klar sieht, daß

es falsch ist, — sonst wird man „Berliner“¹⁾ genannt und ist der Verfolgung ausgesetzt.

Ich muß als Jude leben und sterben, bekennen und halten, was meine Eltern bekannt und gehalten, ohne je über die Wahrheit und Würdigkeit ihres Glaubens Zweifel zu hegen, denn „seine Religion zu wechseln ist das schlimmste, was man tun kann, ein sicheres Kennzeichen eines schlechten Menschen!“ — — Aber Vater Abraham entsagte dem Glauben seiner Väter, um den wahren Gott zu verehren — und tat es auf Befehl Jehovas! Und die Kinder Israel erhielten durch Mose ein neues Gesetz, das ihre Väter nicht gekannt hatten.

Tat der große Reformator Esra unrecht, daß er die alte Lehre verwarf und durch eine neue ersetzte?

Wenn wir auch an der Aufrichtigkeit der talmudischen Lehrer nicht zweifeln können, so bleibt doch möglich, daß sie im Irrtum waren. Da es mir nun offenbar ist, daß sie sich mehr als geirrt haben, sollte es dann nicht ebenso sehr meine Pflicht sein, dem Irrtum zu entsagen, als es die Pflicht Abrahams war, die Religion seiner Väter zu verlassen!?

Wie Abraham dazu den Befehl von Gott erhielt, so treibt mich mein Gewissen: das zu bekennen, was ich glaube und Gottes Wort mir sagt.

Je mehr ich aber meine Pflicht erkenne, desto stärker und lebhafter tritt meine Schuld und meine trostlose Lage mir entgegen!

¹⁾ „Berliner“ war damals bei den Juden der Ausdruck für „freidenker“, „Ungläubige“. — Der Grund, daß die Juden an dieser Stadt Anstoß nahmen, lag daran, daß aus Berlin damals die kleine hebräische Bibel in Rußland erschien, die im geheimen von vielen Juden gekauft, aber leider von vielen verbrannt oder zerrissen wurde, wie es auch mein Lehrer, vor meinen Augen, mir zum Leide, meinem Vater zum Gefallen, tat. —

O Samuel, ich bin geweiht und soll ins Rabbineramt treten, was soll ich denn predigen? Du siehst, welche Gefahr mir droht! —

Aber ich muß Dir sagen, daß bei aller Achtung und Anerkennung, die ich für die Heilige Schrift habe, viele Stellen in ihr mir ganz dunkel sind — besonders alle Weissagungen in den Propheten und Psalmen vom Messias und seinem Reich sind mir ein Rätsel.

Wann, wie und wo soll der Messias erscheinen?

Wenn nach der deutlichen Verheißung Micha 5, er in Bethlechem geboren werden soll, so müßte es doch dort noch jetzt einen Judenstaat geben, — das ist nicht der Fall.

Ferner seine Erscheinung soll „sanft“ und „ohne Pracht“, arm und auf einem Esel reitend in Jerusalem einziehen?

Wem soll er dort erscheinen? Den Muselmännern? Und woher sollte dort ein Tempel sein, in den er nach Maleachi hineingehen soll?

Und die Zeit nach Daniel 9, 25 und 12, 11 scheint längst vorüber!

Es scheint mir immer, als fehle der Heiligen Schrift etwas — der Brennpunkt, in welchem alle göttlichen Strahlen sich vereinen. Das Gebäude ist prächtig, aber mir scheint die Spitze oder Kuppel zu fehlen, die es krönen muß! —

Doch ich bin müde — und muß abbrechen. O Lieber, ich stehe am Rande der Verzweiflung — Gott möge sich meiner erbarmen! Dein Chaim G.

Irrlichter.

„Sie vermochten nicht zu widerstehen der Weisheit und dem Geist, aus welchem er redete.“ Apg. 6, 10.

Aus dem Tagebuch.

Wilna, 13. April 1854.

Vor einiger Zeit traf der berühmte Rabbiner B. H. aus E. hierselbst ein und wurde mit Ehrfurcht und Achtung von den hiesigen Rabbinern und Vornehmen der Stadt empfangen.

Da ich schon viel von der Tüchtigkeit und Tätigkeit dieses merkwürdigen Mannes gehört, brannte ich darauf, ihn predigen zu hören und persönlich kennen zu lernen.

Mein Onkel, der als sein Schulgenosse, ihm sehr nahe steht, führte mich hin und empfahl mich ihm mit den Worten:

„Dies ist mein Nefte, von dem wir gestern sprachen.“

Ich war überrascht von der hohen Persönlichkeit dieses Mannes und dem Ausdruck seines Gesichtes. Er nahm mich freundlich auf.

„Sie werden bald das Rabbineramt antreten?“ sagte er, indem er mich mit durchdringenden Augen ansah, als wollte er in meiner Seele lesen.

„So Gott will!“ antwortete ich.

„Ob Gott es will und wollen kann, ist eine unentschiedene Frage,“ — entgegnete er, sein schneeweißes Haupt schüttelnd: „wenn nur Ihre lieben Eltern und eine

Gemeinde, ja, und Sie selbst es wollen, so wird es schon geschehen.“

Ich war betroffen und konnte nur mit einem Seufzen antworten.

„Sie, mein Lieber, scheinen es nicht zu wollen?“ fuhr er mitleidig fort, „doch verzagen Sie nicht, der die Herzen und Nieren kennt, kennt auch Ihr armes Herz. Er wird alles gut machen — nur Eins ist not: Standhaftigkeit.“

Er wollte noch etwas sagen, doch wurde er durch den eintretenden Vorsteher der großen Synagoge unterbrochen. In der Unterhaltung mit ihm erzählte er viel von seiner armen Gemeinde, von dem Elend und der Noth, die dort herrschten, besonders viel von dem neuen Kranken- und Waisenhause, das er kürzlich eingerichtet. Eine Schuldenlast von 2600 Rubel, die aber noch darauf lastete und er gerne abzahlen wolle, drückte ihn so sehr, daß er diese Reise unternehmen mußte, um hier zu betteln. Am Sabbat wolle er daher in der kleinen Synagoge predigen, da ja an diesem Tage keine Kollekte stattfinden darf, nächsten Montag aber in der großen Synagoge um zu diesem Zwecke sammeln zu können.

Dieser Mann wurde mir besonders teuer; ich fand in ihm einen klaren und gesunden Geist. Seine Predigt am Sabbat war gewaltig; noch kräftiger und gewaltiger aber die, welche er in der großen Synagoge am Montag über Jeremias 9, 11 und 12 hielt.

„Warum ist das Land verheeret wie eine Wüste?

Darum, daß sie mein Gesetz verlassen und glauben meiner Rede nicht, leben auch nicht danach.“ —

Die Kollekte war bedeutend, und mehrere Privatgaben folgten nach.

Als ich am nächsten Tage ihn besuchte, theilte er mir mit, daß er bereits 600 Rubel empfangen habe.

„Was hilft es aber?“ sagte er lächelnd, „ich kann doch nicht eher nach Hause, als bis ich die ganze Summe: 2600 Rbl. decken kann.“

„Es ist schwer,“ meinte ich, „diese Summe hier in so kurzer Zeit zusammenzubringen.“

„Ja“, sagte er, „aber doch nicht so schwer, als die Seligkeit sich in einer Stunde zu verschaffen.“

Ich sah ihn staunend an.

„Ich habe hier etwas zum Verkauf mitgebracht,“ sagte er lächelnd, „einen kostbaren Gegenstand, der allen Menschen unentbehrlich und von großer Wichtigkeit ist, den will ich nächsten Donnerstag vor dem Altar öffentlich verkaufen — aber für nicht weniger als 2000 Rbl., bar gezahlt — dann habe ich meine Summe voll.“ — Meine Verwunderung und Neugier wurde immer größer, und ich bat ihn, es mir zu erklären.

„Vorm Altare, Donnerstag, so Gott will, wird es Ihnen klar werden,“ entgegnete er ruhig. —

Ich konnte kaum den Tag erwarten und war der erste in der Synagoge, die allmählich brechend voll wurde. Der Text war: Jeremias 8, 6—11:

„Mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen.“ —

Die Predigt war populär und einfach, aber zugleich tief, kräftig und ergreifend; jeder konnte die Worte auf sich beziehen und glauben, daß der Prophet Jeremias von den Toten auferstanden sei, um mit seiner Donnerstimme die Worte Gottes seinem Volke noch einmal zu verkündigen, mit dem hereinbrechenden Strafgericht zu drohen und zu wahrer Buße zu mahnen.

Das Volk brach in lautes Weinen aus.

Nach dem Schluß sagte er:

„Meine Lieben, Ihr wißt, daß ich nicht nur um zu predigen hierher gekommen bin, sondern um Liebesgaben

zu sammeln für den Euch bewußten Zweck. Ich danke Euch für die bereits eingegangenen Gaben von etwa 600 Rbl. Ich habe aber mit meinem Gott abgemacht, nicht eher nach Hause zurückzukehren, als bis ich die ganze Summe von 2600 Rbl. S. mitbringen kann, um die Schuld zu decken. Ich sehe mich also gezwungen, das Beste und Teuerste, das ich noch besitze, für diesen Zweck zu opfern." —

Er hielt einige Minuten inne, — aller Augen waren mit Spannung auf ihn gerichtet.

„Ihr wißt“, fuhr er fort, „daß ich seit zweiunddreißig Jahren mein Rabbineramt in E. mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit geführt habe, viel Gutes stiftete, viele Sünder bekehrte, Arme, Waisen und Kranke versorgte und noch viel anderes getan, was nur mir und meinem Gotte bewußt ist. — Gott rechnet nun aus Gnaden dies alles dem zu, durch den Gutes vollbracht worden ist. Also könnt Ihr nicht daran zweifeln, daß ich auf ein großes Teil der zukünftigen Güter Gottes mit Recht Anspruch habe.

Alle diese herrlichen Güter der zukünftigen Welt, in denen meine Seligkeit besteht, will ich nun vor dem Angesicht Gottes mit einem heiligen Schwur dem verkaufen, der mir die nötige Summe von 2000 Rbl. S. zahlt.¹⁾

„Wer es vermag und will, soll sich dazu öffentlich erklären, er wird es gewiß nicht bereuen!“ —

¹⁾ Nach der talmudischen Lehre glauben die orthodoxen Juden, daß jeder sich seine Seligkeit nur durch gute Werke verschaffen kann. Jedes Gebet, jede Erfüllung des Gesetzes Moses und des Talmud wird oben im Buche Gottes verzeichnet und je nach der Zahl und dem Gewichte dieser Werke werden dem Besitzer derselben lustbare Welten und ein seliger Platz im Paradiese bereitet und auf seinen Namen als sein Eigentum legitimiert, so daß jeder das Recht hat, schon hier auf Erden diese zukünftigen Güter zu verkaufen, zu verschenken oder zu vertauschen. —

Er hielt inne — die Gemeinde schwieg staunend — eine allgemeine Stille trat ein und währte einige Minuten.

Endlich rief eine Stimme von unten her:

„Rabbi! ich kaufe es! Nach einer halben Stunde sollt Ihr die 2000 Rbl. bar erhalten.“ —

Zwei Stimmen erhoben sich zugleich von der rechten Seite:

„Ich!“ — „Ich kaufe es!“ —

„Es bleibt für den Ersten;“ sagte der Rabbi vor dem Altare.

Der es gekauft hatte war ein Fleischer, dessen ganzes Vermögen vielleicht nur aus 2000 Rbl. bestand.

„Jetzt“, fuhr nun der Rabbi fort, „danke ich dir, mein treuer Gott, für diese letzte Gnade, nach der ich so lange geschmacht habe, nämlich: Dir ohne Lohn zu dienen. Das konnte ich bis jetzt nicht, nun aber kann ich es! Dir sei Lob, Dank und Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“ —

Er entsagte noch am selben Tage seinem Amte mit den Worten: „Jetzt sucht Euch einen anderen Rabbiner, denn ein solcher wie ich bin, ohne Verdienst und Hoffnung auf Seligkeit, paßt zu diesem Amte nicht!“

Die Gemeinde wollte ihren allverehrten Rabbi nicht entlassen — aber ein merkwürdiges Ereignis trat ein:

Man sah eines Tages den geehrten Rabbiner aus der christlichen Kirche herauskommen. Seine Nachbarn wurden aufmerksam; man behauptete, er habe ein christliches Gebetbuch in den Händen gehalten.

Heute nun wurde es uns bekannt gemacht. Der Vorsteher der Gemeinde L. kam zum hiesigen Ober-Rabbiner, um Rat zu fragen, was sie mit der Familie ihres Rabbiners tun sollten, da er selbst vorgestern zu einem christlichen Geistlichen entflohen sei, um sich taufen zu lassen! —

Die Meinungen sind sehr verschieden, einige meinen, er sei von Anfang an ein Heuchler gewesen, andere meinen, er sei vom vielen Studieren verrückt geworden, wieder andere schreiben ihm die gräßlichsten Sünden zu. — Ich möchte nicht den ersten Stein auf diesen Mann werfen, der mir immer teuer ist und ich kann all' die groben Sünden und Verbrechen, die ihm jetzt zugeschrieben werden, nicht glauben. Warum wußten die Leute vor 3 Wochen nichts davon und schwärmten voll Enthusiasmus für ihn?!! — Am schlimmsten hat der arme Fleischer spekuliert, der in seiner Einfalt die günstige Gelegenheit benutzte, für Geld sich die Seligkeit zu kaufen. Jetzt lachen die Leute ihn aus und behaupten, er hätte sich Unseligkeit und Verdammnis gekauft. —

Es ist mir die Stelle des abgefallenen Rabbiners angeboten worden; — o Gott! bewahre mich vor dieser Gefahr und schenke mir — Frieden!



Wilna, d. 16. April, 1854.

Lieber Bruder!

Deine Vorwürfe über mein langes Stillschweigen sind zwar berechtigt; allein, wenn Du denkst, daß es nur aus Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit gegen Dich entstanden sei, so irrst Du Dich entschieden; ich hatte aber nichts Angenehmes zu schreiben, und so schwieg ich lieber.

Du freust Dich über meine Weihe zum Rabbiner und bedauerst, daß der liebe Gott Dir nicht die Fähigkeit verliehen, Rabbiner zu werden. O lieber, teurer Bruder, wie falsch ist diese Ansicht! wie viel ruhiger, glücklicher und seliger kann man als Privatmann leben und sterben, und wie zittre und bebe ich schon vor diesem Amte, bevor ich es noch verwalte. —

Du fragst nach der Feier. O Bruder, ich weiß von Freude und Jubel nichts zu sagen.

Ich stand an diesem Tage der Verzweiflung nahe, weil ich die Verpflichtung, die ich annehmen mußte, mit meinem Gewissen keineswegs vereinigen konnte. Halb-ohnmächtig wankte ich vor den Altar. — — Unser Vater aber war überaus glücklich und hätte gewiß diesen Tag nicht für eine Kaiserkrone vertauscht. Unsere Mutter war halb verklärt in der Hoffnung, daß ich als Rabbiner einst zu den Pforten des Paradieses gewiß einen besonderen Schlüssel haben würde, so daß ich sie ohne alle Schrecken hindurchführen könne. Selbst der Cherub wird vor dem jüdischen Rabbiner in Ehrfurcht unbeweglich stehen bleiben! Ach! Du hättest sie nur in ihrem kindlichen Glauben sehen sollen! Sie war wirklich selig!

„O daß mir noch der treue Gott Israels gnädig sein wolle, daß ich Dich vom Altare einmal predigen sähe und hörte,“ sagte sie gerührt und nezte mein Gesicht mit ihren Tränen, indem sie mich küßte, „so will ich dann mit Freuden sterben!“ — Ich seufzte. — —

Der ganze Nachmittag, wie der darauffolgende Abend wurden bei uns in Freuden verlebt.

Ich aber habe mir von neuem vorgenommen, den Talmud wie die Heilige Schrift zu studieren. O lieber Bruder, wünsche mir doch Erfolg! Wie gern möchte ich glücklich in wahrern Sinne sein, — noch mehr aber möchte ich meine Eltern glücklich machen! —

Du hast wahrscheinlich auch schon die Begebenheit aus L. von dem abgefallenen, sonst so berühmten Rabbiner B. H. gehört.

Es ist mir die Stelle in seiner Gemeinde angeboten worden, ich habe dieselbe aber entschieden abgelehnt.

Wo die Leute so zerrütteten Geistes sind, ist es gefährlich, eine Stelle anzunehmen. Ich meine überhaupt, daß dieses Amt noch immer zu früh für mich kommen wird. —

Lebe wohl, lieber Bruder, und danke Gott, daß Du viel glücklicher und getroster Deinem Berufe entgegen gehen kannst als

Dein Bruder Chaim.



Glaube und Aberglaube.

„Dein Wort ist die rechte Lehre.“
Pf. 93, 5.

Wilna, 5. Juni 1854.

Liebster Samuel!

Daß Du so lange nicht geschrieben, war insofern recht, als Du dadurch mehr Zeit gewannst, über den Talmud und die Kabbala von neuem zu forschen und nachzudenken.

Leider finde ich in Deinem Schreiben nichts Tröstliches, — sondern nur, daß auch Du, je mehr Du suchest, desto unsicherer in Deinem Glauben wirst! O welch trauriger Trost sollte mir das sein: daß ich nicht allein unglücklich bin, sondern auch Du mit mir! —

Aber Du wirst mir erlauben, Dich aufmerksam zu machen.

Wenn Du an den Talmud, der aus Menschenweisheit und Menschenatzungen besteht, mit Recht nicht glauben kannst, so hüte Dich nur davor, daß Du nicht das Kind mit dem Bade zugleich ausschüttest.

Laß keinen Raum zum Zweifel an die Wahrheit und Echtheit der Schrift in Deinem Herzen.

Es liegt in der That im Worte Gottes mehr, als man erwartet, — das habe ich bei meinem jetzigen Studieren und Forschen klar einsehen müssen.

Wer einmal die Kraft davon erfährt, der weiß, wie wenig es möglich ist mit Gottes Wort bekannt zu

sein, — ohne Gott zu lieben und an seine Gnade zu glauben.

Es ist in Wahrheit ein Arzneibuch, in dem jeder seine Genesung findet, der in Einfachheit und Wahrheit darin liest. Darum möchte ich auch Dir raten, in den trüben Stunden, in denen die Wellen des Unglaubens Dich zu verschlingen drohen, fest an der Heiligen Schrift zu halten, denn das ist der einzige Anker, der unseren Glauben vor dem Schiffbruch retten kann.

Ich meine, viele unserer Glaubensgenossen stürzen deshalb in den Abgrund der Verzweiflung, weil sie streng fanatisch erzogen, von frühesten Jugend unter die Autorität des Talmud gebeugt, gelehrt wurden, Thora und Talmud seien von Gott gegeben.

Wenn nun der lang gefesselte Geist sich von seinem Unterdrücker befreien will, reißt er alle Zügel des Glaubens von sich ab — nichts scheint ihm mehr heilig, weder Talmud noch Thora, Freiheit ist die Lösung!

Ach! diese Freiheit führt zur allerschrecklichsten Sklaverei der Sünde — sie werden frei vom Glauben, von Gott, von Sittlichkeit und Tugend, und — unterworfen allen Lastern und Sünden.

Wohl strebt der Geist und das Gewissen dagegen und läßt ihnen keine Ruhe, bis der letzte Funken erloschen, und die innere göttliche Stimme betäubt worden; sie meistern den Geist, die Schrift und Gott selbst, sie verfallen in Naturalismus, Pantheismus — ja, sievergöttern sich selbst! —

Ja, lieber Samuel, wer keinen lebendigen, persönlichen Gott hat, ist verloren!

O Samuel, das sind nicht Übertreibungen, ich sehe das täglich und sage es Dir und mir zur Warnung — — denn die Gefahr ist groß! —

Du wirst sagen: was haben wir mit so tiefgefallenen Leuten gemein? wir, die von Natur religiös sind, — fromm, keusch und sittlich erzogen — wozu nur die Warnung?

Darauf antworte ich nur mit dem Namen: „Salomo.“

Wahrlich, religiöser gesinnt war niemand als er — und Gott liebte ihn.

Der Prophet Nathan, der ihn erzog, nannte ihn „Jedidja“ = „Geliebter des Jehova.“ (2. Sam. 12, 25.) Einen frömmeren Vater, einen besseren Erzieher konnte niemand haben, dazu sind ihm unmittelbare Gottesoffenbarungen zu teil geworden, und doch — wie tief ist er gefallen, als er sich auf seine Vernunft verließ! Sein Vater David warnte ihn: „Wirst Du Gott verlassen, — so wird er dich verlassen!“ 1. Chron. 28, 9.

O Samuel, unter dies schreckliche Wort müssen auch wir uns stellen.

Wir dürfen uns niemals trauen, uns auch nicht höher stellen, als die Elenden, die in Unglauben und Laster verfallen sind!

Wir scheinen uns vielleicht nur besser und sittlicher, weil wir nicht die Gelegenheit hatten, solche Sünden zu vollbringen, und sollten Gott danken, der uns vor solcher Versuchung bewahrte.

Ich wollte Dich nur aufmerksam darauf machen, daß ich mit dem Talmud zugleich nicht auch die Heilige Schrift verachte. O nein, denn seit ich beide von neuem studiere, wird mir die Heilige Schrift täglich heiliger und lieber, während mir der Talmud wie eine leblose Bildergalerie erscheint. —

Meine höchste Lust und Freude sind die Psalmen und Propheten geworden! —

Ach, daß der liebe Gott mir gnädig sein und die vielen Stellen der Heiligen Schrift, die mir noch dunkel sind, durch seinen Geist erleuchten wollte!

Sowohl von dem verheißenen Messias als von dem Kommen seines Reiches, von dem letzten Weltgericht und der Erneuerung der Natur wissen wir bei aller Forschung nichts Gewisses und werden wohl unsere Ansichten darüber ändern, wenn der Schleier der Sterblichkeit zerrissen wird und die großen Geheimnisse sich unseren Augen unverhüllt zeigen werden. —

Lebe wohl! und sei getrost im Glauben und in der Hoffnung.
Dein Chaim.



Überraschung.

W., d. 8. Juli 1854.

Liebster Samuel!

Mein Vater befördert mein Glück nach seiner Art, ohne mir davon zu sagen! —

Ich kann Dir etwas Neues mitteilen — erschrick nur nicht! Ich bin seit 8 Tagen verlobt, d. h. man sagt es mir, und wenn ich daran zweifeln wollte, so legt man mir die Tnaim¹⁾ vor.

Ich muß es also glauben: ich bin verlobt! und zwar mit der einzigen Tochter des hochgeehrten Rabbiners M. zu Wilkomir. Vor zwei Jahren hatte ich die Ehre, ihn kennen zu lernen; seine Tochter aber habe ich noch nie gesehen. Wie es scheint, werde ich dies Glück vor meiner Hochzeit nicht erreichen! — Es wäre übrigens auch eine Vermessenheit von mir, wenn ich dies von meinen Eltern verlangen wollte! —

Mein Vater hat gut gerechnet: Der Rabbiner gibt seiner Tochter 1000 Rbl. S. Mitgift; mein Vater dagegen nur 300.

Die Hauptsache, die meinen Vater zu verlocken scheint, ist: die „zum Himmel führende“ Amtsstelle meines zukünftigen Schwiegervaters.

Ich soll nach seinem Tode sein Nachfolger und Erbe werden. Er ist schon in den Siebzigen. Bis dahin aber soll ich bei ihm im Amte als Gehilfe bleiben. —

¹⁾ Verlobungsschrift.

Kurz, Du siehst, daß es meinem Vater gelungen
ist — — und mir ?

O Samuel, laß mich schweigen, ich bin nicht imstande
zu sprechen!

Ich sehe den Himmel über mir mit Wolken bedeckt,
die Luft wird immer schwüler und das Ungewitter
ist nahe!

Lebe wohl!

Ch.



Sicht und Schatten.

„Da sah ich, wie die Weisheit
die Torheit übertraf, wie das
Licht die Finsternis.“

Pred. 2, 13.

Dünaburg, d. 25. August 1854.

Liebster Samuel!

Du wirst Dich gewiß wundern, wenn Du diesen Brief plötzlich aus Dünaburg empfangen wirst. Die Sache verhält sich so:

Nachdem mein Vater bemerkt hatte, wie sehr ich mit meiner Verlobung unzufrieden bin und wie meine Gesundheit dadurch täglich wankender wird, — ging er auf die dringende Bitte meiner Mutter ein, mir eine Erholungsreise zu gestatten, und zwar in Begleitung meines Bruders. Am 19. Juli nahmen wir Abschied und begaben uns unter Gottes Schutz nach D., wo mein Onkel H. G. wohnt.

Nun freue ich mich, Dir doch wieder einmal Ungeheures mitteilen zu können! —

Wie viel 1000 schöner Überraschungen hat mir die Reise gebracht, so daß ich immer bedauerte, daß Du nicht bei mir warst.

O wie schön und reich ist die liebe göttliche Natur! Reizende Landschaften habe ich gesehen: große blaue Seen, frischgrüne Eichen- und Birkenwälder, kleine Wiesentäler und üppige Getreidefelder, düstere Tannenhügel und

dunkle Felsengründe, — ein Reichthum von bunter Mannigfaltigkeit!

Besonders reizend war das kleine Städtchen *J.* in der Nähe von *D.*, in dem wir uns einen achttägigen Aufenthalt gönnten. — Arme und Geringe können sich hier ebenso, wie die Reichen des Daseins freuen; hier hat auch die kleinste Hütte duftende Blumen vor der Thür und am Fenster.

Es ist als hätte Gott seine Hand aufgetan und alles, was lebt, mit Wohlgefallen gesättigt.

Merkwürdig ist, daß in dieser schönen Gegend so wenige von unseren Glaubensgenossen zu finden sind; die glücklichen Bewohner dieses Städtchens sind Christen, evangelische Deutsche, die seit 20 Jahren hier eine Kolonie angelegt haben und die Früchte ihrer Arbeit in Frieden genießen. Eine einzige jüdische Familie fanden wir hier, die von Handel lebt, und bei der wir einkehrten.

Ich hatte auch Gelegenheit, den christlichen Geistlichen dieser Gemeinde kennen zu lernen, einen sehr gebildeten, lieben Mann; er wollte mich von der Wahrheit seiner Religion überzeugen, allein ich konnte wenig davon begreifen, da ich die meisten gelehrten Ausdrücke, deren er sich bediente, nicht verstand; ich freute mich aber über den Ernst des Mannes in religiöser Beziehung; dazu habe ich ihm auch viel schöne Aussichten zu verdanken, auf die er mich aufmerksam machte. —

Wie die Natur, so sind auch die Bewohner hier sehr freundlich, natürlich und offenherzig, als wären sie noch in ihrer Unschuld von der allgemeinen Sündflut verschont geblieben.

Wie tönt es mir hier aus dem tausendfarbigen Blumenteppich, ja auch aus den leuchtenden Gewässern entgegen:

„Herr! wie sind Deine Werke so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte.“

O lieber Samuel, wie freue ich mich, an einen lebendigen Gott glauben zu können, der alles so herrlich geschaffen; und wie könnte ich nicht glauben, da überall in der Natur Spuren seiner, das menschliche Denken weit überragenden Weisheit und Zweckmäßigkeit uns entgegen treten? —

Später.

Kaum fünf Stunden weiter schien die Natur sich aus einem Paradiese in eine Wüste verwandelt zu haben, — sie bot nichts Anziehendes, und noch trauriger sah das jüdische Städtchen aus, in das wir nun kamen.

Kleine, stallartige Holzhäuser, nicht weiß und rein, wie die der Bauern, sondern grau und schmutzig; kein Baum und Strauch am Hause, wohl aber ein Sumpf von Unreinigkeit daneben.

Malerisch sahen ja die schiefhängenden Galerien, die gesenkten Balkone und die ruinenhaften Schornsteine aus, aber an den ausgetretenen Treppen häuft sich Unrat und zerbrochenes Geschirr und auf den Galerien hängen schmutzige Lappen.

Aber trotz des äußeren Elends sind doch sogar Reichlümer in den verfallenen Hütten zu finden.

Das goldene Kalb, Geiz und Geldgier sind der Göze, der Israel in den Abgrund zieht. Das ist der Fluch, der seit Jahrtausenden auf Israel lastet und ihn an Leib, Seele und Geist verdirbt.

Mußte ich doch mit eigenen Augen sehen, wie bei einem armen Juden, der fast vor Hunger gestorben, nach seinem Tode 375 einzelne Silberrubel gefunden wurden!

Und als ich einen Ring kaufen wollte, wurde ich in eine erbärmliche Wohnung eines Schacherjuden gewiesen, wo die Frau auf einem Strohlager krank lag und zerlumppte Kinder sich auf der schmutzigen Diele wälzten, — der Mann aber legte mir einen Schatz an Gold, Silberwaren und Edelsteinen vor. — —

Ich ließ mich heute von meinem Bruder verleiten, die Stadt zu durchstreifen und fand bei der Synagoge ein so entsetzliches Gewühl von schmutzigen Handelsleuten mit staubigen, efligen Waren, von alten häßlichen Weibern, die mit wüstem Geschrei miteinander haderten, von halb nackten, elenden Kindergestalten, kurz ein solches Chaos von Lärm, Fluchen, Elend und Schmutz, daß mir ganz schlimm wurde, ich das entweihte Gotteshaus nicht mehr sehen wollte und tiefbetrübt in unsere Wohnung zurückkehrte!

O welch ein schmerzliches Bild bietet sich mir, wenn ich das Leben unserer Brüder betrachte!

O Samuel! wie sieht es bei uns aus? überall Unordnung, Unmenschlichkeit, Verkehrtheit! — wie steht es mit der Erziehung? der Bildung? der Ehe?

Mein Onkel ist im zwölften Jahre verlobt worden, mit dreizehn verheiratet, im achtzehnten hatte er schon drei Kinder — und im fünfundzwanzigsten ergraute sein Haar; jetzt zählt er erst sechsunddreißig Jahre und ist ein kranker Greis! —

Und sieht man in die Wiegen hinein, wie abgezehrt und elend sind die kleinen Geschöpfe, die mit abergläubischen Gebräuchen groß gezogen werden.

Vorgestern besuchte ich den hiesigen Rabbiner und fragte ihn, als er seine Gemeinde lobte:

„Kann es denn noch schlimmer aussehen als hier?“

Er war sehr erstaunt und meinte, es sei alles in Ordnung!

„Ohne mich zu rühmen,“ sagte er, „meine Gemeinde ist fromm!“ —

Als ich meinte, — „daß die nach Gottes Bilde Geschaffenen auch demgemäß leben müßten!“ — rief er:

„Sie sind ein Skeptiker!“ — und als ich weiter über die Religion zu sprechen begann, rief er mit großer Hefigkeit:

„Nein, nein! solche Fragen dürfen nicht beantwortet werden! — bin ich Elias, daß ich so etwas wüßte? Ich will Ihnen gleich beweisen, daß der große Rambam (Maimonides) auch nichts über den Messias wußte, sondern es als göttliches Geheimnis unerklärt ließ.“

Mit diesen Worten eilte er ans Bücherbrett und suchte so heftig nach dem Buch, daß ein anderes herabstürzte und das Tintenfaß umwarf, dessen Inhalt sich nun über seine Papiere ergoß:

„O Klippe! Klippe! oh! oh! Schomer Israel!“¹⁾ schrie er!

„Wie reimt sich Gott und der Teufel?“ fragte ich und ging traurig fort.

O Samuel! wie schwer ist's mit diesen Leuten von Licht zu sprechen, die meinen sie leben — und sind tot!

Woher kommt aber dieses allgemeine Verderben?

Fragen wir die Heilige Schrift und sehen wir die Patriarchen und Propheten an, so erkennen wir, daß Glaube, Liebe, Tugend und Geduld ihre Zierde war, Treue und Keuschheit ihr Gesetz und Ehre, Mut und Vertrauen auf Gott ihr Schutz und Trutz in allen Lagen des Lebens, Religion und patriotischer Heroismus war ihre moralische Kraft und Selbstbeherrschung ihre Lebensregel. —

¹⁾ „O Dämon! Teufel! o Hüter Israel!“

Wie steht es aber mit unserem Volke? Blind sind sie für die göttliche Wahrheit! voll eitler Träume! Sie erwarten goldene Zeiten von dem Messias; — aber wenn er kommen soll, so müssen sie doch die Bedingung, die vorhergeht: — wahre Buße und Bekehrung erfüllen.

Sollte aber der Messias diese Forderung an unser gegenwärtiges Volk stellen, — würden sie ihn nicht steinigen?

Einer, der ihnen die Wahrheit sagen wollte, das ist nicht Davids Sohn, — es sei denn, daß er sie alle zu Fürsten und Königen mache!

Den talmudischen und kabbalistischen Lehrsätzen aber, die sich ihrem Verständnis entziehen, huldigen sie mit Enthusiasmus.

Sie sind kenntnisreich und viel wissend in allerlei Dingen, die weder zur Wahrheit noch zur Seligkeit nützen.

Unsere Rabbiner schreiben Bücher über die Stimmritzen der Flöhe und wenden all ihre sophistische und hypothetische Weisheit an, und bringen uns doch keinen Schritt heraus aus all der Verwirrung!

Doch meine nur nicht, daß ich es mir zur Aufgabe gestellt, die Schattenseiten meines Volkes aufzusuchen und ihnen die Lichtseiten absprechen zu wollen. — Ich will auch nicht behaupten, daß ich den Grund des Elends entdeckt und meinen Brüdern einen bessern Weg zur Wahrheit und Seligkeit zeigen könne.

Was möchte ich dafür geben, wenn jemand mir diesen Weg zeigen wollte und mein unruhiges Gewissen stillte! —

Ich bin selbst täglich im Kampf, und deshalb kann ich mir nicht zutrauen, ein Leiter der Blinden zu werden. —

Wie soll die unruhige Seele wahre Ruhe finden?

Wie? wodurch? und womit soll die Wiedervereinigung des Bundesvolkes mit seinem Gott bewirkt werden?

Kultur und Wissenschaft können das Sehnen in uns nicht stillen! Nie werden Kenntnisse das Herz beruhigen — noch weniger **umgestalten!** Und doch muß dieser Kampf ein Ende nehmen — — es muß anders werden!

Wir suchen, forschen, grübeln und prüfen — — warum? weil uns etwas fehlt, und wir fühlen, das Beste fehlt!

Das von der Natur uns in die Brust gedrückte Bild vom Paradiese ringt nach Verwirklichung. —

Sollte der große, barmherzige Gott nicht einen Weg zeigen: wie alle Menschen zu Gott kommen, die Erde voll Erkenntnis Gottes werde?

Wann wird diese herrliche Zeit kommen?

2000 Jahre wandelt Israel irrend in der Wüste!

An Gott kann die Schuld nicht liegen — also an uns — weil kein Heilsverlangen da ist!

Die Heilige Schrift zeigt uns, daß jedesmal, wenn Israel sich zu Gott bekehrte und um Hülfe schrie und seine Götzen von sich tat, — Gott sich seiner erbarmte. —

Nur wahre Religion kann den Menschen mit Gott vereinigen.

Solange wir nicht die Götzen, — die uns die Talmudisten und Kabbalisten darbieten, die nur Menschenwitz und Gotteslästerung sind und uns den Weg zur Wahrheit verstellen, solange wir diese Götzen nicht vom Tempel Gottes wegräumen, — können wir nicht ins Allerheiligste hineingehen!

Nun laß es für diesmal genug sein! —

Ich weiß, Du wirst nicht mißdeuten, was ich Dir schreibe, denn Du wirst fühlen, wie sehr es mir wehtut von meinen Glaubensgenossen also zu sprechen! und wenn

Du auch zuweilen den Kopf schütteln wirst, Du weißt, daß ich ja damit Pfeile auch gegen die eigene Brust schmiede.

Wenn mein Vater mich nicht dem Rabbineramte geweiht hätte, könnte ich, wie Du, mich zurückziehen und vielleicht auch sprechen:

„Laß doch die Narren, wie sie sind, Du kannst sie nicht bessern.“

So aber muß ich mit Schrecken der Zeit entgegen sehen, wo ich mich öffentlich erklären muß.

Verzeih, lieber Samuel, die Qual dieses langen Briefes zu lesen; — ich wollte Dir nur Rosen von meiner Reise senden und siehe! ehe ich mich versah — ist's ein Dornstrauch geworden.

Meine Erholungszeit ist bald zu Ende, ich erwarte täglich einen Brief meines Vaters, der mich nach Hause rufen wird.

Tun — auf Wiedersehen

Dein Ch.



Amts-Antritt.

„Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche, denn er ist ein Engel Gottes.“ Maleachi 2, 7.

Aus dem Tagebuch.

Wilkomir, d. 13. Okt. 1854.

Ein beständiger Wechsel ist die Natur, und mit ihr das menschliche Leben.

Nach einem Ungewitter kommt wieder Sonnenschein — bis sich die Dünste in der Atmosphäre von neuem sammeln fürs nächste Gewitter.

Ein Monat ist dahin seit meiner Hochzeit! Nur ein Monat, ach! und doch so lange!

Morgen soll ich hier meine Antrittspredigt halten.

Meine Eltern sind hier und freuen sich, in der Hoffnung, daß es mir gelingen werde.

O Gott! lehre Du mich reden, daß mein Mund Deine Herrlichkeit verkündige! Lenke Ohren, Herzen und Geist zu Deinem Worte, daß Dein Volk von seinem Schlafe aufwachen möge und wie zur ersten Zeit in Wahrheit Dich suche.



Wilkomir, den 18. Okt. 1854.

Liebster Samuel!

Du ängstigst Dich unnütz meiner wegen. Es ist nicht so gefährlich, wie Du es Dir vorstellst. Man hat sogar Ursache zu glauben, ich sei glücklich.

Meine Frau ist gut, fromm und liebenswürdig und liebt mich unendlich!

Mein geehrter Schwiegervater findet in mir einen Sohn und teilt mir alle möglichen Freuden zu; ich habe ihn auch sehr lieb gewonnen.

Die Leute erbauen und erfreuen sich, wie sie sagen, an meinen Predigten.

Mir ist es aber jedesmal, wenn ich vor den Altar trete — als sollte ich das Schafott betreten.

Am Sabbat vor Ostern konnte die große Synagoge die Menge der Zuhörer nicht fassen — aber, o Gott! — jetzt fühle ich erst, wie unglücklich ich bin! Denn obschon ich immer nur aus der Schrift die Stoffe zu meinen Predigten schöpfe und nur Schriftterte wähle, so muß doch immer talmudischer Kram eingeflochten werden, Du weißt, daß es nicht ohnedem geht. Dabei aber stehen mir immer die Worte Jerem. 23, 25. 30 vor Augen:

„Wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht! Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen? spricht der Herr.“

Mein Gewissen plagt mich unaussprechlich, daß ich nicht so predige, wie ich es soll — und predigen muß ich fast jeden Sabbat! —

Seitdem mein Schwiegervater krank ist, habe ich das Amt gänzlich übernehmen müssen.

Es gibt in meiner Gemeinde manche aufrichtige Seelen, die, wie ich's neulich entdeckt habe, meiner Mei-

nung sind, — ich kann also doch hoffen mit der Zeit
Mittkämpfer für die Wahrheit zu finden. Es kann nicht
so bleiben, es muß endlich zum Ausbruch kommen. --

Der Herr tue, was Ihm gefällt!

Dein Unwohlsein versetzt mich in Bangigkeit.

Sobald ich mich auf einige Tage von meinem Amte
losreißen kann, komme ich zu Dir.

Dein Chaim.



V.

Trübsalsfluten.

„Gott, hilf mir! denn das Wasser
geht mir an die Seele.“

Pf. 69, 2.

Samuels letzter Brief.

Wilna d. 21. Novbr. 1854.

Liebster Chaim!

Da ich, wie es scheint, nur noch gezählte Tage hier auf Erden zu verleben habe, so will ich mir und Dir noch diese Freude zuteil werden lassen: noch einmal mit Dir schriftlich zu sprechen, meinen letzten Dank für Deine mir so teure Freundschaft und vielleicht zugleich das letzte Lebewohl Dir zu sagen.

Ich zweifle, daß Du mich bei Deiner Ankunft noch am Leben finden wirst; die Ärzte geben zwar noch Hoffnung, — allein, — ich weiß und fühle, daß meine Kräfte fast zu Ende sind.

Das ist eben der einzige und vielleicht letzte Wunsch, dessen Erfüllung ich mir von meinen lieben Eltern heute dringend erbeten habe: diese Zeilen noch eigenhändig an Dich schreiben zu dürfen! — und siehe, — es geht noch!

Alle Deine Briefe an mich, habe ich bereits zusammengenummen, in einem Pakete sorgfältig mit meinem Siegel versiegelt und Deinen Namen darauf geschrieben.

Sollte Deine Ankunft zu spät sein, so wirst Du das Paket in meinem Schreibtisch rechts bei meinem Testamente finden.

Tröste meine lieben Eltern und Geschwister, wenn Du es kannst.

Für mich gibt es nur einen Trost: Hiob 19, 25:
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich her-

nach aus der Erde auferwecken!“ — — und daß wir uns, wenn nicht hier, so doch dort droben bei Jehova in ungestörter Freude wiedersehen werden!

Ich muß abbrechen.

Liebster Chaim, wisse, daß Du bald einen Freund im Himmel hast, der Deiner nie vergessen und auf Dich zu jeder Zeit lächelnd herabblicken wird, und tröste Dich damit, bis Du wiedersehen wirst

Deinen

Samuel.



Schwerer Verlust.

Aus dem Tagebuch.

Den 1. Dezember 1854.

Nun habe ich auf einmal alles verloren! Mein Gott! wie schrecklich ist Deine Hand! Wie bebet meine Seele vor Deinem Zorn!

Es ist vorbei! Samuel ist tot! Du hast ihn mir genommen, ihn, den einzigen, den ich auf Erden hatte, und hast mich hier zurückgelassen!

Er ist tot und nicht mehr zu sehen — — — der mein einziger Engel hier auf Erden war!

Acht finstere, einsame Tage habe ich nun schon seit dem Tode meines Samuel verlebt, — wenn man es überhaupt Leben nennen kann!

Meine einzige Lektüre ist Hiob. O barmherziger Gott! wie elend bin ich jetzt hier auf Erden!

Hast Du doch dem Hiob, nach allem Verluste, wenigstens drei Freunde gelassen, — mir aber hast Du den einzigen, den ich besaß, genommen!

O stärke und tröste mich, guter Gott, und hilf, daß ich auch sagen könnte:

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!
Der Name des Herrn sei gelobt!“

So wie des Bruders Herz um einen Bruder jaget,
Jagt mein's um Dich, erblaßter Freund!
Ich klage schmerzlicher, als je ich noch geklaget,
Und meine ganze Seele weint!

Nun weiß ich's erst, o Freund! wie sehr ich Dich geliebet,
Ich weiß es mehr als zu gewiß;
Ich weiß es, seit dem Tag, da mich Dein Tod betrübet,
Aus sehnsuchtsvoller Kummernis.

Geliebter, möchtest Du nur eine von den Zähren,
Die Du mir kostest — fließen sehn!
Ich weiß Dich vor der Welt nicht redlicher zu ehren,
Als ihnen nicht zu widerstehn.



Jetzt lieb ich selbst den Schmerz,
Ich lieb ihn Deinetwegen,
Und such' in meinem Schmerze Ruh'.
Wohin mein Geist nur sieht —
Tritt mir Dein Bild entgegen —
— Und was ich denke — bist nur Du!

Ruft mich wie sonst ein Buch,
Und rufen mich Geschäfte, —
So fehlt es mir an Lust und Kraft;
Allein um Dich zu flehn,
Da hab' ich immer Kräfte
Und Stärke diese Leidenschaft.

Dies, Teurer, sei mein Trost:
An Deinen Wert zu denken,
Mit Dir im Geist noch umzugehn;
Wie zärtlich werd' ich Dir
Noch manchen Seufzer schenken,
Wie oft noch Dein Verdienst erhöh'n!

Du, dem ich nur zu danken habe, —
Entschlaf'ner, nimm in Deinem Grabe
Den letzten Dank von mir noch an.
Gott, dem Du hier Dein Herz gegeben,
Sei Dir der Lohn in jenem Leben
für alles, was Du mir getan! C. G.



Durchs Rote Meer.

„Die Pflüger haben auf meinem Rücken geackert und ihre Furchen lang gezogen.“ Ps. 129, 3.

Wenn die Saatzeit naht, muß das harte Erdreich durch den scharfen Pflug gelockert, ganz fein zerrieben werden, damit die Saat — die Freudenbotschaft des Evangeliums — hineinfallen kann, muß die Trübsal ihr Werk tun, — es muß Nacht werden, ehe der Morgen anbricht.

Aus dem Tagebuch.

„Bin ich denn also euer Feind geworden, weil ich euch die Wahrheit vorhalte.“ Gal. 4, 16.

Wilkomir, 9. Januar 1855.

So kommst du wieder zu rechter Zeit, mein vertrautes Tagebüchlein, vor dir will ich auch jetzt, nächst Gott, mein Herz auf tun, und wenn du auch kein Wort mir zum Trost erwidern kannst, so bist du doch bereit, mich anzuhören, und was ich dir vertraut, wirst du verschweigen, während die lebendigen Kreaturen es so leicht verraten. Solltest du mich überleben, so wolle Gott, daß du in bessere Hände fällst, als die sind, in welchen ich mich jetzt befinde, und daß mitleidigere Augen und Herzen dir zuteil werden, als die, welche mich jetzt umgeben.

Fünf Tage sind verflossen, seit ich vom Altar aus gegen die Autorität des Talmud und der Kabbala mich öffentlich erklärt habe.

Zur Disputation ist bis heute niemand erschienen; dagegen bekam ich gestern eine schriftliche Aufforderung, vor dem Ober-Rabbiner in Wilna zu erscheinen.

Ehe ich selbst es erfuhr, wußten es schon meine Gegner; in weniger als vierundzwanzig Stunden wurde es in der ganzen Stadt bekannt und ist nun der Hauptgegenstand der Unterhaltung geworden.

Als ich heute früh in die Synagoge ging, bemerkte ich, daß die Leute ihre Achtung und Liebe zu mir bereits aufgegeben haben. Der Synagogenhof war voll von Pöbel, von Leuten, die bei meinem Eintritt ihre Augen neugierig auf mich richteten, als wäre ich ein unbekannter Gast in ihrer Mitte.

Als ich dem Schamesch¹⁾ sagte, daß ich nach dem Gottesdienst eine Ansprache halten würde, sah er mich starr an, und ohne ein Wort zu erwidern, ging er auf den Vorsteher zu.

Kaum war der Gottesdienst beendet, als er zu mir kam und sagte:

„Rabbi, der Vorsteher läßt Ihnen im Namen der Gemeinde sagen, daß Sie den Altar nicht betreten sollen, bis Sie vom Ober-Rabbiner dazu die Erlaubnis bekommen haben.“

Ich ging nun zum Vorsteher und erklärte ihm, daß ich in dieser Ansprache meine Gegner bitten wolle, eine öffentliche Disputation mit mir zu halten, damit die Wahrheit an den Tag komme.

„Was aber mein Amt anbetrifft,“ sagte ich, „so wissen Sie, daß ich mich nie dazu gedrängt habe, und ich bin daher bereit, auf Wunsch der Gemeinde es niederzulegen.“

¹⁾ Synagogendiener.

„Sie wissen doch,“ sagte er höhnlisch, „daß der Talmud es verbietet, mit dem zu disputieren, der ihn verachtet und verwirft!“ —

Nach Hause kommend traf ich die Verwandten meiner Frau bei mir. Als ich herantrat, unterbrachen sie ihr Gespräch mit ihr. Ich versuchte mich mit ihnen zu unterhalten, aber sie warfen mir verächtliche Blicke zu und verließen mein Haus. Meine Frau, die seit dem Tode ihres Vaters kränzlich ist, sah jetzt furchtbar elend aus.

Ich gab mir die größte Mühe, allein es gelang mir nicht, sie zu beruhigen. Ich sagte ihr:

„Ich sehe keinen Grund zu Deiner Furcht; sogar wenn ich vom Amte käme, so wäre dies nicht so gefährlich, als Du es Dir denkst: der alte Gott lebt noch.

Er kennt mein Herz besser als diese Leichtsinrigen, und wenn sie mich verurteilen — so verwirft mich Gott doch nicht. Bei aller Verfolgung können sie uns unser gutes Gewissen doch nicht rauben. Sei nur ruhig, „wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn, Herrn, der vom Tode errettet.“

„Ach“, rief meine arme Frau, „es ist nicht so wie Du denkst! — Wenn Du wüßtest, was ich leider weiß! — Die Menschen sind viel gefährlicher als die wilden Tiere! Gott weiß es, welche Neze sie Dir schon gestellt haben!“

Ich wollte von meiner Frau nicht genauer erfragen, welche drohende Gefahr sie von ihren Verwandten genommen hatte. Wußte ich doch, daß sogar mehrere meiner Gesinnungsgenossen meine Verflägers geworden, andere dagegen sind öffentlich für mich aufgetreten. Die Wahrheit muß ihre Märtyrer haben.

Mein Vater? — ach! ich zweifle nicht, daß er den ersten Stein auf mich werfen wird — sein Brief sagt es deutlich! —

O Gott! verleihe mir Standhaftigkeit, Geduld und Mut, daß ich der Wahrheit treu bleibe!

✻ ✻ ✻

„Ich bin fremd worden meinen Brüdern und unbekannt meiner Mutter Kindern!“ Ps. 69, 9.

Wilna, d. 13. Januar 1855.

Gestern, um 7 Uhr morgens, kam ich hier an und ging zu meinen Eltern!

O Gott! ihr Haus ist mir verschlossen! Mein Vater will mich weder sehen noch hören!

Meine Mutter ist krank — und man läßt mich nicht zu ihr!

Ich habe zweimal meinem Vater geschrieben, er vernichtete meine Briefe, ohne sie gelesen zu haben!

Meine Verfläger sollen schon seit vorgestern hier sein. — Mein Onkel, der mich stets liebte, empfing mich heute trocken und kurz angebunden; er sieht in mir einen Sünder.

„Noch sehe ich ein Rettungsmittel für Dich,“ sagte er mir endlich, „nämlich, Du teilst dem Ober-Rabbiner mit, daß Du zur Zeit Deiner Erklärung vor dem Altar am Kopf gelitten habest, und daß Du jetzt nicht mehr wissest, was Du gesprochen hast.“

„Das würde eine freche Lüge sein, und eine Sünde vor Gott,“ sagte ich, „was ich vor dem Altar damals erklärt habe, will ich noch jetzt, wie allezeit, ohne Scheu vor Gott und Menschen erklären! Mögen sie mit mir tun, was sie wollen und können, ich muß bei dem bleiben, was mir Gottes Wort sagt, und will Gott mehr gehorchen, als den Menschen.“

„So sollst Du auch mein Haus nicht mehr betreten!“ rief mein Onkel zornig und schlug die Tür hinter sich zu!

✻ ✻ ✻

„Dies ist der Tag des Grimmes,
ein Tag der Trübsal und Angst.“
Zeph. I, 15.

Den 14. Januar 1855.

Um 10 Uhr vormittags wurde ich zum Ober-Rabbiner gerufen. Als ich die Thür öffnete, sah ich vor mir meine Ankläger sitzen.

Dann kam der Ober-Rabbiner herein und setzte sich majestätisch auf seinen Richterstuhl, mehrere Briefe hielt er in der Hand.

„Im Namen Gottes,“ begann er, „beschwöre ich Sie, alles, was ich Sie fragen werde, mit Wahrheit zu beantworten.“

Ich bejahte.

Er las dann die Briefe laut vor, die man ihm aus meiner Gemeinde geschrieben, und in welchen mir eine nicht geringe Anzahl tätlicher Verbrechen zugeschrieben wurden.

Ich staunte und schwieg.

„Ist dies wahr?“ fragte er mich. „Diese Briefe haben keinen Vormund, da sie alle nicht unterzeichnet sind.“

„Daß ich dies am Altar erklärt habe, ist wahr,“ antwortete ich, „die anderen Beschuldigungen aber von Übertretungen, Sabbatschändung und dergleichen, sind Lügen. Wenn ich auch den Talmud nicht als Gottes Wort anerkenne, so habe ich doch nie mit absichtlicher Tat gegen denselben gehandelt.“

Meine Gegner aber behaupteten mit großer Frechheit:

„Alles, was in diesen Briefen steht, ist wahr!“

Ich sah sie ruhig an und fragte:

„Könnt ihr das mit gutem Gewissen sagen?“

„Wir können es!“ schrien sie laut.

Ich schwieg.

Nachdem sie dann noch eine lange Reihe von Beschuldigungen gegen mich vor dem Richter erhoben, — fragte er mich:

„Haben Sie etwas auf diese Klagen zu entgegnen?“

„Hier nicht,“ entgegnete ich „aber wohl vor dem großen Richter, der Herzen und Nieren prüfet, und vor dem kein falsches Zeugnis gilt.“

„Dann wollen Sie uns auf eine Stunde verlassen.“

Ich ging ins Nebenzimmer.

Nach einer Stunde wurde ich gerufen.

Der Ober-Rabbiner erhob sich:

„Nach dem Gesetz Gottes haben wir geurteilt, daß Sie nach öffentlicher Buße vom Altar aus Ihren Irrtum gegen den Talmud bekennen, Ihre Lehre widerrufen und zugleich schwören sollen, treu zu bleiben bis ans Ende, dann mit der Gemeinde sich zu versöhnen und im Namen Gottes Ihr Amt wieder zu verwalten.

Werden Sie das erfüllen?“

„Ich möchte zuerst meinen Irrtum erfahren,“ sagte ich.

„Sie sind nicht zum Disputieren hierher gerufen worden, sondern um unser Urteil zu hören und demselben zu gehorchen,“ — rief der Richter zornig und fragte noch einmal: „Wollen Sie das gehörte Urteil erfüllen oder nicht?“

„Entschieden nicht,“ entgegnete ich, „nur dem, was mit Gottes Wort übereinstimmt, werde ich gehorchen!“ —

Blaß vor Wut wandte sich nun der Ober-Rabbiner an meine Verfläßer:

„Ihr habt recht! tut nun, was ihr könnt!“

„Was soll das heißen?“ fragte ich.

„Das sollen Sie schon erfahren,“ rief mein Gegner höhnisch.

Tieferschütttert verließ ich das Haus meines ungerechten Richters und schlich mich wankend meiner Wohnung zu.

O Gott Israels! Dies ist also das Recht und die Gerechtigkeit, die in Deinem Volk geübt wird! —

Ich schloß die Thür meines Zimmers hinter mir zu und schüttete mein Herz vor meinem Gott aus:

Herr, Herr, Gott Zebaoth! laß nicht zuschanden werden die Deiner harren!

Laß nicht schamrot werden an mir, die Dich suchen, Gott Israels! denn die mich ohne Ursache hassen, derer ist mehr, denn ich Haare auf dem Haupte habe, — die mir unbillig Feind sind und mich verderben, sind mächtig. Errette mich von der Hand meiner Feinde und von denen, die mich verfolgen. Die Angst meines Herzens ist groß, führe mich aus meinen Nöten. Wende Dich zu mir und sei mir gnädig, denn ich bin einsam und elend. Mein Gott! ich hoffe auf Dich!



Don Brüdern verraten und verkauft und befreit.

„Verteidige die Wahrheit bis in den
Tod, so wird Gott, der Herr, für
dich streiten.“ Sirach 4, 33.

Halb ohnmächtig fiel ich auf mein Sofa nieder,
und völlig erschöpft schlief ich ein.

Unruhige Bilder quälten mich im Traum; bald sah
ich mich zu den Füßen meiner Eltern liegen; — bald
meine Frau tröstend; dann stand ich auf steilem Ufer, an
das zischende und brausende Wogen stießen, ich schaute
nach dem jenseitigen Ufer, das mir überirdisch schön er-
schien; die Gestalt eines Jünglings in hellen Gewändern,
die dort stand, erfüllte mein Herz mit freudigem Schreck!
Diese liebliche Gestalt, dachte ich bei mir selbst, diese liebe-
strahlenden Augen, diese offene Stirn und die goldnen
Locken, die, sanft vom Winde bewegt, sich unregelmäßig
um das verklärte Gesicht legten, kann niemand anders
sein als mein seliger Samuel? — aber — o Gott! was
sehe ich? Er trägt ein hell leuchtendes Kreuz in seiner
rechten Hand und winkt mir, freundlich lächelnd, zu ihm
zu kommen!

„O Samuel — lieber Samuel!“ schrie ich laut, „ich
kann nicht zu Dir kommen, siehe dies wütende Meer!“

Aber in demselben Augenblick wurde ich durch ein
heftiges Klopfen an der Tür erweckt.

„Wer ist da?“ rief ich.

„Mach auf! schnell!“ antwortete eine männliche Stimme in russischer Sprache. Als ich öffnete, stand ein Beamter mit vier Soldaten vor mir.

„Was wünschen Sie?“ fragte ich.

„Ihren Paß!“ war die lakonische Antwort. Ich ging zu meiner Reisetasche und suchte unter den Papieren meinen Paß, aber wie groß war mein Schreck, als ich meine Papiere in Unordnung fand, und der Paß fehlte.

„Den Paß muß mir jemand genommen haben,“ stammelte ich, „übrigens bin ich hier bekannt und habe auch meine Eltern hier.“

„Es ist gut,“ sagte der Beamte kurz, „kommen Sie nur mit.“

„Soldaten!“ rief er, da trat im selben Augenblick Herr B. K., mein heftigster Gegner, hinzu und überreichte dem Beamten eine Bittschrift.

„Gut“, entgegnete dieser, „er ist also Ihr Rekrut.“¹⁾

Unter so ehrenvoller Begleitung wurde ich nun ins Rekrutenhaus geführt.

Gleich beim Eintritt schrie man mir ein Willkommen entgegen: „Nun haben wir einen Rabbiner in unserer Mitte, nun wird's besser gehen. Er kann uns jetzt Gottesdienst halten.“

¹⁾ Nach dem damaligen Manifest war es in Rußland erlaubt, Juden, die drei Meilen von ihrer Gemeinde entfernt, ohne Paß angetroffen wurden, ohne Ausnahme dem Soldatendienst zu übergeben. Dem Überbringer des Paßlosen aber wurde der durch ihn gestellte Findling als sein Rekrut angerechnet und befreite dadurch ihn oder ein Glied seiner Familie vom Militärdienst. Die Juden mißbrauchten diese gutgemeinte Absicht der Obrigkeit, lauerten auf allen Wegen und Straßen, suchten sogar in den Gasthöfen nach Paßlosen und übergaben selbst den eigenen Bruder den Behörden; und das nicht nur für sich, sondern — man höre und staune! — sie trieben damit Handel und verkauften diese Unglücklichen einer dem andern für Geld!!

Es waren achtzehn Elende, gleich mir, die ich dort antraf, darunter zwei Brüder, die viermal von einer Hand zur anderen verkauft worden waren.

Um 6 Uhr nachmittags wurde ich vorgeführt.

Der Vorsitzende, ein ehrwürdiger alter Herr,¹⁾ betrachtete mich einen Augenblick freundlich und mitleidig, was meinem geängsteten Herzen unendlich wohlthat.

„Erzellenz,“ sagte mein Überlieferer zum Vorsitzenden, indem er ein Papier überreichte: „diesen ohne Paß hier Gefundenen, bringe ich, laut dem Gesetze als Rekruten für meine Familie.“

„Haben Sie ihn selbst gefunden? oder ihn von einem anderen gekauft?“ fragte der Präsident.

„Ich habe ihn selbst ergriffen,“ antwortete er. Da wandte der Vorsitzende sich an mich:

„Von wo sind Sie?“

„Aus Wilkomir, zwölf Meilen von hier,“ antwortete ich.

„Warum sind Sie denn ohne Paß hierhergekommen?“

„Erzellenz,“ sagte ich, „ich habe wohl einen Paß gehabt, die Nummer ist 308, er ist mir aber hier aus meinem Zimmer gestohlen worden!“

„Das ist nicht wahr!“ rief mein Ankläger mit großer Frechheit.

„Das müssen Sie am besten wissen,“ entgegnete ich ruhig, „da die Tat entweder durch Sie selbst — oder durch Ihre Helfer und Helfershelfer geschehen ist.“

¹⁾ Durch die Tochter dieses Herrn erfuhren wir Näheres: „Als der arme junge Rabbiner blaß, elend und zitternd vor die Rekruten-Kommission geführt wurde, ward das edle Herz des Präsidenten — de Roberti — von tiefem Mitleid ergriffen, und er sagte französisch zu dem neben ihm sitzenden Mitglied der Kommission, seinem Schwager, Herrn von Baranoff: „Der arme Mensch! — er ist ja so elend, daß er gar nicht dienen kann; den muß man frei machen!“ — —

Voll Mut wollte er etwas entgegnen — allein der Präsident bedrohte ihn und hieß ihn schweigen. Nachdem der Präsident sich französisch mit dem neben ihm sitzenden Herrn einige Minuten beraten hatte, fragte er mich:

„Warum und weshalb sind Sie hierher gekommen?“

„Als Rabbiner wurde ich hierher zum Ober-Rabbiner berufen, gestern bin ich angekommen.“

„Wie,“ rief der Herr, „Sie sind Rabbiner?“

„Ja,“ sagte ich, „und der Mann, der mich zum Opfer bringt, ist aus meiner Gemeinde.“

Da fragte der Vorsitzende diesen:

„Haben Sie keinen anderen finden können als Ihren eigenen Rabbiner?“

„Er ist ein Ketzer und Gottloser!“ schrie dieser, „er hat durch seine Lehre viele verführt.“

„Was hat er denn gelehrt?“

„Er hat sich gegen den Talmud, der uns heilig ist, ausgesprochen!“

„So!“ — „Es ist doch schade, daß keine Kreuzigung mehr stattfindet, sonst könnten Sie ja gleich Ihren Rabbiner wie den Messias kreuzigen lassen!“

Der Mann geriet in Verlegenheit und murmelte Unverständliches.

„Wie viel Söhne haben Sie? und wie alt ist der älteste?“ fragte der Vorsitzende weiter.

„Vier, und der älteste ist einundzwanzig Jahre alt.“

„Wollen Sie denn nicht unserem allgeliebten Kaiser ein besseres Opfer bringen, als diesen Rabbiner?“

„Erzellenz, ich glaube nach dem Gesetze zu handeln,“ sagte mein Gegner, „wie — — —“

„Halt!“ rief da der Präsident, „wollen Sie uns nicht Ihren Paß zeigen?“

„Sogleich,“ entgegnete der Angeredete, die Hand in die Seitentasche steckend. In Eile nahm er mehrere

Papiere heraus und suchte darunter seinen Paß, — da erkannte ich meinen Paß unter den Papieren, — überrascht schrie ich laut auf:

„Erzellenz! hier ist mein Paß, bei ihm!“

Er wollte ihn schnell verstecken, aber schon war es zu spät, und bald lag mein Paß in den Händen des Präsidenten.

„Jetzt danke ich für Ihren Paß,“ sagte derselbe, „dieser Paß hier besagt genügend, wer Sie sind. — Soldaten, führt ihn ins Gefängnis.“

Bläß wie eine Leiche und an allen Gliedern zitternd wurde mein Feind von denselben Soldaten, die mich hergeleitet, zum Gefängnis fortgeführt.

Der Vorsitzende überreichte mir meinen Paß mit den Worten:

„Danken Sie Ihrem Gott, der Sie so wunderbar errettet, und seien Sie künftig vorsichtiger mit Ihren Leuten.“

Ich dankte mit Tränen und ging nach Hause.

„O Herr! wie groß ist Deine Barmherzigkeit und wie wunderbar kannst Du helfen! O ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du Deinem Knechte beweifest!“



Zwei Jahre später.

Wilkomir, d. 15. Januar 1857.

Gestern war der Tag, an welchem ich vor zwei Jahren von der Hand meiner Feinde durch Gottes Gnade so wunderbar errettet wurde.

Dieser Tag hat mich im Glauben und in der Hoffnung gestärkt — in der Geduld und im Ausharren geübt! —

Seitdem sind mir die vielen und schweren Kämpfe, die ich durchmachen mußte, durch die Erinnerung an den 14. Januar 1855 leichter und erträglicher geworden. Nun aber scheint das Ungewitter zu stark zu werden. Meine Widersacher sind mächtig; meine Anhänger, auf die ich hoffte, verschwinden mehr und mehr wie Dunst.

Es kümmert sich kein Mensch ernstlich um diesen so wichtigen Gegenstand.

„Wir wollen leben, wie unsere Väter gelebt haben,“ ist die allgemeine Antwort.

Selbst von meinen eigenen Verwandten muß ich Gleichgültigkeit, Untreue, Verfolgung erdulden.

Trotz aller Beweise und Überzeugungen gelingt es mir nicht, meine blinden Brüder für die Wahrheit zu gewinnen.

Ach! besseren und fähigeren Menschen ist es auch nicht gelungen, die Juden zu Juden zu machen; und auch sie mußten Verfolgung, Schmach und Verbannung erdulden, — wie sollte mein Lohn ein anderer sein?

Ich muß stille halten! O Gott, schenke mir Geduld!

Ich will nun — um allem Zanf und Streit ein Ende zu machen, — mein Amt gutwillig aufgeben, und zwar soll dies schon morgen geschehen.

Der Gott, der mich bis hierher wunderbar erhalten, der wird auch fernerhin mir den Weg zeigen, wie ich im Schweiß meines Angesichtes mich ernähren soll. — Wenn ich nur auch die inneren Feinde beruhigen könnte! —

Herr! Herr, gedenke meiner nach Deiner Gnade!

Auf Deine Hilfe harre ich, o Gott!



Ebbe und Flut.

„Sie haben mich oft gedrängt
von meiner Jugend auf.“

Pf. 129, 1.

Seit den Verhandlungen vor dem „Hohen Rat“ in Wilna und dem mißlungenen Versuch seiner Feinde, ihn als Rekruten abzugeben und auf diese Weise ihn aus dem Wege zu schaffen, hatte Gurland nicht nur in seinem Amte weitergewirkt, sondern auch als Vorsteher des Rabbiner-Konvikts sich unermüdlich bestrebt und bemüht, eine Besserung der Zustände zuwege zu bringen.

Seine Feinde, durch das Mißlingen ihrer Pläne eingeschüchtert, hielten sich fürs erste grollend zurück, — zumal ihr Anführer für längere Zeit hinter Schloß und Riegel saß. —

Seine früheren Gesinnungsgenossen aber fanden sich wieder zu ihm, und sein warmer Eifer für die gute Sache gewann ihm auch neue Anhänger: war es doch die Zeit der freieren Geistesströmung unter den Juden. Die große Bewegung, welche durch die Mendelssohnsche Schule im Auslande entstanden war, drang auch in Rußland ein und erregte die Gemüther der jüngeren jüdischen Theologen im Rabbiner-Konvikt in hohem Grade. —

So fanden Gurlands Reformvorschläge und Pläne bei vielen von ihnen Beifall; und trotz immer erneuter Kämpfe

mit seinen Gegnern arbeitete er unermüdlich weiter an einer Neubelebung des toten Gottesdienstes und der starren Formen.

Auch strebte er ernstlich danach, eine Reform des Schulwesens, das sehr im argen lag, anzubahnen.

Seine Predigten, in denen er mit ganzer Seele mahnte, zu Gottes Wort zurückzukehren, waren stark besucht.

Weder durch böswillige Anfeindungen, noch durch Verleumdungen schlimmster Art ließ er sich in den Versuchen: den alten Glauben Israels wiederzuerwecken, irremachen; allein — alle seine heißerstrehten Reformpläne mußten scheitern an dem fanatischen Haß der orthodoxen Talmudisten, der Spitzfindigkeit der jüdischen Gelehrten und der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit der aufgeklärten Juden.

Am schwersten aber litt er durch die eigene Seelennot, die tiefschmerzliche Erkenntnis, daß er selbst noch nicht den rechten Weg gefunden und daher auch seinem armen Volke nicht gründlich helfen könne! — — So beschloß er denn im Januar 1857 sein Amt niederzulegen.

Als er dieses seiner Gemeinde mitteilte und noch einmal ihr ans Herz legte: zum Worte Gottes zurückzukehren, aus dem lebendigen Brunnen Wasser des Lebens zu schöpfen, und die löchrichten Brunnen des Talmud, die nie ihren Durst stillen würden, zu verlassen, — erhob sich ein furchtbarer Aufruhr in der Synagoge, ein Höllenlärm, Flüche erschallten, und mit Wutgeschrei und geballten Fäusten drangen sie auf ihn ein; — sie spien ihn an und schlugen ihn, — sie wollten ihn in Stücke reißen! und er

wäre wohl auch ein Opfer der wütenden Menge geworden, wenn nicht ein alter edler Rabbiner ihn mit seinem Körper gedeckt, und ihm zur Flucht verholfen hätte.

Mehr als eine Woche lag er infolge der Mißhandlungen schwer krank danieder; als er dann das Krankenlager verließ, fand er sich von seinem Volke verachtet, von seinen Eltern verstoßen und von seiner Frau und seinem Kinde verlassen! Die Verwandten derselben hatten sie weggeholt, und alle seine Bemühungen, sie wiederzusehen und zurückzuholen, blieben vergeblich — — so zog er allein in die Welt hinaus!



Amts-Entsagung.

Den 24. Januar 1857.

Nun ist's genug!

Verfolgt und verstoßen bin ich von Freunden und Feinden! Niemand nimmt sich meiner an!

Die unmenschliche Behandlung, die ich erfahren, will ich nicht einmal Dir, mein vertrautes Büchlein, mittheilen.

Lieber lasse ich's ins Meer der Vergessenheit versinken, denn — sie sind mein — und ich muß ihrer schonen.

Ich habe die Unbarmherzigkeit der Menschen, aber zugleich auch die Barmherzigkeit Gottes erfahren!

Seine Hand zog mich aus dem Rachen des Todes! —

Verlassen bin ich nun von Eltern — Frau und Kind — und gehe allein in die weite Welt hinaus. —

Ach! daß ich mein alles, was dahinten liegt, vergessen könnte! — —

Ich las den 121. Psalm und nahm Abschied von meinem einzigen Bruder, der mir treu blieb! und machte mich auf die Reise nach Dünaburg. —

„Höre, Herr! mein Gebet, und vernimm mein Schreien, und schweige nicht über meinen Tränen, denn ich bin Dein Pilgrim und Dein Bürger, wie alle meine Väter!“



Uhasverus.

Durch das höchste Tal der Alpen,
Das am Ende ist der Welt,
Rauscht durch Mattengrün das Wasser,
Welches rings vom Gletscher fällt.
Weiten Schrittes kommt ein Fremdling
Groß und schattenhaft herein,
Länger schon auf Wanderwegen
Als ein Mensch je konnte sein!

Ruhe meint er noch zu finden
Ohne Den, — die Welt entlang —
Dem er selbst nicht Rast noch Ruhe
Gönnte auf dem Kreuzesgang.
Seines Schicksals Finsternisse
Folgen ihm ins höchste Tal —
Eines Ungewitters Schauer,
Donnerschlag! und Strahl auf Strahl!

Selbst im Beben des Gebirges
Bebet nicht sein Herz, er denkt:
„Würde doch der Blitze einer
Endlich auf mein Haupt gelenkt!“
Seine schwarzen Locken fliegen,
Regen schlägt ihm ins Gesicht,
Doch er flüchtet auch vor Hagel
Unter Baum und Felsen nicht.

Weiter eilt er, immer weiter,
Kalt durchnäßt ist sein Gewand —
Eilt zur letzten kleinen Hütte
An der steilen Felsenwand — —
Tritt hinein — — am Feuer sitzen
Eltern, in der Kinder Schar;
Doch die Kindlein schreckt des Greises
Feueraug' und langes Haar.

Und die Eltern grüßen: „Kommet,
Sitzt zu unserm Feuer her —
Trocknet, — wärmt Euch!“ denn von Nässe,
Frost und Kälte zittert er.
Doch er spricht: „Nicht kann ich rasten,
Ehe Ihr mir Antwort gabt:
Ob in Eurem Haus Ihr Frieden?
Und — durch wen Ihr Frieden habt?“

Sie entgegnen: „Ja, wir haben
Frieden — Gott sei Lob und Dank —
Friede durch den Herren Jesum,
Der für uns den Kelch einst trank.“
„Wehe!“ stöhnt er, daß sie zittern —
„Wehe! daß verdammt ich bin!
Ich muß wandern, bis ich finde
Wahren Frieden ohne Ihn!“

Dann — am End' der Welt die Halde
Steigt er müden Schritts empor —
Und sie schau'n ihm nach, bis oben
Er sich wie ein Punkt verlor —
Wie ein Geier hoch im Blauen — —
„Er wird“ — also sagen sie —
„Wandern bis zum Weltenende —
Was er sucht — — das find't er nie!“

U. E. fröhlich.

Ruhelos.

„Tu nos fecisti ad te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te.“

(Du hast uns zu Dir hin geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Dir.)

Augustins Bekenntnisse I. I.

Wenn auch der poetische Wert der vorstehenden Dichtung nicht groß sein mag, so hat doch die darin behandelte Sage vom „ewigen Juden“ Ahasverus, — dem Bilde des irrenden friedlosen Israels — etwas Ergreifendes, und muß Gurland das auch tief empfunden haben, da er dieses Gedicht seinen Lebensskizzen voransetzte. Nirgend hin aber paßt es besser, als vor die Schilderung der nun folgenden sieben trostlosen Jahre eines öden ruhelosen Wanderns, in denen seine Seele bei allem Kämpfen und Ringen doch nicht den Frieden finden konnte, und die so dunkel, einsam und unbefriedigend waren, daß er selbst weder darüber sprechen konnte noch wollte.

Wir finden nur flüchtige Nachrichten über die äußeren Verhältnisse in einem Brief, den er nach dieser Zeit an seinen Bruder geschrieben:

H., d. 9. März 1864.

Lieber Bruder.

Dein Wunsch soll endlich erfüllt werden. Ich will Dir in kurzen Worten die Erlebnisse dieser langen einsamen Jahre schildern, seitdem wir uns getrennt haben.

Deine Meinung, daß ich in der weiten ferne meine liebe Mutter und Euch, lieben Geschwister, vergessen habe, ist entschieden falsch; jedoch kann ich es Dir nicht übel nehmen, daß Du Dich über meine seltenen und kurzen Briefe beklagst.

Dazu hat mich die Zeit und mein bewegtes Leben so gleichgültig gemacht gegen äußere Erlebnisse, daß sie mir nicht erwähnenswert schienen.

Als ich damals, in der gegen mich ausgebrochenen Katastrophe, mein Amt und meine Heimat verließ, begab ich mich, wie Du weißt, nach Dünaburg, wo ich bei unserem Onkel J. S. drei Jahre als Hauslehrer tätig war. Abgesehen von beständigen inneren Kämpfen war dies äußerlich eine ziemlich ruhige Zeit für mich. Nachdem aber der Onkel mit seiner Familie nach Mitau übergesiedelt war, wollte ich auch nicht mehr in Dünaburg bleiben.

Ein herumreisender Kalligraph gesellte sich unterdessen zu mir und machte zuerst einen guten Eindruck auf mich. — Da ich noch ganz unerfahren in seinem Beruf war, gelang es ihm, mich von den glänzenden Ausichten seiner Profession zu überzeugen. Dabei hatte er selbst aber nicht einmal so viel Geld, um seine Wohnung zu bezahlen, weil er, wie er sagte, auf neue Einkünfte rechnend, alles nach Hause gesandt habe.

Mit Staunen und Bewunderung sah er meine Begabung für die Kalligraphie und schlug mir vor, mit ihm, als Teilnehmer an seinem Geschäfte, zu reisen. Nur aus Freundlichkeit und Sympathie wolle er sein Glück mit mir teilen!

Vor allen Dingen aber mußte ich ihm das Geld, das ich in diesen drei Jahren mir erspart hatte, leihen.

Voll Hoffnung begaben wir uns auf die Reise, und solange er das Geld hatte, ging's nach seiner Meinung sehr gut!

Leider war er ein leichtsinniger Mensch, mit dem ich unmöglich harmonieren konnte. Kurz, nach drei qualvollen Jahren mußte ich, nach Verlust von Geld und Zeit, mich von ihm losmachen. Jetzt wird Deine Frage: wie und wozu ich Kalligraph wurde, wohl beantwortet sein.

So sind sechs Jahre im Strom der Zeit verfloßen! Als ich im vorigen Jahre die traurige Kunde vom Tode unseres Vaters bekam, gab ich meine Absicht, nach Hause zurückzukehren, wieder auf.

Unsere liebe Mutter ist arm, Du kannst ihr wenig helfen, also ist es doch meine Pflicht für sie zu sorgen. Zu Hause aber würde mir das noch schwerer fallen als an einem unbekanntem Orte, wo ich mich keiner Beschäftigung schäme.

Du meinst freilich, wenn ich jetzt nach Hause käme, so würden Freunde und Feinde mir mit offenen Armen entgegenkommen und mir mein Amt wieder anbieten.

Laß doch gut sein, lieber Bruder!

Ich kenne die Leute besser, und sehne mich überhaupt nach diesem Amte nicht zurück"

Um den Schmerz seiner Seele zu dämpfen, hatte Gurland seine Zeit und Kraft ganz einer großen Arbeit gewidmet, die seinem Volke zugute kommen sollte.

Er schrieb ein Buch über: „Das Judentum und die Reformversuche des 17. und 18. Jahrhunderts.“ Dieses umfangreiche Werk erschien aber nicht im Druck, da Gurland vor Schluß desselben die wahre Reform — das Christentum kennen lernte.

Doch wir kehren zurück zu den Jahren vorher.

Seine Frau war bald, nachdem die Thirigen sie ihm entführt hatten, — infolge all' der Aufregungen, denen

ihr schon kränklicher Körper nicht widerstehen konnte, gestorben; und alle seine Bemühungen, das Kind zurückzuerhalten, blieben erfolglos.

Wir wollen gleich hier bemerken, daß bei immer erneuten Versuchen, es Gurland erst gelang, seine Tochter zu sehen und zu sprechen, als sie sechzehn Jahre alt war; er aber dann den Kummer erleben mußte, daß sie nichts von ihm wissen wollte!

Ja, selbst als sie darauf aufmerksam gemacht wurde, daß, falls sie den Vater nicht als solchen anerkenne, sie auch nie Anspruch auf ein Erbteil von ihm machen dürfe, erklärte sie mit Entschiedenheit und Verachtung, sie bleibe dabei: sie wolle lieber gar keinen, als einen Goi¹⁾ zum Vater haben! — Sie heiratete bald darauf, die Ehe blieb aber kinderlos. —

Nach dieser jahrelangen Einsamkeit erwachte nun immer mehr im Herzen Gurlands das Verlangen nach einer liebevollen Gefährtin, einem mitfühlenden Herzen, und so heiratete er zu Beginn des Jahres 1862 eine junge Jüdin Gisa Bogatirowa, die er in Orshan kennen gelernt hatte.

Leider sollte auch dieses Mal das Glück nicht bei ihm einziehen.

Seine Frau hatte wohl einen stillen, sanften Charakter, aber gar keine Widerstandskraft und stand ganz unter dem Einfluß und der Herrschsucht ihrer streng orthodoxen Mutter.

Im Jahre 1862 starb Gurlands Vater, der sich seit einigen Jahren vom Amte zurückgezogen hatte, und vermachte das kleine Gut, welches er in der Nähe von Wilna

¹⁾ Christen.

befah, seinem Lieblingskinde, der Tochter. — Von der Erbschaft erhielt Gurland keinen Pfennig. Das Vermögen war auch in den letzten Jahren zusammengesmolzen, da die Eltern vom Ersparnen hatten leben müssen.

Nur eine Kiste mit Familienpapieren wurde Gurland zugesandt; leider konnte er die letzteren nicht lesen, da sie in spanischer und portugiesischer Sprache geschrieben waren.

Er bewahrte sie sorgsam auf, um sie, sobald er jemand finden würde, der diese Sprachen beherrschte, übersetzen zu lassen.

Wie schon erwähnt, wurden sie ihm während seiner Studienjahre jedoch gestohlen.

Er hatte sie vor seiner Abreise nach Berlin, wohlverpackt, Pastor Faltin in Rischinew zur Aufbewahrung übergeben, und die Kiste stand auf dem Boden des Pastorates. Ein Jude, der sich zum Taufunterricht gemeldet hatte, verschwand bald darauf mit der Kiste, in der sich auch Gurlands Werkzeug zum Elfenbeinschnitzen befand; ein Verlust, den Gurland um so schmerzlicher empfand, als er dieser Kunst, zur Erholung des Geistes, mit großer Vorliebe und Geschicklichkeit oblag; wie einige noch vorhandene Broschen und Namenszüge es beweisen, die ebenso wie die aus seiner Jugendzeit stammenden Zeichnungen und Malereien zugleich von seiner künstlerischen Begabung zeugen.

Nach dem Tode des Vaters blieb Gurlands Mutter in recht drückenden Verhältnissen zurück.

Die Tochter hatte Familie und war, nach Verkauf des Gütchens, fortgezogen; der jüngere Sohn, noch ein

Anfänger im Kaufmannsstande, konnte nicht viel für sie tun, und so hätte die alte fromme Frau, die ihr Witwenleben ganz dem Gebet und Wohltun widmete, sicher Noth gelitten, wenn ihr ältester Sohn sie nicht fortlaufend unterstützt hätte. — Um dies aber in ausgiebiger Weise tun zu können, suchte Gurland immer mehr Stunden im Zeichnen und Schönschreiben zu geben, und es gelang ihm auch als Kalligraphielehrer an einer Schule angestellt zu werden.



VI.

**Gott sprach: „Es werde Licht“
und es ward Licht.**

„Euch aber, die ihr Meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit.“ Maleachi 4, 2.

Licht! — Sonnenlicht — Himmelslicht — Seelenlicht!
Worte fehlen, um die Herrlichkeit des Lichtes zu schildern!

Wer je einen Sonnenaufgang miterlebt, weiß, daß Worte versagen, wo das Herz tief ergriffen, staunend und wie geheiligt, den Himmel offen sieht und etwas ahnt von Gottes Herrlichkeit.

Antwortet doch dem Himmelslicht tief innen in uns ein Funken, ein kaum bewußtes Sehnen; — weit, weit möchte das Herz sich öffnen, dies selige Wunder zu fassen; und wie das Auge entzückt und fast geblendet nach oben schaut, — so zieht das Licht unser Herz hoch hinauf, über Erdbendunkel und Erdenjammer! —

Alles in uns dürstet nach Licht — nach Gott — dem ewigen Lichte. —

Wie muß es dem zu Mute sein, der lange, lange im Dunkel lebte, dessen Seele verschmachtete in der Finsternis, und über dem es endlich Licht wird, dem Jesus ins Herz hineinleuchtet! —

Auch hier versagen Worte. — — — Als Gurland das Licht fand, wurde das Motto seines Lebens:

„Gott sprach: Es werde Licht!
Und es ward Licht.“

Seine Seele hatte Frieden und neues Leben gefunden.

Frühlicht.

„Aus dem Nebel bricht sein Licht.“
Hiob 37, 11.

In all der Not und Heimsuchung — in all den Trübsalsfluten, die über ihn hereinbrachen, hatte Gurland, reisend im festen Glauben an Gott, alle Menschenweisheit von sich getan und sich mehr und mehr „zur Quelle“, dem Worte Gottes, zurückgewandt und seine Seele so sehr gestärkt und gelabt daran, daß sie nicht zusammenbrach.

Er hatte die Verheißungen Gottes zu seinem „Pilgertrost und Pilgerstab“ in all den Wanderjahren gemacht und nicht nachgelassen im Bitten und Flehen.

„Herr, sende Dein Licht und Deine Wahrheit, daß sie mich leiten.“

Diese Bitte fand Erhörung, und zwar auf scheinbar ganz natürlichem Wege.

Ein jüdischer Hausierer erhielt eines Tages von einem Christen ein hebräisches Buch geschenkt, das er zwar lesen, aber nicht verstehen konnte und kam mit demselben zum Rabbiner. —

So kam das Neue Testament zum erstenmal in die Hand des nach Licht und Wahrheit Dürstenden!

Er las die ersten fünf Kapitel des Matthäus-Evangeliums.

Bei der Bergpredigt war ihm zu Mute wie einem Ertrinkenden, der lange Zeit von Meereswellen hin und her geschleudert worden und plötzlich Land sieht!

Das höchste Ideal der Sittlichkeit sah er hier in kurzen schlichten Worten zusammengefaßt.

Es wurde Licht!

Aber das ungewohnte Licht blendete ihn. —

Dies Ideal schien ihm für sündige Menschen unerreichbar, — und doch sprach Jesus nicht zu auserwählten Heiligen, sondern zum Volk:

„Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, — sonst werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“

Wie sollte aber eine solche Gerechtigkeit erreicht werden?

Wie Moses vom Berge Nebo sah auch er das Gelobte Land winken, ohne hineinkommen zu können.

Immer durstiger forschte er weiter und weiter.

Da Jesus betont: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, — sondern zu erfüllen“, so müsse doch im Judentum das Wesentliche des Christentums enthalten sein, dachte der Rabbiner und folgerte: wenn nur die talmudischen Dogmen beseitigt würden, müßte das ursprüngliche Judentum sich wieder herstellen lassen, wie Jesus es in der Bergpredigt gelehrt und gefordert hatte; und wenn das Christentum sich ebenfalls von den Dogmen befreite und zum Ursprung zurückkehrte, so würde die trennende Scheidewand wegfallen!

Wieder erfaßte ihn die kühne Hoffnung: Reformator des Judentums zu werden!

Einige junge Leute, die sich für die Idee begeisterten, versprachen mitzuwirken und mitzukämpfen.

Aber kaum begann er in öffentlichen Vorträgen diese Lehre zu verkünden, als sich ein neuer gewaltiger Sturm der Entrüstung gegen ihn erhob.

Jetzt glaubte man zu wissen, warum er den Talmud verwerfe, er wolle nicht nur den Glauben der Väter verleugnen, — er wolle Christ werden! —

Neues Entsetzen über den Abtrünnigen erfaßte Freund und Feind, neue Verfolgung brach los, seine Anhänger verließen ihn, und seine Schwiegermutter beeilte sich, ihr Kind vor dem Verführer zu retten!

Sie nahm die junge, kaum acht Monate verheiratete Frau zu sich und flüchtete mit ihr von Ort zu Ort, um sie den Nachforschungen Gurlands zu entziehen.

Am 7. August 1863 genas Gurlands Frau in Uman eines Töchterchens, das den Namen „Sophie“ erhielt, aber sorgsamst dem Vater ferngehalten wurde.

Die fanatische Großmutter leitete den Scheidungsprozeß ein, und da im jüdischen Gesetz: Abtrünnigkeit vom Glauben der Väter — als Scheidungsgrund vorgesehen ist, so wurde das junge Paar kurze Zeit darauf geschieden.

Jetzt fand Gurland Zeit das Neue Testament gründlicher zu studieren. Er las die paulinischen Briefe. Der Römerbrief schien ihm der Schlüssel zum Alten Testament zu sein. Die Stelle Römer 11: „Blindheit ist Israel eines Teils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben steht: Es wird kommen aus Zion, der es erlöse und abwende das gottlose Wesen von Jakob;“ bewegte sein Herz bis ins Innerste. Der wunderbare

Heilsplan Gottes leuchtete vor ihm auf und entsprach auch der Stimme des Gewissens, — aber der alte Mensch wollte sich noch nicht ergeben, die Vernunft bäumte sich auf gegen die Lehre des Kreuzes Christi; der natürliche Stolz protestierte gegen die demütigende Wahrheit, daß der gefallene Mensch sich nicht selbst wieder aufrichten könne, nicht aus eigener Kraft die geforderte Gerechtigkeit zu leisten vermöge, nur als Bettler auf die Gnade Gottes in Christo angewiesen sein sollte.

Alte Zweifel tauchten von neuem auf, die erste Glaubensfreudigkeit und Glaubenszuversicht waren im Schwinden; wieder schien es Nacht werden zu wollen, — er verfiel in große Traurigkeit.

Es waren die Geburtswehen des neuen Menschen, die er aber nicht verstand. —

So schien ein Stillstand eingetreten. — Wohl in diese Zeit gehört das Bruchstück eines Briefes an die Seinen, das uns einen kleinen Einblick in das tiefe Gefühlsleben seines Herzens gestattet:

. . . . „Seitdem sind nun wieder mehrere Jahre verflossen, — unsere inneren und äußeren Lebensrichtungen sind sehr auseinandergekommen; und doch steht mir jener Tag, jene Stunde, dort bei der Grenzscheide, wo Ihr mich Alle verlassen habt, weil ich den Kreuzesweg gewählt hatte, so lebendig vor Augen, als wäre es gestern geschehen!

O wie tief war doch unser aller Schmerz! wie schwer unser Scheiden! — — — aber — — wir schieden!

Deine Tränen, meine inniggeliebte Herzensmutter, sind mir besonders tief in die Seele gedrungen, aber ich konnte nicht zurück! und Ihr — — wolltet nicht vorwärts! — —

Ich weinte bitterlich, aber — umkehren durfte ich nicht!

Ich ging von Euch mit schwerem Herzen — aber ich ging! den Weg, den mein treuer Gott mir gezeigt. —

Ach! ein gar mühseliger aber doch seliger Weg — den Ihr, meine Teuren, noch nicht kennt!“



Mein Philippus.

Ich habe den gefunden, den meine
Seele liebt.

Im Suchen nach mehr Licht — im Gebet um die rechte Erkenntnis, ob Jesus der verheißene Messias sei? — sandte Gott, wie einst dem Nathanael, auch ihm einen Philippus in der Person des Pastors Faltin, an dem er zeitlebens mit großer Liebe, Dankbarkeit und Verehrung hing.

Durch einen reisenden Krämer, den Gurland beherbergte, erfuhr er zum ersten Male, daß es in Rischinew — einer recht bevölkerten und besonders an Juden reichen Stadt Bessarabiens, — einen evangelischen Pastor gäbe, zu dem öfters Juden gingen, die wissen wollten: ob der Jesus der Christen wirklich der Messias der Juden sei? und daß er schon viele davon überzeugt habe. — Gurland hatte noch nicht die Absicht Christ zu werden, aber er sehnte sich nach einer helfenden Freundeshand, die ihm den rechten Weg zeige — und es zog ihn so sehr nach Rischinew, daß er endlich ganz dorthin übersiedelte.

Nun galt es aber, sich hier von neuem einen Lebensunterhalt zu schaffen, und Gurland wandte sich anfragend an einige Schulen und Privatleute.

Ein jüdischer Kaufmann, an den er empfohlen war, schlug ihm vor, mit ihm zu Pastor Faltin zu gehen; das

sei eine allgemein geschätzte Persönlichkeit, in allen Kreisen der Stadt bekannt und geehrt und dazu von so freundlichem, hilfsbereitem Charakter, daß er sicher ihm einige Stunden verschaffen würde.

So meldeten sich denn eines Nachmittags, im Sommer 1863, bei Pastor Faltin zwei Herren.

Faltin verstand es, durch seine schlichte Herzlichkeit und Zuvorkommenheit, mit jedem Menschen — wes Glaubens und Standes er auch sei, — rasch bekannt und vertraut zu werden. Er erkannte auch gleich in dem einen seiner Besucher einen geachteten jüdischen Mann, mit dem er einmal geschäftlich zu tun gehabt, von dem er sonst aber nur wußte, daß er schon mit dreizehn Jahren verheiratet worden und nun mit sechsunddreißig bereits Großvater war.

Er begrüßte ihn herzlich, nötigte die Herren in sein Zimmer und fragte, womit er dienen könne.

Der Kaufmann stellte seinen Gefährten, einen blassen, ernstesten Mann, vor und empfahl ihn zugleich als tüchtigen Lehrer der Kalligraphie, der hoffe durch Vermittelung des Pastors noch einige Stunden zu bekommen.

Er legte auch Proben von seiner Handschrift und Zeichnungen vor, an denen der Pastor großes Gefallen fand, so daß er gern versprach sein Möglichstes zu tun.

Leider wollte es diesmal dem Pastor nicht glücken, und als er dies Gurland, bei dessen nächstem Besuch mitteilte, fragte er in herzlicher Weise nach seinen Verhältnissen und hörte mit Staunen, daß er einen Rabbiner vor sich habe.

Bald war die Unterhaltung im Gange, und zu seiner großen Freude erkannte Faltin in seinem Gast einen tiefgläubigen Mann, der sich nicht durch die talmudische Sophistereien das Verständniß für die Wahrheit des Alten Testaments hatte verdunkeln lassen, wie Faltin es schon so oft bei anderen Israeliten gefunden hatte.

Das von beiden so hochgestellte und geliebte Alte Testament bot nun Anknüpfungspunkte genug, die beider Herzen füreinander erwärmten, so daß sie in aufrichtiger Freundschaft schieden, und Gurland versprechen mußte, Faltin öfters zu besuchen.

Mit der Zeit fand Gurland einige Stunden. Er hatte sich bei einer Witwe Marie Krupitz eingemietet, die in freundlicher Weise für ihn sorgte; als er schwer erkrankte, ihn aufopfernd pflegte und ihm so viel Teilnahme bewies, daß er sich aufrichtig zu ihr hingezogen fühlte und um sie warb.

Wohl hatte sie ihn lieb gewonnen, doch mußte sie durch viel Herzeleid gehen, ehe sie seine Frau werden konnte. Aus erster Ehe hatte sie zwei kleine Kinder, an denen sie natürlich mit ganzer Liebe hing; kaum aber hatten die Verwandten des ersten Mannes gehört: daß sie gedente einen „Abtrünnigen“ zu heiraten, als sie ihr die Kindlein wegnahmen; ihr Herz blutete, und diesen Schmerz hat sie nie ganz verwunden. — Doppelt innig schloß sie sich nun ihrem Manne an und suchte nach Kräften dem Einsamen das Leben zu verschönen, wenn sie selbst auch deshalb manche Schmach und Verhöhnung von den Ihrigen erdulden mußte.

Als Gurland wieder einmal Pastor Faltin besuchte, sagte dieser ihm:

„Schon oft habe ich bedauert, die hebräische Sprache nicht besser zu verstehen, um das Alte Testament im Urtext gründlich durchforschen zu können. Würden Sie mir nicht hebräischen Unterricht geben?“

„Von Herzen gern,“ entgegnete der Rabbiner, stellte aber sofort die Bedingung, daß die messianische Frage unberührt bliebe, denn er wollte sich von keinem Menschen beeinflussen lassen.

Der Pastor ging freundlich auf diese Bedingung ein, innerlich aber bat er Gott, der heilige Geist möge an dem Herzen des Rabbiners sein Werk vollführen, auf daß er aus der Heiligen Schrift Jesum erkenne und lieben lerne.

So vergingen bei gemeinsamer Arbeit viele Wochen, immer mehr staunte der Pastor über die Schriftkenntnisse des Rabbiners.

Sie übersetzten die Psalmen und kamen zu den Propheten, — auch sie kannte der Rabbiner auswendig; als Faltin darüber seine Verwunderung aussprach, sagte ihm dieser:

„Ich habe von klein auf das Alte Testament auswendig gelernt. Nehmen Sie, bitte, meine Bibel und schlagen Sie dieselbe auf, wollen Sie mir dann das Wort nennen, mit dem die erste Zeile beginnt, so will ich Ihnen sagen, welche Stelle es ist.“

Der Pastor machte mehrere Versuche und jedesmal konnte der Rabbiner nicht nur sagen welches Buch, welches

Kapitel und welcher Vers es sei, sondern er konnte auch sofort die ganze Seite auswendig hersagen.

Dasselbe vermochte er auch zu tun, wenn der Pastor das erste Wort einer der fünf ersten Zeilen nannte.

Als der Pastor seinem Staunen darüber Worte gab, entgegnete der Rabbiner:

„Ich habe das Wort Gottes fleißig studiert und kenne es tatsächlich, trotzdem kommt es mir jetzt vor, als ob ich das, was ich jetzt lese, noch nie gelesen hätte. Ich finde jetzt so manches in der Bibel, was ich früher nicht darin gefunden habe; vieles, was mir unverständlich war, sehe ich jetzt in einem ganz anderen Lichte.“

Der Pastor merkte wohl, daß der Geist Gottes an dieser Seele ihr Werk begonnen, allein seinem Versprechen gemäß hielt er an sich und wartete, bis seine Zeit gekommen sei. So vertieften sie sich mehr und mehr in die Heilige Schrift.

Unterdessen gerieten die Juden in der Stadt in Aufregung — und bald auch die Christen, denn es verbreitete sich das Gerücht, der jüdische Rabbiner bekehre den evangelischen Pastor zum Judentum, und das fand um so mehr Glauben, da der liebenswürdige Pastor den Juden mit großer Freundlichkeit begegnete, woran diese von seiten der Christen sonst wenig gewöhnt waren.

Eines Tages trat ein evangelischer Deutscher in einen jüdischen Laden; während er mit der Auswahl der Waren, die er brauchte, beschäftigt war, wandte sich der Ladenbesitzer an ihn mit der Frage:

„Man sagt, daß Ihr Herr Pastor jetzt Jude werden will?“

„Wieso?“ rief der entsetzte Deutsche.

„Nun! man spricht so, geht doch unser Rabbi alle Tage zu ihm und unterrichtet ihn! Nu, wird er über-treten, kann er haben gute Stellen, kann ja auch Rabbiner werden, ist doch ein tüchtiger Mann, der Herr Pastor Faltin!“

Der erschreckte Deutsche — ein Gemeindeglied von Pastor Faltin, lief eilends zu ihm: „Herr Pastor,“ rief er, „das ist doch nicht wahr, was die Juden sagen?“

„Ja, was denn?“ fragte der Pastor erstaunt den erregten Mann.

„Daß Sie — daß Sie — Jude werden wollen?“ —

Der Pastor begann herzlich zu lachen und beruhigte sein Gemeindeglied, daß er nie und nimmermehr seinen Heiland verleugnen würde.



Der Lehrer wird Schüler.

„So ihr mich von ganzem Herzen
suchet, so will ich mich finden
lassen.“ Jerem. 29, 13.

Der Pastor vervollkommnete sich nun immer mehr im Hebräischen, — aber sein Lehrer ward immer ernster und stiller. Als sie das 53. Kapitel des Jesaias gelesen, bat er, es wiederholen zu dürfen. Es schien ihm eine Frage auf den Lippen zu liegen, aber er schwieg und ging in nachdenklicher Stimmung nach Hause.

Am andern Tage schlug er wiederum dieses Kapitel auf und sagte mit tiefbewegter Stimme, nachdem sie es abermals gemeinsam durchstudiert:

„Es geht mir so wunderbar mit diesem Kapitel, früher habe ich es oft gelesen und nie ganz verstanden, jetzt scheint es mir, als stimme jedes Wort mit dem Glauben der Christen, als sei wirklich alles dies von Jesus gesagt, so daß ich fast glauben muß, er sei der verheißene Messias!“ —

Mit unendlicher Freude erkannte nun Pastor Faltin, daß die Zeit gekommen, das Neue Testament zur Lektüre hinzuzuziehen, um die Übereinstimmung desselben mit dem Alten Testament noch deutlicher hervorleuchten zu lassen. Bis spät in die Nacht vertieften sie sich in dasselbe. Nun verstand Gurland erst den eigentlichen Zweck des Gesetzes und das Wesen des Glaubens an den

Messias, als Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt.

Die frohe Botschaft: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben sollen,“ — erschien ihm jetzt in ganz neuem Lichte. Ohne diesen Glauben gibt es keine Erfüllung des Gesetzes, keine genügende Gerechtigkeit und keine Seligkeit.

Denn was das Gesetz fordert, das reicht uns Gott dar, als Liebesgabe in Seinem Sohne Jesu, der uns mit Seinem heiligen Leben und Leiden und mit Seinem freiwilligen Opfertod die Gerechtigkeit erworben, als Stellvertreter aller, die an Ihn glauben und für Ihn leben.

Jesus ist nicht nur unser Vorbild, — sondern auch unser Versöhner mit dem Vater, unser Friede.

Alles dieses verstand er nun und sah die Gnadenhand Gottes zur Versöhnung ihm dargereicht, aber — er vermochte sie noch nicht im Glauben zu ergreifen.

Da ging er nach Hause, fiel auf seine Knie und rang die ganze Nacht in heißem Gebet mit Gott und schrie wie einst Jakob: „Herr, ich lasse Dich nicht, — Du segnest mich denn.“

Als die Sonne aufging gab es auch für ihn ein „Dniel.“

Ein wunderbares Gefühl durchströmte ihn; vor seinem geistigen Auge öffnete sich eine lichte Perspektive, Einsicht und Aussicht in eine höhere Welt; er fühlte sich innerlich erfaßt von der in Christo dargereichten Vaterhand Gottes!

Nicht nur mit kühlem Verstande, wie bisher, — mit ganzem, vollem Herzen konnte er nun seinen Heiland im Glauben erfassen und sich ihm völlig ergeben. —

So endete der Seelenprozeß mit einem Siege des Geistes, und die erlöste Seele konnte Dankpsalmen anstimmen:

Lobe den Herrn, meine Seele!

„Die Rechte des Herrn behält den Sieg.“



Nun wurde mit einem Male alles anders: der Lehrer wurde nun zum Schüler und lernte bei dem, den er selbst zuvor unterrichtet.

Mit forschenden und sinnenden Blicken schaute der Lehrer seinen bisherigen Schüler an, und ein Leuchten war in seinen Zügen, wenn dieser aus dem tiefen Inhalt des Alten Testaments den köstlichen — verborgenen und doch offenen — Schatz durch das Licht des Evangeliums erhellte und immer klarer hervortreten ließ.

Das war ein Wandeln zu lichten Höhen hinan, mit Lob und Dank erfülltem Herzen! —

Nachdem nun sein eigenes Herz den Heiland gefunden, wünschte er natürlich sehnlichst, daß auch seine Frau zur Erkenntnis käme und mit ihm gemeinsam zum Christentum übertrete.

Dies war die erste Missionstätigkeit, die er noch vor seiner Taufe zu vollziehen hatte. Er flehte den Herrn um Hülfe an, und Gott half ihm in Gnaden.

Seine Frau, die eine sehr treue Jüdin war, beschwor ihn zuerst unter Tränen, dem Glauben seiner Väter treu zu bleiben; allein, als sie sah, wie glücklich ihn sein Glaube machte, duldete sie, daß er ihr davon erzähle.

Pastor Faltin besuchte Gurland, der einige Zeit krank lag, öfters und benutzte die Gelegenheit, um freundlich der Frau näher zu treten.

Sie hatte bisher eine ganz sonderbare Vorstellung von einem christlichen Geistlichen gehabt und sich sehr vor ihm gefürchtet; nun gewann er bald ihr Zutrauen, und sie ließ sich bewegen, ihren Mann auch ins Pastorat zu begleiten, wo sie zum erstenmal mit Christen zusammenkam.

Als die Abendandacht gehalten wurde, war sie ganz ergriffen; heilige Gedanken und Gefühle erfüllten ihr Herz; sie bat selbst den Mann, ihr mehr vom Glauben der Christen zu sagen, und so begann er sie täglich zu unterrichten, und ihr aufrichtiges Gemüt erschloß sich mehr und mehr dem Herrn; sie fühlte bald eine rührende kindliche Zuneigung für ihren Heiland, und gewann das Pastorat lieb wie ein Verwandtenhaus. —

Als nun aber der evangelische Pastor immer noch nicht zum Judentum übertrat, kamen die Rabbiner mit ihrem Synagogen-Vorsteher J. eines Tages zu Gurland und fragten ihn, ob es ihm noch nicht gelungen sei, den Pastor zum Juden zu machen. Dann sollte er doch lieber dies nutzlose Bemühen aufgeben und nicht mehr ins Pastorat gehen, sonst behielten seine Feinde recht, die behaupteten: er selbst wolle Christ werden.

Der Rabbiner sagte ihnen offen, daß dies auch wirklich seine Absicht sei; da fingen sie alle an, Christum und seine Religion zu verlästern und wollten ihm aus der Schrift beweisen, daß Christus ein Betrüger gewesen. Gurland aber schlug alle die klaren und deutlichen Stellen der

Heiligen Schrift auf, die von Jesu weissagten, und las sie ihnen vor.

Plötzlich sprang einer mit wildem Geschrei auf und rief:

„Du hast eine falsche Heilige Schrift! Was du vorliest, steht gar nicht in unserer Schrift!“ und die andern schrien mit: „Ja, er hat eine gefälschte Heilige Schrift!“

„Vergleicht doch meine Heilige Schrift mit der euren, lieben Brüder!“ bat der Rabbiner — „überzeugt euch doch selbst, daß sie nicht falsch ist!“

Als sie nun bei näherer Untersuchung keinen Unterschied finden konnten, gingen sie voll Groll und in großem Zorn von ihm. —



Befehrung und Wiedergeburt.

Ihr Lieben, laffet euch die Hitze, so euch begegnet nicht befremden, als widerfähre euch etwas Seltsames, sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf daß ihr auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget. 1. Petri 4, 12. 13.

Das innere Leben einer gereiften Seele hat immer eine wunderbare Geschichte. Am seltsamsten aber sind die Schicksale derer, die von der Welt unbeachtet, von den Ihrigen verkannt, einsam und freudlos ihre Straße einherzogen und schon in frühester Jugend den Ernst und die Tiefen des Lebens erfahren mußten. Solche moralische Kämpfer gibt es noch heute unter Israel, und die christliche Bruderhand sollte sich ihnen entgegenstrecken.

Mit dem Worte: „Glaube an Jesum Christum“ ist das große Problem nur theoretisch gelöst, praktisch ist der Glaube eine große sittliche Tat, die viel Mannesmut erfordert — und wir sind alle Leidenschaft. Wem die Stimme der Wahrheit nicht bloß ins Ohr, sondern in die Seele gedrungen, der muß ein Zeuge derselben werden, wenn auch auf dem Wege des Kreuzes, — nur dieser führt zu Sieg und Leben. Die Feinde drängen uns durch die enge Pforte, ließen sie uns in Ruhe, so würden wir vielleicht den bequemen Weg nicht verlassen, so wird das Wort wahr: „Unsre Gegner sind unsre Helfer.“

Gottlob ein Vaterauge wacht über den Irrenden, eine unsichtbare Hand hebt sie aus den trostlosen Tiefen auf den mühseligen und doch seligen Weg der Gnade, ja.

bis hinauf zu den lichten Höhen des Kreuzes, zum Vaterherzen Gottes.

Dunkel ist unser Lebensweg, solange das Licht von oben ihn nicht bescheint, finster ist's in der Seele, bis das Wort des Herrn ertönt: „Es werde Licht!“ Dann wird es licht in uns, und unsere Augen erkennen auch in den dunkelsten Stunden unseres Lebens die Liebes-Absicht Gottes, und unsere Seele erhebet den Herrn, der uns so viel Gutes getan, und unseren Mund fröhlich macht, daß wir seine Wundertaten rühmen dürfen.

Wie lebhaft regt sich in mir der Wunsch, daß doch alle Geistesverwandten es fühlen möchten, was es heißt: „Christ zu sein!“ O, daß doch allen suchenden Seelen Jesus das sein möchte, was er mir in der Tat ist: daß sie sich bei jeder ernsthaften Betrachtung der Persönlichkeit Jesu zu gleichem Empfinden gestimmt und begeistert fühlen möchten!

Daß auch meinen Brüdern nach dem Fleische der gekreuzigte Heiland, dem sie in ihrer Blindheit so lange widerstehen, das werden möchte, was er mir durch Gottes Gnade geworden ist!

Wolle Gott auch diesen Blättern Augen und Herzen beschenken, welche die Wahrheit begehren und nach dem Reiche Gottes trachten, — damit alles geschehe zu Seines Namens Ehre.

Sei gnädig, o Herr den Deinen!

Sei gnädig Deinem schwachen Knechte.

Tilge alle Flecken der Eitelkeit, wo sie unbewußt aufstieg, denn Dein Knecht ist Erde und Asche.

Gib, daß was er gab zu Deiner Ehre diene, und daß nicht schade was unnütz und eitel war.



Die vorhergehende Befehrungsgeschichte ist dem Berichte Pastor Faltins und einem Missionsblatte entnommen, in welchem Gurland vor einigen Jahren selbst erzählte: wie er seinen Heiland gefunden.

Wenn nun auch der folgende Brief einen Teil derselben Thatfachen enthält, so konnten wir uns doch nicht entschließen, ihn fortzulassen, da er, kurz vor der Taufe von Gurland an seinen Bruder geschrieben wurde und uns doch noch ein wenig tiefer in sein Seelenleben hineinblicken läßt.

Lieber Bruder.

Ich stehe am Wendepunkt, von dem ein helles Licht in die finstre Nacht meines Lebens hineinleuchtet. Mir scheint's, als wäre die öde Reise durch die Wüste des Lebens beendet und Kanaan, oder vielmehr Jerusalem erscheine in göttlicher Pracht vor meinen Augen. — Wie wenig dies mit weltlichen Vorteilen zu tun hat, ersiehst Du daraus, daß ich seit Monaten so wenig für unsere liebe Mutter tun konnte, — das liegt an meinem Unvermögen, durch schöne Worte und große Versprechungen Schüler zu gewinnen, was andre so gut verstehen. Was bedeuten aber äußere Leiden gegen die innere Freude des Geistes, die mir durch Gottes Gnade zu teil geworden ist.

Ich möchte Dir alles sagen und Dich bitten, mir Herz und Ohr zu öffnen. Du kennst die Kämpfe, die ich durchmachen mußte. Über mein Schicksal nachdenkend staune ich über Gottes Barmherzigkeit und weiß nun, daß alles, ohne daß ich es ahnte, zu meinem Heil gedient hat.

Die stürmischen Wellen sollten mich näher zum Berge Zion bringen! Sanft und lieblich klingt's in mir: „Land! Land!“

Vor längerer Zeit lernte ich Herrn F. kennen und er erzählte unter anderem, daß er mit der Judenmission in Jassy und der Lehre des Christentums bekannt geworden, — das interessierte mich sehr, und ich bat um nähere Auskunft.

„„Womit beweisen denn die Christen, daß Jesus wirklich der Messias sei?““

„Aus der Heiligen Schrift — der Heiligen Schrift und den Propheten.“

„„Wie? glauben denn die Christen auch an die Schrift?““ — „Gewiß.“

„„Und welche Meinung haben Sie?““

„Ja, wenn ich noch an die Schrift glauben würde, so müßte ich auch an das Neue Testament glauben.“

„„An der Heiligen Schrift habe ich nie gezweifelt!““ rief ich.

„Wenn Sie das so interessiert,“ sagte er, „so fragen Sie doch den hiesigen evang. Prediger, der wird Ihnen alles erklären.“

Bei seinem nächsten Besuche brachte er mir ein Büchlein „Nimm und lies“, das er einmal von einem Geistlichen erhalten. Diesem Büchlein danke ich nächst Gott, daß viele Fragen und Zweifel über Religion überhaupt, die mich lange plagten, gehoben wurden. —

Nach einiger Zeit schlug mir ein Bekannter vor, mit ihm zum Pastor zu gehen, da er mir vielleicht Kalligraphiestunden verschaffen könnte.

Der Pastor war sehr freundlich, unterhielt sich wohl eine halbe Stunde mit uns und versprach, mich seinen Bekannten zu empfehlen.

Leider gelang es ihm beim besten Willen nicht, meine Existenz zu verbessern; aber ich besuchte ihn von Zeit zu Zeit, weil ich ihn gern näher kennen lernen wollte, und wurde immer mehr von seiner Aufrichtigkeit im Glauben

überzeugt; ich fühlte mich innerlich mit ihm verbunden und wußte keine angenehmeren Stunden als die, welche ich in seiner Nähe verlebte.

Die Einfachheit und Natürlichkeit dieses äußerst gebildeten Mannes fesselten meinen Geist immer mehr, und ich entdeckte staunend, welche tüchtige Kenntnisse er vom Alten Testamente und sogar vom Hebräischen besaß.

Bei allem innerlichen Verlangen, über das Christentum mich einmal vertraut mit ihm auszusprechen, wagte ich doch nicht, mich zu äußern.

Mehrere Male lag es mir auf der Zunge, dem Pastor meine Überzeugung von der christlichen Religion mitzuteilen, aber immer überkam mich eine Scheu, es zu tun. Dieser erfahrene Mann mußte wohl auch seinen Grund haben, daß er in dieser Sache nicht der Auffordernde, sondern der Aufgeforderte sein wollte.

Innerlich in großer Unruhe und Ungewißheit beschloß ich mich zurückzuziehen, und mied einen ganzen Monat das Pastorat, bis ich nicht länger dem inneren Drange widerstehen konnte und eines Abends hinging.

„Warum sind Sie uns so lange untreu geworden und haben sich gar nicht sehen lassen?“ fragte der Pastor mit großer Herzlichkeit.

Ich stammelte eine Entschuldigung. Im Gespräch über die Herrlichkeit der Schrift fragte mich dann der Pastor, ob ich ihm nicht einige Stunden wöchentlich in der hebräischen Sprache geben könnte, um die Heilige Schrift im Urtext besser lesen zu können.

Ich war gern bereit. Nachdem wir das Gesetz und die Propheten gelesen, ohne über den Messias zu sprechen, schlug mir der Pastor vor, zum besseren Verständnis der Verheißungen, die Erfüllung derselben — das Neue Testament — dazu zu nehmen. Wir verglichen nun die Stellen des Alten und Neuen Testaments, und der Pastor

suchte immer wieder die Wahrheit von einem neuen Punkte mir zu zeigen; aber es war, als wäre meine Seele mit Nebel umhüllt: brach hier ein Lichtstrahl durch, so häufte sich das Dunkel dort um so finsterner. So konnte der Kampf nicht weiter gehen, ich fühlte: dieser Nebel mußte weichen!

„Es gibt nur ein unfehlbares Mittel in diesem schweren Kampfe,“ sagte mir der Pastor: „nämlich inbrünstig beten, denn niemand kann Jesum einen Herrn heißen, ohne den heiligen Geist. Der Glaube ist nicht ein Menschending, er muß erbeten sein!“

Ich war zu Tränen gerührt, und tiefbewegt betete der Pastor mit mir.

Dann ging ich nach Hause; es war spät geworden, und meine Frau schlief. In mir und um mich war es Nacht; erregt und traurig sagte ich mir: „Du stehst nun am Scheidewege, der Dich entweder tiefer in die Finsternis hinein, oder näher zum Lichte bringen wird.“

In der Seelenangst, die mich erfaßte, wandte ich mich an Gott, ich warf mich auf die Knie und schrie: „O, Gott Israels, Abrahams und Jakobs, Du hast keinen Gefallen am Tode des Sünders, Du willst, daß er sich bekehre und lebe! O, Du Erretter, der Du so oft in meinem Leben mir geholfen hast, offenbare Deine Macht: reiße mich aus diesen Zweifeln, aus der Nacht, die mich umgibt, und führe mich auf den Weg des Lichtes!“ —

Als ich so gebetet, legten sich die Wogen, mein Herz wurde still, und ein seliges Gefühl erfüllte mein Inneres; ich beschloß fest, meinem Heiland zu folgen, und wenn es mir das Leben kosten sollte: ich wollte Christ werden.

Am andern Morgen ganz früh schon eilte ich zum Pastor; allein er war beschäftigt; ich blieb lange allein in seinem Zimmer. Als er kam, fand er mich sehr ernst. —

„Womit beschäftigen sich Ihre Gedanken,“ fragte er lächelnd.

„Ich will und muß Christ werden!“ sagte ich mit Begeisterung. Der Pastor sah mich gerührt und erfreut an, faßte sich aber sogleich und sagte mit ernster Miene:

„Ich fürchte, lieber Freund, daß Sie sich übereilen! Gestern noch schienen Sie weit entfernt von diesem Entschluß zu sein. Ich zweifle nicht, daß Sie es ernst und aufrichtig meinen, allein ich denke an die Opfer, denen Sie entgegengehen, — einem Leben der Armut und einer Verachtung, die nicht so leicht überwunden werden kann.

„Ich bitte Sie daher: lassen Sie diesem göttlichen Gedanken Zeit und Raum, bis Sie durch die Hilfe dessen, der in den Schwachen mächtig ist, standhaft und fest in Ihrer Überzeugung geworden sind.“ —

Ich hörte ihm aufmerksam zu, konnte aber nur sagen: „Herr Pastor, wenn es mir um leibliche Vorteile zu tun wäre, so müßte ich freilich bei den Meinen bleiben; aber nicht meine Mutter, die ich über alles liebe, noch meine Geschwister, nicht die Verfolgung meines Volkes, — nichts in der Welt soll mich abhalten, meinen Jesum, meinen Messias und Heiland öffentlich zu bekennen.“

Wir beteten dann gemeinsam, und von dieser Zeit an erteilte mir der Pastor gründlichen Unterricht in der christlichen Religion; wie Schuppen fiel es von meinen Augen, und ich kann Dich nur innig bitten, lieber Bruder, suche im Alten und Neuen Testamente, und wenn Du mit Ernst und Gebet darangehst, wirst Du die Wahrheit erkennen . . . (es folgen eingehende Beweise für die Messianität Jesu in Anführung einer langen Reihe von Bibelstellen).

O, Bruder, du weißt, wie sehr ich Dich liebe, und wie teuer Deine Seele mir ist, darum bitte ich Dich: laß alles Vorurteil gegen Jesus und suche mit gutem Willen

in der Schrift. Wie es nur **einen** Gott und **eine** Wahrheit gibt, so ist auch nur ein Weg vorhanden, der zu ihm führt, nämlich Christus. — —

Wir sind alle Sünder, wie sollen wir die Versöhnung mit Gott finden, wenn wir das große Opfer auf Golgatha nicht anerkennen?

Mein Herz blutet, und meine Feder zittert in meiner Hand, wenn ich an meine armen elenden Brüder denke, die sich selbst ins Unglück stürzen. Wie brenne ich vor Verlangen, diesen meinen Brüdern, die, ihr Elend nicht erkennend, ihrem Untergang entgegengehen, das Wort der Erlösung, die Verkündigung vom Opfertod Christi zu bringen.

Vor allem aber, mein Bruder, ist mir Deine Seele teuer, und ich möchte alles anwenden, Dich zum Christentum zu führen.

Ich weiß, wie schwer es ist, und daß Du vieles aufgeben mußt, viel leiden wirst, — ich muß es auch. Die Aufgabe des wahren Israeliten ist aber: mit Gott und Menschen zu kämpfen und obzusegen! — so entsagte Abraham der Heimat, den Eltern, Verwandten und Bekannten, gewiß nicht ohne verachtet und verfolgt zu werden; so entsagte Moses dem königlichen Vaterhause und floh in die Wüste; so litt Elias Verfolgung von den eigenen Glaubensgenossen; so litten ein Jesaias, ein Jeremias, ein Sacharja, die von den eigenen Brüdern bis zum Märtyrertode verfolgt wurden; so mußte Johannes, der größte unter den Propheten, unter der Henkershand fallen; und so mußte der Herr Jesus selbst, von seinem Volke verachtet, verhöhnt, für dasselbe am Kreuze sterben. Sein Blut ruht, noch vielmehr als Abels Blut, als Fluch auf Israel, solange es nicht als Versöhnungsblut anerkannt wird! —

Du siehst also, lieber Bruder, daß ich im Herzen Christ bin, wenn ich auch die heilige Taufe noch nicht empfangen habe.

Wenn Dir dieses auch anfangs Schmerz und Kummer bereiten wird, Du wirst Dich doch überzeugen, daß ich ein wahrer Israelite bin, und wirst Dich freuen müssen, daß ich die so lang' und schmerzlich gesuchte Wahrheit endlich durch Gottes Gnade gefunden und Ruhe und Frieden für meine Seele erlangt habe. Wie groß wäre meine Freude, wenn auch Du diese göttliche Gnade erlangtest!

Ob Du dies alles unserer lieben Mutter mitteilen willst, überlasse ich Dir; ich weiß nicht, wie ich es anfangen sollte, sie schriftlich vom Christentum zu überzeugen, ja es ist fast unmöglich, da sie keine biblischen Kenntnisse besitzt.

O, wie fürchte ich, daß, wenn sie dieses alles erfährt, sie mich für einen verlorenen Sohn halten und diesen Schmerz nicht lange ertragen wird. Wenn Ihr es wüßtet, wie sehr ich Euch liebe! wenn es einen höheren Grad der Liebe gibt, so möchte ich sagen, daß ich Euch als Christ mehr als jemals liebe. Gott aber lenke Eure Herzen zum Glauben an Jesum, wie es Euch wünscht
Euer Chaim.



Irrlehren des Talmud.

„Sie werden Euch in den Bann
tun.“ Joh. 16, 2.

Aus dem Tagebuch.

Kischinew, d. 10. März 1864.

Am 8. März, abends 6 Uhr, stürzten meine Hausgenossen, die der christlichen Religion geneigt waren und oft heimlich zu mir kamen, um mehr darüber zu hören, in mein Zimmer:

„Wir sind verraten! Ach, wir sind verloren!“ riefen sie voll Schrecken.

„Alles ist entdeckt, die ganze Stadt ist wider uns aufgebracht, — sie wollen uns steinigen.“

Ich mahnte zur Ruhe.

„Aber“, riefen sie, „Jakob und Moses sind bereits beim Vorsteher J. eingesperrt und sollen noch heute Abend erklären, warum sie mit uns beim Herrn Pastor in der Kirche gewesen sind. — Alle sagen, Sie allein seien daran schuld, und man will Sie noch heute vor die Versammlung rufen.“

„Ich habe auch etwas zum Andenken mitbekommen,“ rief Isaaß und zeigte sein zerschlagenes Gesicht und seine ebenso zerschlagenen Arme. „Das habe ich von meinem Onkel und einem anderen Verwandten bekommen; ja, sie wollten mir noch mehr geben, aber ich machte mich davon.“

Ich mußte an Sacharja 13, 6 denken:

„So man sagen wird: „Was sind das für Wunden in Deinen Händen?“ wird er antworten: „So bin ich zerschlagen worden im Hause derer, die mich lieben.“

Die Aufforderung, in die Versammlung zu kommen, ließ nicht auf sich warten. Erst ging ich aber zum Pastor, welcher mich durch Unterweisung und Gebet stärkte, und nachdem ich meine Seele dem Herrn übergeben, ging ich getrost hin.

Es war ein sehr unfreundliches, stürmisches Wetter; der Regen strömte vom Himmel, und ich schauderte vor Kälte; aber in mir brannte ein Feuer: Schmerz, Freude, Wehmut und eine große Erregung erfüllten mich. —

Vor der Tür des Versammlungshauses betete ich nochmals: „O, Herr, sei in mir Schwachem mächtig.“

Ich hörte drinnen wüstes Schreien und trat schnell ein:

„Grüß Euch Gott, liebe Brüder,“ sagte ich.

Alles wurde lautlos still.

Ich sah die beiden, die um ihres Glaubens willen vor der Gemeinde standen, und fragte:

„Was haben diese Übles getan?“

Da sagte H. K.: „Diese Dummköpfe leiden nur Ihretwegen, weil Sie sie in die Kirche führten.“

„Nein, es ist nicht wahr,“ riefen einige meiner früheren Anhänger, „die Leute lügen, es kann nicht sein!“

„„Warum wollt Ihr diesen Unschuldigen nicht glauben?““ fragte ich.

„Weil wir eine alte Regel haben: kein wahrer Jude kann Christ werden.“

„„Meine Lieben, diese Regel sollte umgekehrt heißen: ein wahrer Jude muß Christ werden.““

Da riefen einige mit großer Wehmut:

„Ach, Gott! Ach, Gott! so ist es doch wahr!“

Andere sagten:

„Was veranlaßt Sie, solchen Unsinn zu sprechen?“

„„Gottes Wort: das Alte und Neue Testament.““

„Auch das Neue Testament soll Gottes Wort sein?“

„„Allerdings, wer an das Neue nicht glaubt, kann nicht das Alte verstehen, denn das Neue ruht auf dem Alten, und ist die Erfüllung desselben.“ —

„O wehe! wehe uns, daß wir solches hören müssen!“

„O herem! herem!“¹⁾ schrien viele und zerrissen ihre Kleider, „er hat Gott gelästert!“

„Geduld!“ riefen andere, „versuchen wir zuerst ihn und die ihm anhangen vom Irrtum zurückzubringen.“

„„Erlaubt mir,““ bat ich, „„daß ich meine Ansicht deutlicher ausspreche, oder sagt mir, worin ich irre.““

„Bedarf das einer Erklärung? Statt den einigen Gott Israels haben Sie den heidnischen Gott anerkannt.“

„„Ich bin nicht ein Heide, sondern ein wahrer Jude, wenn ich den dreieinigen Gott anerkenne; denn unsere Väter Abraham, Isaak und Jakob haben diesem dreieinigen Gott gedient!““

„O bewahre! bewahre! ein dreieiniger Gott!“

„„Lieben Brüder! Schon 2000 Jahre widerstrebt Israel der Wahrheit. Wir sind in Finsternis und glauben, daß wir das wahre Licht haben! Was helfen uns Gesetz und Werke? was hilft uns Beten, Fasten und Weinen, wenn wir den Messias, von dem Moses und alle Propheten weisagten, verwerfen und verachten! Wehe uns, wenn wir den Talmudisten glauben und auf ihren Messias warten! Sie widersprechen sich selbst und führen uns nur irre.““

„Fort! fort! Das wollen wir nicht hören!“ Andere aber riefen:

¹⁾ „herem“ heißt: Verbannung, daß niemand mit ihm in Berührung kommen darf. —

„Laß er sagen, was er gegen den Talmud anführen kann?“

„„Ich erkläre hiermit öffentlich: daß der Talmud mich in Verzweiflung gebracht. In ehrgeiziger, selbstsüchtiger und schwärmerischer Weise haben die Talmudisten alle Stellen der Heiligen Schrift, von denen ein helles Licht auf den Messias ausströmt, durch falsche Auslegungen verdunkelt.

Ich bitte Euch: wollet mir zuhören und meine Worte prüfen, ob nicht Wahrheit in denselben zu finden ist.““

Einige riefen:

„Wir wollen hören, bitte, reden Sie.“ —

„„Soweit ich mich von der frühesten Kindheit erinnern kann, bin ich immer durch die empfindlichsten Zweifel gequält worden.

Ich wollte so gerne erfahren:

„Wann die Welt geschaffen worden?

Wann sie ein Ende haben wird?

Was sein wird, wenn sie vergangen ist?

Wozu Gott mich schuf? und was ich auf der Erde soll?

Wird mit meinem Tode mein Dasein aufhören?

Gibt es ein Jenseits?“

Alle diese Fragen erfüllten mich von klein auf. Schon hatte ich die Heilige Schrift einige Male mit fast allen Kommentaren durchgearbeitet, schon hatte ich einige Mesichthoth vom Talmud Babli mit allen Erklärungen behalten, — — aber meine Zweifel waren nicht gehoben worden. Viele Stellen der Schrift blieben mir ein Rätsel. Und je mehr ich meine Zweifel durch den Talmud und Midrosch zu erledigen suchte, desto stärker regten sie sich.

Ja, ich muß gestehen, daß ich mir, als ich im Alter von 22 Jahren Rabbiner wurde, trotz meiner Kenntnisse im Talmud Babli und Jeruschalemi, Midrosch und Sohar nicht die kleinste Frage meiner Kindheit gewissenhaft zu beantworten imstande war. — —

Ich forschte nun auch in den neuesten jüdischen Büchern und glaubte bei den gerühmten Verfassern unserer Zeit die Wahrheit zu finden, aber leider auch hier habe ich statt Honig Gift geschmeckt. Fragen und Zweifel sind überall zu finden, aber keine genügende Antwort; denn sie verwerfen alles, was sie nicht beantworten können.

Wie bedauernswert war ich, wenn Schafe meiner Herde zu mir kamen, mir die Not ihres Herzens flagten und wenn mich jemand fragte, was ich vom Talmud hielt.

Als ich merkte, daß viele mit dem Talmud zugleich die Heilige Schrift verwarfen, habe ich immer wieder öffentlich erklärt, daß die Heilige Schrift keineswegs mit dem Talmud zu vergleichen sei, und den Unterschied zu erklären gesucht, damit man festhalte an der Schrift, die mir sehr heilig ist. —

Ihr wißt, welche Empörung das in Wilkomir gegen mich erregte.

So sehr ich nun in öffentlichen Vorträgen die Heilige Schrift zu erklären suchte, konnte ich es doch nicht so, daß jeder Gegner sich gefangen geben mußte, weil in der Heiligen Schrift mir selbst alle messianischen Stellen dunkel waren.

Erst das Neue Testament eröffnet uns das Verständnis für dieselben.““ —

Da schrien sie alle: „Wir wollen nichts vom Neuen Testamente hören!“

„„Lieben Brüder, ich sage nicht, daß der Talmud nicht auch einzelne Lichtstrahlen enthalte; überall tritt dem

aufmerksamen Leser das Sehnen und Streben nach Wahrheit entgegen, nirgends aber ist diese selbst zu finden!

Weil die Talmudisten so maßlosen Wert auf ihre eigene Klugheit legen und so stolz sind auf ihren Scharfsinn, gilt ihnen das Wort Gottes:

„Ich will zu nichts machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will Ich verwerfen.“
Jesaias 29, 14.

Wagen doch die Talmudisten ihre Lehren denen des Wortes Gottes gleich, — ja, darüber zu stellen.

Im Berachoth fol. 4. Col. 2 heißt es:

„Wer übertritt die Worte der Schrift, ist ein Opfer (chatos) schuldig; wer aber übertritt die Worte der Weisen ist des Todes schuldig.“ —

Und in der Chagiga fol. 10. Col. 1 lesen wir:

„Wenn der Mensch aus der Halachah, (d. h. Tradition,) zum Studium der Heiligen Schrift übergeht, so hat er keinen Frieden mehr.“

Wie hoch sie von sich halten, merkt man, wenn man liest, wie ein Talmudist dem andern die fabelhaftesten und zahlreichsten Wunder zuschreibt; auf ihr Wort stauten sich die Wasser der Flüsse, daß sie hindurchgehen konnten; ihren Befehlen gehorchten die Wolken des Himmels und ließen ihre Gewässer herniederströmen. Ein Wink ihrer Hand, und die Schleusen des Himmels schlossen sich. Sie waren die Herren des Todes: als Beweis denkt an die Geschichte [vom Kaiser Antonius und dem Rabbi Eufodesch; sie stritten mit Gott und siegten, wie Baba Mezia ruhmredig erzählt.

Sie stellten sich selbst aber als Muster der Demut, Wahrheit und Tugend auf.

Urteilt doch selbst, ob der Talmud, neben einzelnen Strahlen des Lichtes, nicht viel, viel Lug und Trug und Unsinn enthält.““

„Hören Sie auf mit dieser Lästerei!

Wir dürfen nicht über die Überlieferungen der Rabbiner uns ein Urteil anmaßen;“ sagten einige.

„Der weise Maimonides hat gelehrt:

„All unser Wissen geht darauf hinaus, daß wir nichts wissen;“ daher müssen wir uns bescheiden und blindlings den alten Vätern folgen.“

„„Über ich finde keine Stelle in der Schrift,““ sagte ich, „„die Euch verpflichtet, die Lehren der Väter als Gottes Wort anzusehen! und doch könnte man nur dann ein blindes folgen verlangen.“

Noch dazu, wenn wir sehen, wie diese Weisen untereinander selbst im Widerspruche stehen!

Beth Hillel sagt z. B.: „mather“ — (es ist erlaubt) und Bet Shamai sagt: „offer“ (es ist verboten) von ein und demselben Gegenstand. Dennoch heißt's: „dieses wie jenes sind Worte des lebendigen Gottes.“

Unsere Vernunft kann uns irre führen, deshalb brauchen wir eine Quelle, aus der wir lautere Wahrheit schöpfen; wir brauchen einen Stein, an dem wir die Echtheit des Goldes probieren können. Diese Quelle ist Gottes Wort, von dem David sagt: (Ps. 36, 10). „Bei Dir, Gott, ist die lebendige Quelle, und in Deinem Lichte sehen wir das Licht.“ —

Zurück daher, Freunde, zu diesem lauterem Brunnen, zurück zu Moses und den Propheten!

Wir aber haben uns vom hellen Lichte gewandt und wandeln in der Finsternis; wir haben unseren großen König, nach dem sich die Erzväter gesehnt, verworfen und den Heiden überantwortet, sie haben nun das Licht und jauchzen ihm entgegen!

O meine Brüder, forschet in der Schrift, damit die Totengebeine wieder lebendig werden.““

„Sie sind sehr eingenommen von sich selbst,“ sagte der Vorsteher J., „wenn Sie meinen, Sie hätten das Licht gefunden und alle unsere Rabbiner hätten uns in die Irre geführt. Ist wirklich etwas in den Heiligen Schriften dunkel, so geben uns ja unsere späteren Rabbiner Aufschluß darüber.“

„„Dem kann ich nicht beistimmen,““ sagte ich. „„Unter allen Kommentaren finde ich keinen, der die vielen Widersprüche auflösen oder ins rechte Licht setzen könnte. — Es gibt eine große Menge von Stellen, die in der schamlosesten und anstößigsten Weise kommentiert werden, besonders von Rabbi Salomon Jorchi, jenem großen Rabbiner, dessen Kommentare für so heilig gehalten werden, daß man sie der Heiligen Schrift gleich achtet, und sie zu Predigttexten benutzt werden. Ich möchte sie nicht anführen, aber wohl einige andere Stellen, die beweisen, welchen Unsinn der Scharfsinn der Talmudisten ausgeflügelt hat.“

Im 1. Mos. 12, 14 heißt es: „Als Abraham nach Ägypten zog . . .“ — da sagen sie: es müßte heißen: Als sie (Abraham und Sarah) nach Ägypten zogen, aber er will damit andeuten: daß Abraham die Sarah in einer Kiste verborgen hatte, und die Ägypter sie erst sahen, als sie die Kiste öffneten, um den Zoll zu erheben!

Ferner: Unser Vater Abraham war der größte unter den Riesen; er war so groß wie 74 Personen, trank so viel wie 74 Personen und war so stark wie 74 Personen. Eliafer, der auch Og heißt, König von Basan, war auch ein Riese, aber Abraham pflegte ihn auf seine flache Hand zu stellen, wenn er mit ihm sprechen wollte. Einmal geschah es, daß ihm ein Zahn ausfiel, den nahm Abraham und machte sich ein Bett davon, in welchem er schlief.

Gittin 69 wird von Ašmodai (dem Obersten der Teufel) erzählt, daß er König Salomo betrogen, verschlungen und ausgespien habe an das Ende der Welt, und dort hätte der arme König, trotz seiner Weisheit, eine Zeit lang als Bettler wandeln müssen. Einige behaupten, daß Salomo nie mehr zur Regierung gelangte, und in seiner Armut und in seinem Elend den Koheleth (Prediger) geschrieben habe, während Ašmodai unterdessen in Salomos Gestalt den Thron Davids eingenommen, und als König Israels regiert und Salomos Frauen beherrscht habe. Von demselben ist auch gesagt, daß er in der hohen, himmlischen Schule mit allen heiligen Engeln studierte und eine gleiche Stimme habe.

Baba Mezia fol. 80, heißt es:

Einmal haben alle Engel und die ganze himmlische hohe Schule wider Gott disputiert, als aber keine Partei weichen wollte, wandten sie sich an den Rabbi Chanina, der damals noch auf Erden lebte, daß er der Schiedsrichter sei. Der entschied (Gott zu Gefallen), daß Gott recht habe.

Auch in den Ihnen bekannten Geschichten von Uba und Levi, im Berachoth fol. 18 haben sie sich göttliche Macht zugeschrieben, wie wir es noch von keinem Menschen gehört haben. — So offenbarem Unsinn und Widerspruch kann ich mich nicht blindlings unterwerfen. Ich will aber auch nicht verlangen, daß andere meine Worte als unfehlbar anerkennen.““

„Wie wagen Sie es dann über unsere alten Väter abzuurteilen!?“ unterbrachen mich einige, die schon die ganze Zeit in großer Unruhe hin und her rückten.

„„Sie hätten Grund mich der Anmaßung zu zeihen, wenn ich nach meinem Verstande allein mißbilligend und mißtrauisch mich über die alten Väter äußerte, denn ich bin ein Mensch und als solcher dem Irrtum unterworfen!

Aber ich habe einen bessern Prüfstein, als meine Vernunft, das ist das wahre und wahrhaftige Wort Gottes, wie es der Herr dem Moses und Seinen Propheten geoffenbart hat; und es ist die heilige Pflicht eines jeden Sohnes Abrahams, Gottes Wort von Menschenwort zu unterscheiden. Menschenwort aber ist alles, was nicht mit Gottes Wort übereinstimmt.

Gottes Gericht ist über unserem armen Volke, das sich von blinden Leitern in die Irre führen läßt.““

„Ihre Lehre ist die verderbliche, irreführende,“ riefen mehrere, „uns ist nichts heiliger als der Talmud!“

„Ist Euch denn auch das heilig, was Rabbi Bechai, fol. 4, fabelt? Er sagt: Gott habe eine Sünde begangen, weil er den Mond nicht so groß geschaffen wie die Sonne, und es 1. Mose 1 doch heiße: Gott habe zwei große Lichter geschaffen! Und weil Gott an dem Monde gesündigt, so habe er Israel befohlen, für seine Seele ein Versöhnungsoffer zu bringen. Wir begnügen uns jetzt mit einem Gebete, welches wir alle Neumond beten, weil wir jetzt ohne Heiligtum und Leibrock sind. Ist das eine Heilige Schrift, die Gott selbst, den Heiligen in Israel, zum Sünder macht? Schmach über alle, die Gott, — der da sagt: „Ich bin heilig,“ und vor dem sich alle Himmelsheere in Demut bedecken, — als Sünder hinstellen, ja, ihn als Grund aller Sünden nennen, wie der Talmud lästert (Barachoth, fol. 32):

„Gott ist die Ursache aller Sünde“ und das aus Jeremias 14, 6. Micha 4, 6 und Hesekiel 36, 26. 27 beweisen wollen.““

Da schrien die Juden:

„Nein! so frech sind Sie! unseren heiligen Glauben zu lästern!! Aber Sie sind nicht der Erste, Israel hat solcher Verderber viele gehabt, aber auch solcher Klugen viele überlebt, wie Erter, Ginsburg, Lebenson und andere

mehr! Israel bleibt seinem Glauben treu, aber die Spötter vergehen!"

„„Sie täuschen sich, liebe Brüder, ich treibe keinen Scherz und Spott, viel zu ernst und heilig ist mir diese Sache. Mein Herz blutet, weil meine Brüder in der Irre gehen.

Auch bitte ich mich zu den genannten Kritikern nicht zu zählen, denn diese haben nicht nur gegen den Talmud gestritten, sondern auch jeden Glaubensgrund an die Schrift untergraben und dem Materialismus und Rationalismus Tor und Tür geöffnet.

Ihr seid Zeugen meines bisherigen Wandels und wißt, daß auch ich in Unwissenheit das Christentum verachtete, aber nun ist durch Gottes Barmherzigkeit die Decke Moses von meinen Augen weggenommen und er hat mich in Seinem heiligen Worte den Messias, meinen Erlöser, finden lassen.

Alle Stellen, die mir so lange dunkel waren, sind mir jetzt klar geworden!

O bittet doch Gott, daß Er auch Euch die Augen öffne und Ihr in Seinem Worte die reine Erkenntnis finden möchtet! Ich hoffe, daß Ihr mich nicht mißverstehet und einseht, daß ich nur die Wahrheit und das Wohl Israels im Auge habe.““

Einige schienen nachdenklich und sahen ernst vor sich hin; andere sprachen leise miteinander; endlich sagte einer: „Wir haben sehr viel Ursache zu klagen, daß wir ohne König, ohne Prophet und ohne Sanhedrin (Richter) sind, sonst hätten Sie schon eine solche Antwort erfahren, wie sie einem Verführer und Gotteslästerer geziemt.

Sie glauben uns besiegt zu haben, weil man Ihnen nichts entgegnet?

Nein, das sei ferne!

In diese Schwärmerei, daß der Messias schon gekommen ist, stimmen wir nicht ein! Wir halten fest an der Lehre des Talmud, daß er noch kommen und alle Gotteslästerer umbringen wird.

Daher hören Sie auf mit Ihren Reden, auf die das Wort unserer alten Rabbiner paßt:

„Jeder Gelehrte, der sich gegen ihre Worte widerspenstig zeigt, hat den Tod der Erdrosselung zu erleiden.“

Unsere Chachamin beweisen aus 5. Mose 17, 11, daß jeder, der ihre Auslegung bestreitet, des Todes schuldig ist, denn es heißt:

„Wenn der Chacham Dir von der rechten Hand sagt: sie sei die linke, und von der linken: sie sei die rechte, so bist Du bei Todesstrafe verpflichtet zu gehorchen.“

Ein anderer rief:

„Wie können Sie täglich dreimal das Gebet sprechen: „O daß die Verleumder keine Hoffnung haben, alle Bösewichter schnell vernichtet, alle mutwilligen Missetäter bald ausgerottet werden. Demütige Du sie bald in unseren Tagen . . .“ — wenn Sie selbst der Verleumder, Verführer und Verräter Israels sind!?“

„„Ach,““ rief ich, „„ich muß mit David klagen:

„Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin unter meinem Volk. Ich spreche Frieden, sie aber sind zum Krieg bereit,“ und mit Jesaias:

„Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen!“ Mit Jeremias rufe ich:

„Mein Volk will das Recht des Herrn nicht wissen! Wie mögt Ihr doch sagen: wir sind weise und haben Gottes Gesetz unter uns? Ist es doch eitel Lüge, was die Schriftgelehrten setzen! Darum müssen solche Weise zu Schanden werden, denn welche Weisheit ist in ihnen, da

sie des Herrn Wort verworfen haben?“ (Jeremias 8, 6—9.) O meine Brüder, sind diese Stellen nicht ein wahres Bild unserer Chachamin (Weisen)? Sie haben nicht allein auf menschliche Urteile über ihre Lehre die Todesstrafe gesetzt, sondern selbst Gottes Wort fast verbrannt, indem sie verlangen:

„Haltet fern Eure Kinder von der Mikra (Bibel).“

Daher ist bei uns die hebräische Sprache fast vergessen, weil wir unsern Kindern den Schatz der Heiligen Schrift nehmen und dagegen talmudisches Spielzeug reichen!

Wird der abhängige Knabe unabhängig, so macht er sich von der Gewalt des Fanatismus frei und verspottet Talmud und Midrosch, findet nirgends Ersatz und verfällt in Verzweiflung und Laster!

Was soll ein Kind denken, wenn es die Stelle im Berachoth fol. 7 liest:

„Gott betet täglich“, und als Beweis wird die Stelle Jesaias 56, 7 angeführt:

„Ich will sie erfreuen in meinem Bethaus;“ und Gottes Bethaus soll zu Salem gestanden haben.

Was muß ein Knabe denken, wenn er liest: (Ber. Rab. fol. 56) „Gott zieht beim täglichen Gebete Tephilin (Gebetsriemen) an, und in diesen göttlichen Tephilin steht geschrieben: Jesaias 62, 3.

In Menachoth fol. 35, Col. 2 erzählen die Rabbiner: als Gott die Worte 2. Mos. 33, 23: „Und wenn ich meine Hand von dir tue, wirst du mir hinten nachsehen,“ sprach, habe er selbst Mose den Knoten seiner Tephilin gezeigt.

Was soll man sagen, wenn Chagiga fol. 5 steht: „Gott weinet jeden Tag, wenn er sich an die Zerstörung Jerusalems erinnert.“

Berachoth fol. 7 heißt es: Gott selbst hat einmal von Rabbi Ismael, dem Hohenpriester verlangt, daß er den Segen über ihn spreche, was er auch getan hat, und sein Segen war Gott so angenehm, daß er mit dem Kopf nickte, als wollte er „Amen“ dazu sagen.““

Hier wollten mich einige mit wilden Rufen unterbrechen, aber ich hat sie, weiter reden zu dürfen.

Nach langem Durcheinanderschreien beschlossen sie, mich zu Ende zu hören.

„Lieben Brüder, prüft doch selbst nach Gottes Geboten die Lehre der Chachamin. Nehmt das 5. Gebot. In der Lehre Pesachim f. 49 Col. 2 sagt Rabbi Eleasar:

„Es ist erlaubt einem Amhaarez (Nichtgelehrten) die Nasenlöcher aufzureißen, sogar am Versöhnungstage, der auf den Sabbat fällt.“

Da sagen seine Schüler zu ihm:

„Rabbi, sage lieber, daß es erlaubt sei, ihn zu schlachten.“

Er antwortete:

„Dieses würde einen Segensspruch erfordern, der so nicht nötig ist!“ —

Wo bleibt da das Gebot der Liebe?

Nur Spott und Verachtung kennt der Talmud gegen den Nichtgelehrten, von dem er sagt:

„Es ist erlaubt, einen Amhaarez zu zerreißen wie einen Fisch!“

Amhaarez heißt aber der, welcher wohl die Schrift studiert hat, aber nicht Gemara. (Talmud.) —

Es ist ohne Ausnahme verboten, eines solchen Mannes Tochter zu heiraten, denn sie sei nicht besser als ein Tier.

Mit einem solchen darf man nicht übernachten, denn er ist des Mordes verdächtig.

ferner: Ein Nichtgelehrter darf kein Fleisch essen; das ist nur dem erlaubt, der sich mit Erforschung des Gesetzes beschäftigt hat. —

Tausend solcher Lehren findet man im Talmud, und ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß ich nicht wußte, ob ich dabei lachen oder weinen sollte!

Wer nur eine Spur von Gewissen hat, müßte bitterlich weinen, denn aus solchen Lehren des Talmud müssen Früchte der Selbstüberhebung und des Unglaubens erwachsen.

Jesus, der Menschensohn, rief sein: „Wehe!“ aus über solche Heuchler und Eigennützigte — über die hofärtigen und selbstgerechten Pharisäer.

Ist es ein Wunder, daß Er, der die Wahrheit und Liebe, Sanftmut und Barmherzigkeit ist, ihnen ein Dorn im Auge war?

Sie müssen mir zugestehen, daß Sie alle die verschiedenartigsten Gedanken über den Talmud haben, aber niemand will die Wahrheit sagen!““

Die Versammlung wurde bei diesen Worten ungeduldig und erbittert gegen mich, nur einige seufzten:

„Leider, leider, es ist wahr!“

Mehrere sagten:

„Können Sie uns denn den Verlust ersetzen, wenn wir den Talmud, der doch Wahrheit und Gutes enthält, verwerfen? Wo sollen unsere Seelen Ruhe finden, wenn wir den Talmud verachten, der viele köstliche Ausichten uns eröffnet, welche die Schrift verschweigt, himmlische Erquickungen, wo das Gesetz und die Propheten nur irdische Strafe verkünden?“

Nein, es ist besser, wir bleiben beim alten!“

„„Lieben Brüder, ist's Euch wirklich von Herzen um die Seligkeit zu tun, so forschet ernstlich im

Worte Gottes und Ihr werdet den Messias finden, der allein Euch selig machen kann.

Gerecht ist keiner von uns. Jesaias sagt: (64, 5) „Unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätiges Kleid“, aber Jesaias sagt auch: (43, 24) „Im Herrn nur habe ich Gerechtigkeit und Stärke,“ und wenn wir an den Jehova zidkenu,¹⁾ der unsern Fluch getragen und für unsere Sünden am Stamm des Kreuzes geblutet hat, glauben, so wird seine Gerechtigkeit uns zugerechnet.

„Einen andern Weg zur Seligkeit gibt es nicht!“

„Ja, wer sagt uns: ob dieser Jesus wirklich der Messias ist?“

Nun schlug ich viele messianische Stellen des Alten Testaments auf; sie wollten sie durch falsche Auslegungen verkehren, aber bei dem 53. Kap. des Jesaias schwiegen einige betroffen still.

„Über Christus hat das heilige Gesetz Gottes aufgehoben?“ riefen mehrere.

„„O nein, Christus ist des Gesetzes Erfüllung und Ende.““

„Wie so das?“

„„Ich will suchen, Euch das kurz zu sagen:

Durch Adam kam die Sünde in die Welt, und da wir alle gesündigt haben, wie auch die Talmudisten lehren, ist der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen. Die Übertretung des Gesetzes erfordert die Bestrafung des Menschen von seiten Gottes.

Weil aber Gott die ewige Liebe ist, so will Er nicht unsern Tod und sandte schon vor Zeiten seine Propheten, die uns zur Buße rufen sollten, damit wir unsere Sünde erkennen und uns nach Erlösung sehnen sollten! Auf diese Erlösung durch den Messias wiesen alle Propheten

¹⁾ zidkenu = „der unsere Gerechtigkeit ist.“

hin; — und als die Zeit erfüllet war, kam der Sohn Gottes zur Erde und nahm Menschengestalt an. Er ist das Ende des Gesetzes, das er ganz allein erfüllt hat; er stellte sich Gott als unbeflecktes Lamm zum Opfer für die Sünde aller dar; Gott rechnet Christi Verdienst allen zu, die im Glauben an Jesu zu ihm kommen.

Das Sühnopfer des Alten Testaments war das Vorbild des Opfers, das Jesus auf Golgatha für uns brachte. Deshalb findet jeder, — der von Herzen glaubt, daß Jesus von Nazareth, als sein Messias, die Strafe für ihn getragen, — Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit!

Wie fröhlich kann nun die arme Menschenseele auf Erden wandeln, denn sie weiß: ihr Erlöser lebt! und noch fröhlicher kann sie sterben, denn Jesus, der auferstanden ist von den Toten und zur Rechten Gottes des Vaters sitzt, ruft sie zu sich in die ewige Herrlichkeit Gottes.

O lieben Brüder! Suchet Jesum und sein Licht, — alles andre hilft Euch nicht!"

Als sie das hörten, stürzten sie, die schon die ganze Zeit kaum an sich halten konnten, alle von ihren Plätzen auf mich los, schrien, schimpften und verfluchten mich.

„Was zögern wir so lange, diesen Gottlosen zu verdammen?“ schrien einige wütende Stimmen. „O daß wir so lange dieser Gotteslästerung zugehört haben! Verbannt muß er werden, mit den Seinigen, dieser Feind Israels!“

Die Empörung wuchs immer mehr, und nur wie durch ein Wunder gelang es mir zu entfliehen, ohne daß ich noch Mantel und Mütze ergreifen konnte. Zwei meiner früheren Freunde halfen mir und begleiteten mich bis an

meine Haustür, aber warnten mich ernstlich, mich auf der Straße zu zeigen.

„Wir aber wollen suchen zu Ihnen zu kommen“, sagten sie, mir die Hand schüttelnd, „denn wir möchten durchaus mehr Klarheit über das Christentum haben.“

Am andern Tage erfuhr ich, daß ein großer Bann über mich und meine Gesinnungsgenossen in allen Synagogen ausgesprochen und der Bannbrief an den Straßenecken der Stadt öffentlich angeklebt worden war.



Auf lichten Höhen.

„Aus Zion bricht hervor der schöne Glanz Gottes.“
Ps. 50, 2.

„Mache Dich auf und werde Licht, denn Dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn gehet auf über Dir.“ Jes. 60, 1.

„Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben.“ 2. Kor. 4, 6.

„Er hat uns berufen aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte.“ 1. Petr. 2, 9.

„Ich bin gekommen in die Welt ein Licht, auf daß, wer an mich glaubet, nicht in der Finsternis bleibe.“
Joh. 12, 46.

„Glaubet an das Licht, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid.“ Joh. 12, 35.

„Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, wird das Licht des Lebens haben!“
Joh. 8, 12.

Diese schönen Lichtsprüche, die der Heimgegangene am letzten Christfest, das er auf Erden erlebte, seinen Freunden sandte, dürften wohl hierher gehören, wo berichtet wird, wie die Seele, die nun im ewigen Lichte weilt, schon im Erdendunkel das Licht gefunden und geliebt.

„Meine Seele erhebet den Herrn, und mein
Geist freuet sich Gottes, meines Heilands.“
Lukas 1, 46. 47.

In großem Herzensfrieden und inniger Freude schaute Gurland nun dem Taustage entgegen. Es war ein köstliches neues Leben in ihm entstanden, — ein neues Erwachen aller Kräfte, und Lebensfreudigkeit, Mut und Zuversicht erfüllten ihn; trotzdem seine Zukunft ungewiß vor ihm lag, und er losgelöst war von allen Banden der Verwandtschaft und Volksangehörigkeit, trotzdem er wußte, daß ihm Verfolgung und Gefahr drohte, war doch sein Herz voll Dank und Freude: nun zeitlebens einen sicheren Halt zu besitzen, und für alles Fragen und Suchen seiner Seele Frieden und Licht gefunden zu haben.

In seinem Herzen tönte die frohe Botschaft: „Siehe, ich mache alles neu,“ darum bat er auch den Pastor, als der Unterricht seiner Frau beendet, und beide vor dem Kirchenrat ein Examen in der christlichen Heilslehre abgelegt hatten, und endlich auch vom Ministerium die Tauf-Erlaubnis eingetroffen war, den Taustag in der Osterzeit zu feiern, da ja auch in seiner Seele der Heiland auferstanden war und er nun in ein völlig neues Leben eintrat.

So wurde es denn auch bestimmt; aber man begann für den Taustag Unruhen zu befürchten, weil es kurz zuvor großen Lärm und Erregung unter der Judenschaft Rischinew's wegen einer Taufe gegeben hatte. — Ein jüdischer Goldschmied hatte sich zuerst bei Faltin zum Übertritt gemeldet, als er aber erfuhr, daß der Unterricht

wohl einige Monate in Anspruch nehmen und die ministerielle Erlaubnis lange auf sich warten lassen würde, ging er zum russischen Popen, und wurde auch ganz ohne weitere Umstände sofort in die griechisch-orthodoxe Kirche aufgenommen, denn ihm lag nur aus materiellen Vorteilen daran, nicht mehr vor dem russischen Gesetz als Jude zu gelten.

Die Juden aber hatten in großer Erbitterung beschlossen, ihn beim Herauskommen aus der Kirche zu überfallen und zu töten.

Es kam zu einem großen Auflauf, und nur durch die Hilfe von Militärgewalt konnte der Mann gerettet und glücklich nach Hause gebracht werden. —

Es verlautete nun aber, daß der Übertritt des Rabbiners noch viel mehr Entrüstung hervorgerufen habe und ihm arge Gefahr drohe.

Kurz vor der Taufe wurde Pastor Faltin nochmals mitgeteilt, daß alles vorbereitet sei, um Gurland aus der Welt zu schaffen; deshalb dachte der Pastor daran, die Polizei zu benachrichtigen und ihren Schutz für Gurland anzurufen, allein dieser bat, es zu unterlassen:

„Ich stehe unter Gottes Schutz“, sagte er, „der Herr ist mein Schild — ihm will ich vertrauen.“ —

Und Gott läßt die nicht zu schanden werden, die sich auf Ihn verlassen — auch diesmal half er wunderbar und behütete die Seinen.

Am 8. Mai 1864 füllte sich die Kirche bis zum letzten Plaze, selbst in den Gängen drängten sich die Menschen, darunter viele Juden. Es herrschte aber Ruhe und Aufmerksamkeit während der Predigt, und lautlose Stille trat ein, als die Taufhandlung begann.

Mit freudig bewegtem Herzen trat Gurland mit seiner Frau an den Altar, und nachdem Pastor Faltin die Taufe vollzogen, in welcher Gurland nun den Namen „Rudolf“ erhielt, sank er, überwältigt von dem innern Gefühl des Dankes und der Freude, auf seine Knie und sprach aus tiefster Seele ein Dankgebet.

Er pries die Gnade Gottes, die sich seiner erbarmt und seine so lang in der Finsternis schmachtende Seele in Jesu ein helles Licht und neues Leben habe finden lassen, und einen Erlöser von der Sünde und einen Verfühner mit Gott.

Er dankte, daß nun die Scheidewand zwischen ihm und Gott gefallen, und er fröhlich hinzutreten dürfe in das Allerheiligste, daß er die Hoffnung eines ewigen Lebens bei Gott in vollkommener Gerechtigkeit habe.

Er schloß mit der inbrünstigen Bitte:

Gott wolle doch vielen aus seinem Volke Israel dies helle Licht ins Herz scheinen lassen und sie so glücklich und selig machen, wie er es durch die Erkenntnis seines Messias geworden sei.“ —

Dies aus der Tiefe des Herzens kommende Gebet, das hier nur angedeutet werden konnte, machte einen so gewaltigen Eindruck auf die Zuhörer, daß viele auch niederknieten, um mit ihm zu loben und zu danken, und

nach dem Schluß des Gottesdienstes drängten sich die Gemeindeglieder mit Tränen der Rührung um die jungen Christen, um ihnen Gottes Segen zu wünschen und sie mit herzlichem Händedruck und warmer Umarmung in der Gemeinde willkommen zu heißen.

Freudestrahlenden Angesichts nahte auch ein liebes altes Mütterchen und rief Gurland zu:

„Dich habe ich mir achtzehn Jahre lang vom Herrn erbeten.“

Es war eine fromme liebe Dame, die als treue Jüngerin Jesu auch für das arme Volk Israel gebetet und mit so heißem Schmerz an die geistige Finsternis dachte, in der es dahinschmachtete, daß sie jahrelang den Pastor gemahnt: „Tun Sie doch etwas für die 40 000 Juden in Kischinew, die ohne den Heiland dahinleben.“

Mit welcher Freude erfüllte es sie, als Pastor Faltin begann sich mit der Judenmission zu beschäftigen, und mit seligem Dank begrüßte sie nun in Gurland die erste Frucht ihrer anhaltenden Gebete.

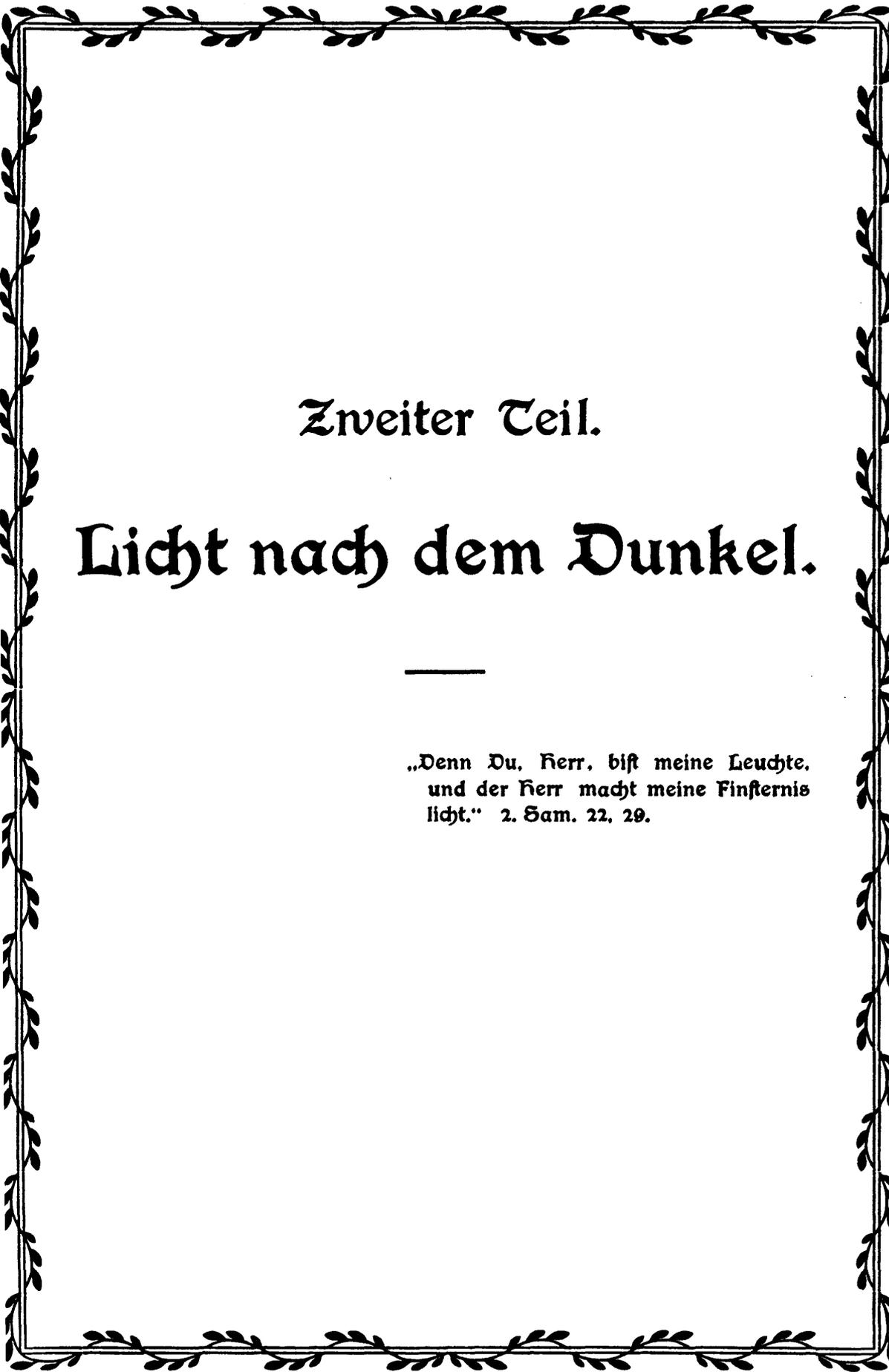
Auch drei jüdische Frauen kamen heran, umarmten und küßten die Frau Gurlands und riefen:

„Du bist die Glücklichste.“

Selbst die Feinde hatten sich eines tiefen Eindrucks von der Wahrheit und Aufrichtigkeit der Empfindung nicht entziehen können, sie verließen still und in sich gefehrt die Kirche, und die Neugetauften konnten fröhlich und ungehindert nach Hause gehen.

Tief im Herzen gelobte sich Gurland, mit dem wundervollen Pfunde, das Gott ihm in der Heilserkenntnis geschenkt, zu wuchern und das Licht Christi, das sein Herz mit so großer Freude erfüllte — auch hineinleuchten zu lassen in die Nacht seiner Brüder aus dem Volke Israel!





Zweiter Teil.

Licht nach dem Dunkel.

„Denn Du, Herr, bist meine Leuchte,
und der Herr macht meine Finsternis
licht.“ 2. Sam. 22, 29.

VII.

Berlin.

In einer neuen Welt.

„Gehe aus deinem Vaterland und
von deiner Freundschaft.“

1. Mose 12, 1.

So war denn der große Schritt getan — aus der alten Welt hinaus; abgeschlossen lag nun das Leben im Dunkel des nach Erlösung schwachtenden Israel, und das neue Leben begann im Lichte des Evangeliums; der erste Schritt in der Nachfolge des rettenden Heilandes war getan — ein Gang wohl durch Leiden im Kreuztragen, aber doch voll Freuden, voll innerem Frieden und seliger Verheißung.

Wie aber der Gerettete, vom festen Felsengrund zurückblickend in die schäumenden Wogen, mit denen er eben noch in bitterster Not gerungen, nicht anders kann als die Hand ausstrecken, um seine Leidensgenossen, die das rettende Eiland nicht sehen oder nicht erreichen können, aus den dunklen Fluten auf festen Boden hinaufzuziehen, — so brannte auch in Gurlands Herzen das heiße Verlangen seinen Brüdern zu helfen, der innige Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möchte, sie zu rufen, zu locken, ihnen den rettenden Felsengrund zu zeigen und mit vielen seines Volkes gemeinsam niederzuknien und anbetend zu preisen den so lange ersehnten und nun endlich gefundenen Messias.

Pastor Faltin, der Gurland immer inniger lieb gewonnen und ihn für ganz besonders geeignet zum Judenmissionar hielt, — auch die Hoffnung faßte, ihn einst als Gehülfen in dieser Tätigkeit an seiner Seite zu sehen, — hatte diese Möglichkeit immer ernstlicher erwogen und Gott um Licht und Hilfe gebeten, wie diese Sache hinauszuführen wäre. Da kam ihm der Gedanke, sich an die Berliner „Gesellschaft zur Förderung des Christentums unter den Juden“ zu wenden.

Das Komitee dieses Vereins ging auch auf Faltins warme Empfehlung freundlichst ein, wünschte nur vorher eine Probearbeit zu sehen, um selbst über Gurlands Fähigkeiten urteilen zu können. Die Übersetzung der zugesandten religiösen Schrift fiel zur vollsten Zufriedenheit der Herren in Berlin aus, da sie nicht nur Zeugnis von genauester Kenntnis der alt-hebräischen Sprache, sondern auch von innerer Reife und Bildung ablegte.

So erweckte denn die Kunde, daß die Herren bereit seien, Gurland und seine Frau in ihrem Konvikt aufzunehmen und ihn zum Geistlichen ausbilden zu lassen, große Freude. Lob und Dank füllte die Herzen gegen Gott, der Weg und Mittel gewiesen, und der Tag der Abreise konnte festgesetzt werden.

Ehe dieselbe aber angetreten wurde, kam eines Tages eine Jüdin in Gurlands Haus und sagte:

„Ich höre, Sie ziehen ganz fort nach Berlin; ich bin gekommen, um einige Möbel und Sachen von Ihnen zu kaufen.“

„Die wenigen Sachen, die ich habe, sind fast alle schon verkauft,“ erwiderte Gurland; nichtsdestoweniger sah die Frau sich überall um und ging dann, ohne etwas zu kaufen, da sie nur gesandt worden, um auszukundschaften, ob das Ehepaar allein im Hause sei.

Gleich darauf traten dann auch mehrere Juden ein und begannen in freundlicher Weise:

„Wir wissen wohl, daß Sie sich haben taufen lassen und im blinden Eifer von der Religion unserer Väter abgefallen sind, aber wir haben auch gehört, daß Sie diesen Schritt ernstlich bereuen und ihn gern rückgängig machen würden.

Wir sind gekommen, um Ihnen dazu behilflich zu sein, und bringen Ihnen 600 Rubel, damit Sie nach Konstantinopel fliehen können. Dort weiß niemand, daß Sie getauft wurden, und Sie können wieder als Jude leben wie früher.“

Mehrmals versuchte Gurland sie zu unterbrechen, und als er nun das Geld ablehnte und seinen Standpunkt erklären wollte, riefen sie:

„Sollten Sie mehr Geld nötig haben, so sind wir gern bereit, Ihnen noch mehr nachzusenden. Weigern Sie sich aber unseren wohlgemeinten Rat zu befolgen, so teilen wir Ihnen mit, daß Sie dann nicht lebend die Stadt verlassen werden.“

„Es würde auch nichts nützen,“ fiel der Zweite ein, „falls Sie dem Gerichte anzeigen wollten, daß wir gedroht, Sie umzubringen, denn uns stehen 20 000 Rubel zur Verfügung, um einen Prozeß gegen Sie zu führen, und wenn

wir durch denselben auch nur erlangen, daß Sie, als unter dem Gerichte stehend, nicht aus dem Lande gelassen würden, so sind wir auch damit zufrieden; Sie können dann wenigstens nicht anderen schaden.“ —

Trotz dieser Drohung der durch Gurlands Weigerung sehr erbitterten Juden reiste er mit seiner Frau am festgesetzten Tage ab. Pastor Faltin, der ihn gern eine Strecke Weges geleitet hätte, wurde durch Amtshandlungen daran gehindert, aber Gott schützte die Seinen, die ihm vertrauten, und geleitete sie ungefährdet nach Berlin.

In Gurlands Tagebuch findet sich eine eingehende Schilderung dieser sehr beschwerlichen Reise und der Erlebnisse auf derselben; doch müssen wir uns darauf beschränken, nur in Kürze darüber zu berichten.

In damaliger Zeit konnte man die Grenze nur zu Wagen erreichen, und nur wer die russischen Wege und Fahrgelegenheiten kennt, kann begreifen, welche Tortur diese, viele Tage in Anspruch nehmende Küttelei, zumal für einen kränklichen Mann, sein mußte, und mit wie vielen Hindernissen er zu kämpfen hatte!

Pastor Faltin, der die Reise des öfteren zurückgelegt hatte, gab Gurland mehrere Empfehlungsschreiben mit, und nur dank eines solchen an den General von F. gelang es Gurland im kleinen Städtchen N. S. an der österreichischen Grenze, Wagen und Pferde zur Weiterreise zu erhalten.

Der Fuhrmann, ein polnischer Jude, hatte sich zur zweitägigen Reise verbunden; als aber der Freitag Abend nahte, versuchte er die verschiedenartigsten Überredungskünste anzuwenden, um seine Passagiere zu veranlassen,

für den Schabbaß in einem kleinen jüdischen Nest einzufahren. Er begann ihnen von dem großen Wunder-Rabbi, der dort in Sada Gora lebte, vorzuschwärmen und rühmte, welchen Segen es bringe, denselben zu besuchen.

Als er aber erfuhr, daß sein Passagier ihn kenne, und die viel gerühmten Wunder nur Betrug seien, warf der ergrimimte Mann, kurz entschlossen, den Wagen in den Graben, und sehr befriedigt von dem Resultat dieses Experimentes, erklärte er, nun müßten sie bleiben, denn am Sabbat könne das zerbrochene Rad nicht heil gemacht werden.

So sahen sich Gurlands gezwungen, 24 Stunden in einem elenden jüdischen Neste fest zu halten. Gott hatte dies wohl vorgesehen, denn im Schwiegersohne des Gastwirthes fand Gurland eine heilsuchende Seele. Wie Nikodemus kam er in der Nacht, sich Trost und Rath, Licht und Hilfe für die innere Herzensnot holen, und als er im Morgendämmern voll Dank und mit einem Hoffnungs-schimmer ihn verließ, benutzte Gurland die übrige Zeit, um alle die Stellen und Weissagungen für ihn aufzuschreiben, die ihm helfen konnten auf dem Wege zu Jesus. —

In Berlin angelangt, fanden Gurlands freundliche Aufnahme im Konvikt der Judenmission, dessen Hausvater, Pastor Witte (später Pastor an der Golgatha-Kirche in Berlin) sich in freundlicher Weise ihrer annahm, wie auch alle die Herren des Komitees vom „Verein der Ausbreitung des Christentums unter den Juden“ stets mit großer Zuborkommenheit ihnen entgegenkamen. Zum Zweck seiner

theologischen Studien besuchte Gurland das Missionsseminar, das damals unter der Leitung des Missionsdirektors Wangemann und der Inspektoren Krazenstein und Plath stand, welche Herren ihm im Laufe der Zeit in freundschaftlich herzlicher Weise nahe traten, wovon noch vorhandene Briefe Zeugnis ablegen. — So viel irgend seine Zeit es ihm gestattete, wohnte er auch den Vorlesungen der Universität bei.

Berschliffene, tiefinnerliche Naturen, die sich schwerer anschließen, empfinden doppelt das Alleinsein in der Fremde, zumal, wenn zum Teil Schüchternheit, zum Teil große Bescheidenheit und die Furcht, sich aufzudrängen oder jemandem zur Last zu fallen, sie daran hindert, die ersten entgegenkommenden Schritte zu tun und ein Interesse für ihr eigenes Leid und Weh voranzusetzen. So war denn das erste Einleben recht schwer. War es doch auch tatsächlich eine ganz neue Welt, in der sich Gurland nun bewegte. Umgebung, Anschauungsweise, Gebräuche und Gewohnheiten wichen so meilenweit ab von den ihm bisher bekannten, und die Furcht anzustoßen, sowie das Bewußtsein, die deutsche Sprache noch nicht vollständig zu beherrschen, mußten ihm das Einleben sehr erschweren.

Allmählich jedoch trat er einigen seiner Studiengenossen im Missionsseminar näher; das gleiche Streben, dem Dienste des Herrn alle ihre Kräfte zu weihen, führte sie zusammen. Besonders innig schloß er sich an den späteren Heidenmissionar in Natal, Prozesky, der ihm aufrichtig zugetan war. Noch viele Jahre nachher war es ein be-

sonderer Festtag, wenn wieder einmal ein herzlich lieber, warmer Brief oder gar ein kleines Andenken aus dem Kaplande anlangte.

Aber eine ganz besondere Gnade erwies ihm Gott durch die innige Herzensfreundschaft mit dem Studenten der Theologie Max Besser, späteren Professor in Magdeburg und dann Pastor zu Salbke. In ihm fand er seinen tiefschmerzlich vermißten Freund Samuel wieder; ihm konnte er die tiefsten Tiefen seines Herzens erschließen, bei ihm fand er so volles Verständnis, so warme Gegenliebe, so viel Ermutigung und anregende Geistesbildung, wie sie seinem wunden Gemüt unendlich wohlthun und segensreich werden mußten. —

Fräulein Emma Faltin, die Schwester des Pastors, die auch als Pate bei Gurlands Taufe gestanden, hatte bei ihrem Bruder, dem Ratsherrn Faltin in Riga, einen jungen Chemiker aus Berlin, Georg Wunder, kennen gelernt, und in ihrer großen Liebenswürdigkeit hatte sie Gurland ein Empfehlungsschreiben an diesen Herrn, dessen Mutter und Schwestern mitgegeben. Fast ein halbes Jahr lang zögerte Gurland, davon Gebrauch zu machen; durch Fräulein Faltin brieflich gemahnt, und speziell um seiner einsamen Frau Umgang zu verschaffen, ging er endlich in das Wunder'sche Haus, das ihm in der Folge zu einer wahren Segensstätte wurde. Mit großer Herzlichkeit aufgenommen, erschloß sich ihm hier eine reiche Geisteswelt, ein schönes Familienleben, aufrichtige Humanität und Vielseitigkeit, die für die weitere Entwicklung seines Charakters von großer Bedeutung wurden. —

Der Verwandtenkreis der Wunder'schen Familie, Geh. Sanitätsrat Eckhardt, Habels, Frau Schulrätin Schulz, Frau Marie Müller, Generalsuperintendent Besser und viele andere liebe Menschen kamen ihm mit großer Freundlichkeit und natürlicher Herzenswärme entgegen, so daß er sich unter ihnen wohlfühlen mußte und zeitlebens mit Liebe und Verehrung an ihnen hing. Hier war es auch, wo er den Bruder des späteren Generalsuperintendenten Besser kennen lernte, und von dieser frischen, poetischen Natur, die die besondere Gabe besaß, Herzen zu gewinnen, sich gleich angezogen fühlte. Leider mußte Max Besser schon im folgenden Jahre, 1866, Berlin verlassen, um seine Studien in Halle fortzusetzen, wo er zugleich Amanuensis (Schriftgehilfe) des berühmten greisen Professors Tholuk wurde. Auch Gurland lernte bei Besuchen, die er dem Freunde in Halle machte, den höchst originellen, humorvollen und doch so tiefen, geistreichen alten Herrn kennen, und erzählte im späteren Leben oft von den unvergeßlichen Spaziergängen mit ihm. —

Dieser Trennung der Freunde verdanken wir, einen großen Reichtum gehaltvoller Briefe, die uns Einblick gestatten in das Seelenleben und die innere Entwicklung Gurlands, während der drei Jahre, die er in Berlin seinen Studien widmete, und über die wir sonst nur sehr spärlich unterrichtet waren.

Gurlands Gesundheit war von klein auf eine sehr zarte gewesen, und es hatte bisher niemals Ernstliches gegen sein chronisches Magenleiden, das so eng mit nervöser Depression verbunden war, geschehen können; allmählich

aber gaben auch die Lungen Veranlassung zu ernster Besorgnis; nachdem einige Male sogar Blutspen sich eingestellt, beschloffen die Herren vom Vorstande der Judenmissionsgesellschaft, in freundlicher Weise ihn für die vier Wochen Sommerferien in ein christliches Hospiz nach Lebbin, einem Kurorte am Ostseestrande, zu senden, was ihm auch entschieden wohlgetan hat, trotzdem er die Zeit nicht nur der Erholung widmete, sondern, Pastor Faltins Wünsche nachgebend, sie benutzte, um sein hebräisches Tagebuch aus der Jugendzeit, sowie seine Briefe an Samuel (die er nach dessen Tode zurückerhalten hatte) zu übersetzen. Pastor Faltin, sein Freund Max Besser und einige andere, die von dem tiefen Ernst und erschütternden Seelenkampf, dem Suchen nach Wahrheit und Gotteserkenntnis in diesen Schriften ergriffen waren, drangen auf Veröffentlichung derselben.

Gurland legte von seinem Standpunkte aus ihnen natürlicherweise keine Bedeutung bei, und sein Widerstreben, sowie Zeitmangel hinderten das Erscheinen derselben, bis sie nun in diesem Buche, in etwas verkürzter Form, veröffentlicht worden sind. Dieses „Tagebuch“ wird öfters in der Korrespondenz Erwähnung getan.



Freundschaft.

„Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens
wer Gott fürchtet, der kriegt solchen
Freund.“ Sirach 6, 16.

Lebbin, 27. Juli 1865.

. . . . Eben komme ich aus Misdroy, das ich mit
frl. Wunder besucht. Es will Abend werden, der Nord-
wind hat sich gelegt, das Meer atmet ruhig nach der
großen Hefigkeit des Tages, die kleinen Wellen spiegeln
die wechselnden Farben des Abendgewölkes wider, tief
neigt sich die Sonne, und ihre Strahlen küssen noch einmal
die ruhenden Berge und Wälder; sanft und lieblich läutet
die kleine Glocke aus dem Gebetshause und ladet zu An-
dacht und Ruhe.

Selbst eine an Naturschönheiten arme Gegend ge-
winnt im Glanze des Sonnen-Unterganges einen eigen-
tümlichen Zauber, — wie unbedeutende Gesichtszüge eines
Menschenantlitzes, wenn der Geist Gottes aus ihm
leuchtet. —

Bald, bald ist die Festzeit zu Ende, und man sitzt
wieder im dumpfen Stübchen, atmet Berliner Luft, schwitzt
über lateinischen Vokabeln und zerbricht sich den Kopf mit
dogmatischen Fragen.

Krankheit und Arbeit ließen mir hier nur wenige
Tage der Ruhe, aber diese wenigen waren schön, liebens-
und lebenswert!

See, Berge, Wälder und Täler und die Lebbiner
Sonne grüßen Sie herzlich, auch die Lebbiner Mücken

bestellen, trotzdem sie sonst sehr unhöflich sind, ihren Gruß!
Eben kommt sogar die Ziege an mein Fenster und sieht mich so traulich an, — gewiß aus Sympathie für meinen Bart, — man möchte glauben, auch sie bestelle einen Gruß.

Auf Wiedersehen!

Ihr R. Gurland.



Ziegelrode, d. 21. Septbr. 1865.

Mein lieber Freund!

Wenn ich wüßte, daß Du die Zahl der Briefe zum Thermometer für den Wärmegrad meiner Zuneigung machtest, so würdest Du sicherlich schon mehr Briefe von mir erhalten haben.

Es ist wahrlich eine schöne und wunderbare Fügung, die uns zusammengeführt hat, und es sind edle Fesseln, die uns verknüpfen und hoffentlich immer fester verknüpfen werden.

Je unabweislicher sich das Gefühl aufzwingt, daß der Mensch nicht bestimmt ist, einsam und von anderen getrennt zu wirken, je inniger er sich als Glied eines großartigen Organismus fühlt, um so glühender wird in ihm die Sehnsucht, aus sich herauszugehen und sich seiner Bestimmung gemäß mit einem anderen Glied der großen Menschheitskette innig zu verbinden; denn dann erst vermag er sich als Mensch zu fühlen, mit der Menschheit in eins verbunden. —

Wenn ich auf meinen Fußreisen an einen Ort kam, der durch seine Schönheit oder Erhabenheit sich tiefer der

empfindenden Seele eindrückte, so habe ich gern ein Zeichen meiner Anwesenheit zurückgelassen, vielleicht dadurch, daß ich meinen Namen in eine Baumrinde schnitt, gleich als bliebe ich dadurch in innigerem Zusammenhang mit dem Bläze! Um wieviel größer und schöner ist der Gedanke, daß man seinen Namen nicht in eine tote Baumrinde, sondern im Herzen eines lieben Menschen eingegraben weiß.

Wie sehr wünsche ich, daß wir einmal eine Zeit ungestört zusammenleben könnten, da uns dieses in Berlin so wenig möglich ist; wir müssen uns selbst erst recht kennen lernen, denn wenn mir auch Dein Tagebuch einen tiefen Blick in Dein Herz erlaubt hat, — einen erquickenden und aufrichtenden Blick, — so weißt Du doch noch gar nicht, was ich eigentlich für ein Kerl bin und ob ich Deine Liebe verdiene

Es hat mich tief betrübt aus den Briefen von Wunders zu hören, daß Du noch immer so viel zu leiden hast. Ich komme nun mit der innigen Bitte: Sorge ernst und treu für Deine Gesundheit

Die Fügungen Deines Lebens sind wunderbar gewesen, und ich lebe der Überzeugung, daß Du noch zu Größerem auf Erden berufen bist; daher erfülle meine Bitte, die erste, die ich an Dich richte; denn, daß Du mich lieb hast, setze ich voraus.

Dein Max Besser.

Berlin, d. 14. März 1866.

Sei mir tausendmal begrüßt, mein lieber guter Max!
Hast Du Dich in Deiner neuen Heimat einigermaßen
konzentriert? Wie sieht es dort auf dem Boden der
Wissenschaft aus?

Von Berlin kann ich Dir nichts Neues mitteilen, da
ich seit Deiner Abreise, außer von meiner Wohnung nach
dem Missionshause und zurück, nicht ausgegangen bin,
und wirklich Tag und Nacht arbeite. Übrigens bin ich
mit dem vielen Arbeiten jetzt ganz einverstanden, sonst
wäre mir die Trennung von Dir noch unerträglicher!
Deine Abwesenheit ist mir viel schwerer geworden, als ich
dachte. Ich muß meine Schwachheit gestehen, ich war
ganz mißgestimmt und ging so verzagt die ersten acht
Tage umher, daß meine liebe Frau mir mit Recht darüber
Vorwürfe machte. — Es ist nicht recht, aber Du weißt,
wie sehr ich von Natur zu Extremen neige.

Doch fort von mir; wir sind wohl genötigt, von uns
weg auf die gärende, dampfende Welt zu sehen; welch'
eine Welt! Mir ist es nicht leicht, mit der Zeit und dem
Gang, den sie jetzt nimmt, fertig zu werden. Welch'
armer Tor bin ich doch! So vieles regt sich, entwickelt
und verwickelt sich in meinem unruhigen Geiste, die Ge-
danken eilen, wer weiß, wohin? Aber, Gottlob, ich habe
einen festen Grund für meinen Glauben, und darum habe
ich auch eine feste Hoffnung auf des Herrn Hilfe.

Lebe wohl, mein herzgeliebter Freund, und schreibe
bald Deinem

R. Gurland.



Halle, d. 20. März 1866.

Mein lieber Freund.

Du willst von meiner eigenen geringfügigen Person hören; sieh, ich möchte mich einer Biene vergleichen; in Berlin war für die Biene viel Gelegenheit, Nahrung zu suchen; mit behaglichem Summen flog sie von Blume zu Blume, den süßen Honig einsaugend; — aber — ich vergaß Wachs zu sammeln; formlos und schrankenlos fließt der Honig ohne festes Behältnis umher, und ich muß fürchten, ihn zu verlieren, wenn mir nicht der Bienenvater zu Hilfe kommt und Wachszellen in meinen Korb setzt. — Da kommt nun der Bienenvater Tholuck und fängt an, gleich einem geschickten Töpfer, zu formen; er zeigt, wie ich die Zellen bauen soll, damit das wüste Chaos Ordnung und Gestalt erhalte. Ich hoffe, daß Tholuck mir eine zentripetale Kraft werden wird, damit ich nicht haltlos nach allen Seiten auseinanderflattere. Tholuck ist eine tiefe, religiöse, sittliche Persönlichkeit und übt auf die Menschen einen energischen Einfluß aus; in diese Form möchte ich mein schwankendes Innere pressen

Vormittags bin ich zwei Stunden beim alten prächtigen Tholuck, wo die sehr ausgebreitete Korrespondenz und das Diktieren wissenschaftlicher Arbeiten die Zeit angestrengt ausfüllt. Es ist von hohem Interesse, so nahe beobachten zu können, wie sich bei ihm Gedanken und Arbeiten mit außerordentlicher Spannkraft des Geistes entwickeln, aber seinen dogmatischen Standpunkt werde ich wohl nicht einnehmen.

Bleibe gut Deinem

Max.

Berlin, d. 22. März 1866.

Mein innigstgeliebter Freund!

Dein Brief wirkte belebend auf meine trübe Gemütsstimmung, die durch viel störende Einwirkungen fast erstarrt war. Es sind Lappalien, mit deren Detaillierung ich Dich nicht ermüden will, aber Mückenschwärme können selbst einen Löwen ermatten, — Dein frischer Brief vertrieb den bösen Schwarm.

Du fragst, wie ich lebe? Einsam und harmlos. Mit wem ich verkehre? Tatsächlich mit keinem. Mein Dasein erscheint mir oft wie ein verwickelter Käse. Mein Trost ist nur, daß es einen gütigen Gott gibt! — Ich war leidend, durfte nicht arbeiten; „auch nicht denken“, meinte der sorgsame Arzt (ob er das kann?). Nun gilt es die versäumten Studien einholen, und die Brieffschulden häufen sich, wenn nicht so hoch wie der Kreuzberg, doch wie der Turm der Spittelkirche! — kurz ich bin ein geplagter Mann.

Die ernste Mobilmachung macht mir Deinetwegen Sorge. Der politische Himmel wird gewitterschwer.

Gott erhalte Dich mir, teurer Freund, und verleihe Dir seines Geistes Beistand in allen Wegen.

Dein R. Gurland.

—*—

April 1866.

Mein herzlicher Freund!

Es tut mir so innig leid, daß Du niemand hast, dem Du auch die innersten Falten Deines gequälten Herzens in persönlichem Verkehr offen darlegen kannst. Du neigst dazu, Schmerz und Kummer in Dir zu tragen, und sie

zernagen Dich insgeheim! Eine Natur, wie die Deinige, bedarf des Ausschüttens, des Ablagerens in einen gleichgesinnten Geist, wo das Echo der Klagen ein Wort der Liebe ist. — Du armer, lieber Freund! Soll Dir denn nach Jahren bitteren Kampfes und innerer Zerrwühlung nicht ein freundliches, heilendes Dasein erblühen? O, könnte ich doch dazu helfen! Hier fühle ich schmerzlich die Schwachheit und Ohnmacht des Menschen

Wenn der Verkehr mit Wunders ein näherer wird, wirst Du Dir dort Seelenbalsam und Erquickung holen

Was beschäftigt Dich jetzt am meisten bei Deinen Studien? Hast Du Zeit gewonnen, die letzte Hand an Dein Tagebuch zu legen, damit die Herausgabe nicht zu lange verzögert wird?

Die Kollegien beginnen, die Arbeit häuft sich; um so mehr freue ich mich auf einen baldigen Brief von Dir. Er wird mir wie ein erquickender Taupfropfen sein. — — Geh' recht viel spazieren und gedenke dann Deines Max, der so gerne mitwanderte.



Halle, den 13. Juni 1866.

Herzlich geliebter Freund!

Es hat von jeher einen Reiz für mich gehabt, die unzählbare Zahl der Entschuldigungen wegen Briefversäumnis durch eine noch triftigere zu vermehren. Aber diese Entschuldigungen sind meist nur Schönheitspflästerchen für die Bummellei des Schreibers, und dem Freunde soll man auch seine Flecken und Makel nicht durch Pflästerchen

verbergen wollen. Das Gedenken Deiner vertreibt mir oft die Grillen, denn, wenn ich auch wählerisch in meinen Freunden bin, wie die Spazzen in den Weinbeeren, so schlägt Dir mein Herz treu im wallenden Busen, und ich sehne mich sonderlich nach Dir, denn Du bist mir lieb. Ein treues Freundesherz gleicht dem Stein der Weisen

O Freund, ich habe Augenblicke, wo es mir aufgeht, gleich dem Blitzstrahl, der die düstere Nacht erhellt, daß die Philosophie mich zwar deutlicher empfinden läßt, wie hungrig und durstig ich bin, aber keine Speise und Trank bietet. Das Menschenherz ist zu groß, um sich in die Schulgerippe einer verhungerten Logik einzuleben. Hätte es dem Tantalus geholfen, wenn ein dickbeledeter Professor der Philosophasterei ihm den Begriff des Hungers und Durstes definiert hätte, oder deutlich gemacht hätte, was das Obst an sich sei! — Ich wenigstens hätte ihm möglichst kräftig hinter die Ohren geschlagen, dem aber hätte ich die Hand geküßt, der mir ein saftiges Birnlein geboten. Und wenn er nun gar, wie Du, mein lieber Freund, es so oft bei mir getan hast, ihm die ganzen Taschen voll Äpfel gepropft hätte, nun so würde er ihm um den Hals gefallen sein und ihn geküßt haben vor Freude und Dankbarkeit! — Sage mir: sind wir nicht im selben Fall wie Tantalus? — Wir hungern nach dem Brot des Lebens und dürsten nach frischem Wasser, unsere Seele zu erquickern, müßte man sich nicht für gefoppt halten, wenn die Philosophie sich rühmt: sie vermöge diesen Hunger zu stillen, diesen Durst zu löschen, und dann — bietet sie: Steine statt Brot und Wind statt Wasser. —

O, diese Augenblicke, in denen ich das lebhaft fühle, sind voll heiliger Begeisterung: da fühle ich: wie nichtig sind die Gedanken der Menschen, und ihre Ratschläge schnellen in die Luft, als zu leicht befunden; da geht mir auf die Seelenkraft, daß Gott der Fels ist, den ich suchen muß. Nach ihm dürstet meine Seele, nach ihm lechzt mein Leib! Denn er läßt strömen Bäche des Lebens, und die Fülle des Geistes strahlet aus ihm! —

Ich finde, daß die unglücksschwangeren Gedanken, die jetzt gewaltigen Schrittes durch die Welt wandeln, duftend nach Moder und klappernd gleich Totengebeinen, den Menschen auf sich selbst stellen: jeder einzelne muß mit sich Abrechnung halten, was er hat und was nicht; solche Zeiten haben das Gute, daß sie jedem Schein von Heuchelei spinnefeind sind. Viel Krankhaftes und Ungesundes wuchert in den jetzigen Weltzuständen, und wenn das Unkraut nicht den Weizen ersticken soll, muß es geschnitten und ins Feuer geworfen werden. Freilich werden die scharfen Sicheln von Menschenhänden geschwungen, und es ist darum nicht zu vermeiden, daß auch Weizen mit abgeschnitten wird, auch Unschuldige leiden müssen; aber das ist besser, als wenn der ganze Leib verdürbe. Und darum sehe ich jetzt dem mörderischen, wilden Kriege ruhigen Auges entgegen. Ich fühle mich ruhig in Gottes Hand, der mich werfen wird, wie der Knabe seinen Spielball, — aber Gott weiß, wohin er den Ball zu werfen hat; er ist kein mutwilliger Jongleur. — Der Krieg wird auf allen Gebieten des menschlichen Lebens ungeheure Veränderungen hervorbringen, und seine Geißel wird züchtigend

und bessernd treffen und neue Daseinsformen schaffen! Er wird die ganze Atmosphäre reinigen, und vielleicht blühen Pflanzen auf, denen bis jetzt nur die Bedingungen zum Wachsen und Gedeihen fehlten. Auch Wissenschaft und Poesie wird neu erblühen, und ein solideres Gebäude wird erstehen, als es unsere jetzigen philosophischen Systeme und unverdaulichen Dogmatiker zeigen

Dies sind Gedanken eines armen deutschen Studentens, dem Du es schon einmal vergönnen magst, wenn er den Mund ein bißchen voll nimmt und auch seine Ansicht über den Krieg äußert. —

Doch meine Zeit ist um. Mir geht es gut. Es ist leicht möglich, daß ich nächste Zeit in die rote Jacke gesteckt werde. Gott lenkt!

Dein Max Besser.



Berlin, Sonnabend, d. 16. Juni 1866.

Mein teurer Max!

Dein lieber Brief hat mich in Freude und Schrecken zugleich versetzt. Deine ruhigen, ergebenen Worte, daß Du vielleicht in die rote Jacke gesteckt werden könntest, haben mich wie ein Donnerschlag erschüttert, und dieser bittere Tropfen hat mir den ganzen Inhalt Deines Briefes in einen Taumelfelch verwandelt. O, daß ich Dich wenigstens vorher sehen könnte! Der Gedanke, Dich, meinen einzigen Herzensfreund, zu verlieren, — dieser Gedanke — ach! — die halbvernarbten Wunden um meinen geliebten seligen Samuel bluten bei diesem Gedanken so sehr, daß ich mich kaum beruhigen kann. Aber Gott ist gütig, — Er lenkt und regiert, — sein Wille geschehe! —

Mein teurer Max, Mut! — Wir wollen nicht verzagen, nicht den Kopf hängen lassen; wir sehen uns wieder, ich glaube es fest! Ja, lieber Bruder, uns ist bange, aber wir verzagen nicht

Später.

Hier ist ein Mann, den ich fast beneiden möchte, daß er in gegenwärtiger Zeit lachen kann! Niemand wird leugnen, daß dieses eine Kunst ist, in so verdammt ernsthafter Zeit, wo man nicht einmal sicher ist, daß einem nicht das Zwerchfell requiriert wird, um es in ein Trommelfell zu verwandeln! Aber ebenso wahr ist's auch, daß es gar nicht mehr zum Aushalten auf diesem Planeten wäre, wenn man nicht harmlos lachen dürfte! Mein Arzt riet mir noch leztthin, doch öfters solche Gesellschaften zu besuchen, „wo recht viel gelacht wird.“ In der That ist keine Arznei wirksamer als die, welche uns der heitere Jokus in seiner bunten Schale reicht. Jede Anwendung der Milzsucht, jedes feindselige Gefühl zerrinnt von der Wunderkraft seines Heiltropfens, und glücklicherweise ist das Lachen noch mit keiner Steuer belegt worden.

Lachen mußte ich auch, als Du mich nach meinen Memoiren fragtest: ob sie jetzt gedruckt werden? — Ich habe sie schon lange vergessen und das freundliche Anerbieten der guten Frau Schulrätin Schulz abgelehnt; denn was sollte die Welt mit meinen paar Brocken Ideen, die noch dazu in sich selbst so unklar und unreif sind? Wohl treibt der Baum im Frühling eine verschwenderische Fülle von Blüten, aber tausende fallen ab, tausende verwehen und tausende vertrocknen in der Hitze. Nur wenige setzen Früchte an, und nur wenige Früchte reifen und enthalten gesunde Keime einer neuen Fruchtbarkeit. Keine Frucht aber reift langsamer, als die Frucht unseres Geistes.

Wie ganz besonders erfreulich waren mir Deine Äußerungen in dieser Beziehung. Dein Geist entwickelt sich und reißt ganz meinen Erwartungen und Hoffnungen entsprechend. Dank dem lieben, guten Tholuck! Wie sind doch Deine Worte ganz wie aus meiner Seele gesprochen. Der treue Gott bewahre Dich unter dem Schutz seiner Gnade. Das wünscht

Dein R. Gurland.



Halle, d. 11. Juli 1866.

Mein lieber Freund!

Es ist Sonntag nachmittag. Gewöhnlich fragt mich der gute alte Tholuck: „Wem werden Sie sich heute ans Herz legen?“ Es ist wahr, man fühlt am Sonntag nachmittag einen besonderen Drang sich an eine verwandte Seele zu schmiegen, so sei mir denn von Herzen begrüßt. Gleich den Strahlen des goldenen Himmelslichtes, die unermessliche Fernen durchdringen, möchte ich an Deinem heutigen Geburtstage die Gedanken meiner Liebe zu Dir senden. Oder sollten des alldurchdringenden Geistes Schranken enger gezogen sein, als die der Sternentwelt? Sollten die Lichtwellen lebloser Gestirne freier und kühner walten, als die Kraft des Geistes im Menschen? Aber in ihm wohnt doch der Glaube, der Berge versetzen kann, die Liebe, die alles überwindet, und diesen schwellenden Gewalten traue ich zu, daß sie auch durch den bitteren Gall-äpfelextrakt auf die Freundesseele wirken.

Die reine hohe Gottespflanze der Liebe bringe ich Dir, teurer Freund, und ihr entsprossen Heilswünsche. Wenn

das Göttliche ungezwängt durch die Sklavenkette des Egoismus aus dem Menschen hervorbricht, sehen wir da nicht Gottes Antlitz? hören wir da nicht Gottes Stimme? denn in unsrer Brust horsten Adler göttlicher Begeisterung, deren Schwingen ihn erheben über die Alltäglichkeit und Finsternis der Lebensorgen, selbst über die Fieberschauer des Todes!

Diese göttliche Ahnung flüstert mir zu, daß Dein Pfad, oft umschattet von drückender Wolkenlast, mündet im Glanz ewiger Freude!

Dein Brief übers Lachen entlockte mir Lachen — obgleich mir nicht lächerlich zu Mut ist, ich fühle, daß meine Bestimmung wäre, die Waffen zu schwingen für die Entwicklung Deutschlands, deren Schutz ich in Preußens Sieg sehe; der Katholizismus Österreichs hat schmachvoll genug das frohe Wachstum des deutschen Geistes gehemmt, Metternichs System müssen durch einen Sieg Preußens die vertrockneten Wurzeln abgeschnitten werden.

Eben habe ich am Himmel das Schauspiel erlebt, daß ein Sturm nötig war, um die düsteren Wolken zu verjagen, nun brechen in ungehemmtem Strahlenglanze die Lichtgarben der Sonne auf die harrende Erde herab! Dieser Sturm ist der Krieg. Hast Du gehört, wie an dem Bußtage, den unser König anordnete, die Kirchen allerorten zum Zersprengen voll gewesen sind? An Orten, wo die Bänke sonst leer standen? Das war nicht allein die Angst vor der Kriegsfurie, die die Menschen zu ihrem Gott trieb; das war das Frühlingsswehen eines neuen Geistes, der die Eisschollen des politischen und religiösen

Pharisäertums abstreift, um in jugendlicher Gestalt Auferstehung zu feiern. Was die Freiheitskriege nicht erreicht, was die deutsche allgemeine Burschenschaft, deren Erbe zu sein auch ich mich rühme, was hohe, edle, aber verkannte Geister seitdem vergebens erstrebt, wird dieser Krieg uns bringen. Bismarck wird, getrieben durch höhere Kräfte, Gottes Willen vollziehen. Wie gern weihte ich meine geringen Kräfte, an diesem Stück Weltgeschichte mitzukämpfen! Gott hat es anders gewollt! — Eine Petition an den König um Einberufung der Studenten und Bildung eines besonderen Corps von Freiwilligen, scheiterte an der Philiströsität eines Teiles der hier einberufenen allgemeinen Studentenversammlung. Da heißt es, sich in Ruhe fügen, aber es wird mir schwer.

Es ist spät. Gott mit Dir und dem preußischen Vaterland.

Dein Max Besser.



Berlin, d. 19. Septbr. 1866 11 Uhr nachts.

Mein lieber, lieber Freund!

Die Nacht, die alles schweigen macht, bis auf die Liebe und den Gram, dämpft das unerquickliche Geräusch der Berliner Straßen, und selbst die lebenslustigen Gäste verschiedenster Art, die von nah und fern zu dem großartigen Truppen-Einzug gekommen und überall, wie die Bienen, herumschwärmen, begeben sich allmählich zur Ruhe. Ich sitze an meinem Pult, in Zigarrennebel gehüllt, und grübele; der silberne Mond scheint ins Zimmer, und der prächtige gestirnte Himmel redet auch ohne Worte

so sanft und lieblich zu mir. Es drängt mich in diesem traulichen Augenblick, mit Dir zu reden, mein teurer Max! Dein Name hat für mich einen besonderen Reiz, und als ich neulich von einem hiesigen Bekannten um Rat gefragt wurde, wie er seinen neugeborenen Sohn nennen sollte, schlug ich gleich den Namen „Max“ vor, den der glückliche Bengel auch bekam. Und wenn ich 12 Söhne, wie der alte Jakob, hätte, sie hießen doch alle: Max, Märchen, Maximilian, Maximus usw.

Habe Dank für Deine lieben Zeilen, die mir ein Labfal waren in der geistigen Dürre, in der ich mich jetzt befinde. Ich empfind es immer schmerzlich, wenn der Briefträger, den ich sonst so gern habe (denn das ist der beste Mensch in Berlin, da er einem so oft Freude macht!), meine Hoffnungen täuschte. Ich habe eine krankhafte Sehnsucht nach Briefen, besonders von Dir, und komme selbst doch nicht zum Schreiben. Ich bin wirklich wie ein geplagtes Tier, das nicht Zeit zum Atmen hat. — Vorigen Sonntag habe ich predigen müssen, und von nun an alle vierzehn Tage, und Du kannst Dir denken, was das mir für Schwierigkeiten macht. Wenn Du aber wüßtest, wie oft ich Dein gedenke, und was Deine Briefe mir sind, und wie sehr sie zur Entwicklung meines Geistes beitragen, ich glaube, Du gönntest sie mir öfters. Welch' gesunder frischer Geist atmet aus Deinen Briefen! Du glaubst nicht, wie unbedeutend ich mich gegen Dich fühle. Bin ich auch an Jahren älter, als Du, und habe schon so manches erlebt, so bin ich doch in mir noch gar nicht recht fertig. Vielem, was in mir schlummert, vermag ich nicht Worte zu geben, und wenn ich dann ab und zu etwas Rechtes lese, dann wird es hell in mir; dann sage ich mir: „Das! das ist es, was Du geträumt, gedacht, empfunden, ohne ihm Ausdruck geben zu können.“ Und wo empfände ich das mehr, als in Deinen Briefen. —

Wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, daß der Truppen-Einzug Dich nach Berlin bringen würde; doch gönne ich Dir statt des Berliner Getümmels Dein Ruheplätzchen. — —

Halt! mir wird so schlecht — — ich muß aufhören

Den 21. Septbr. 1866.

Vorgestern beim Brieffschreiben überfiel mich eine Ohnmacht; man brachte mich zu Bett, ein Arzt wurde geholt, er erklärte es für Cholera und setzte alle Mittel in Tätigkeit. Zwölf Stunden rang ich mit dem Tode — (was ich dabei empfunden, gedacht, gefühlt und gewünscht, das kann ich Dir jetzt nicht sagen). Gestern um Mittagszeit fing ich endlich an zu transpirieren, und um drei Uhr erklärte der Arzt mich für gerettet, die Gefahr vorüber! — So feierte ich den Berliner Truppen-Einzug! — Ich bin noch sehr schwach, aber darf etwas aufstehen, um diesen Brief zu beenden.

Du bittest um mein Tagebuch. Guter Max, was willst Du damit? Das menschliche Leben gleicht wohl einem Tagebuche, man sollte aber Gutes darin verzeichnen; und was findest Du in meinem armseligen Leben außer traurigen Lebenserfahrungen, die allgemein sind?

Ein Streben und Jagen nach Wahrheit und Klarheit, das aber nur die negative Seite derselben einigermaßen entdeckt, die Wahrheit aber, die unserem inneren Menschen volles Genüge gibt, noch lange nicht!

Bei unserer Geburt treten wir auf den Kampfplatz und verlassen ihn bei unserem Tode. Was hilft es, daß man es gut und ehrlich meint, wenn die Leute davon nichts wissen wollen? Ja, die meisten verstehen uns gar nicht! — O, wie oft sucht unser Auge schmachtend und

flehend ringsum nach einem wahren, mitfühlenden Herzen und findet die Herzen überall zugeschlossen! —

Und solange dieser innere und äußere Kampf nicht zu Ende ist, finde ich es ungeschickt, die Kampfesgeschichte veröffentlichen zu wollen

Wie danke ich meinem Gott für Deine mir unschätzbare Freundschaft! Wie ist mir doch das Bewußtsein, daß ein Herz für mich schlägt, daß Du mich einigermaßen verstehst, so woltuend! Ja, mein Max: „Ohne Brüder,“ heißt es, „kann man leben, aber nicht ohne Freunde.“ Das fühle ich ganz! —

Ich muß schließen, die Feder wankt in meiner Hand, und meine Frau wird schon ganz ungeduldig.

Lebe wohl und schreibe bald Deinem

R. Gurland.



Oktober 1866.

Mein lieber Freund!

Ich kann Dich mir kaum anders denken als von heiterer Ruhe beseelt, nachdem Gott Dich dem drohenden Rachen des Todes entrissen hat; wie danke ich ihm dafür von ganzem Herzen. Du blickst auf ein bewegtes Leben zurück, wie wenige, und, wie wenige, hast Du Dich durchgerungen, das ist mir ein deutliches Zeugnis, daß Gott noch Großes mit Dir vor hat. O, daß Du Dir aus allen den Kämpfen und Leiden die friedliche Himmelsbläue des inneren Menschen erringen könntest, vor der Gram und Trübsinn weichen, wie die Nacht vor der Sonne! Lebensmut und Lebenslust möchte ich Dir einhauchen, daß Du unter den Schlägen und Nadelstichen des Lebens dahinwandelst, wie zur Frühlingszeit im Blütenregen.

Dem Menschen, der in die Tiefe dringen will, sind Rutenstreiche nicht erspart, wie Dir beim Eindringen in das tiefe Dunkel des Waldes das Gesicht von zurückschwippenden Büschen gepeitscht wird.

Aber die göttlichen Hammerschläge zertrümmern nur endliche, vergängliche Stützen, damit wir uns auf uns selbst besinnen, damit wir die unvergängliche Stütze, die in unserem Herzen gegründet ist, beachten lernen. — Um die Einheit dieses hohen Zieles soll der Mensch sich drehen, wie die Tür um die Angel; all' sein Tun und Denken erlangt dann Klarheit, und Freud' und Leid sind ihm Sprossen auf der Himmelsleiter.

Die Herrlichkeit und der leuchtende Glanz, die dieses Endziel in das Dunkel der Erde leuchten lassen, hat etwas unbeschreiblich Hinreißendes für mich! — Denke Dir das Weltall als gewaltige Laute und uns Menschen als die Saiten darauf, die selbst die ihnen entlockten Klänge tief mitempfinden. Der große Gott im Himmel ist der Spielmann, aber ach! ich fühle Mißtöne mir entströmen, wenn seine Finger mich rühren, Mißtöne, die die Harmonie des Weltalls stören und trüben.

Welch großer Gedanke, mein Wollen daran zu setzen, um die Harmonie des Weltalls zu fördern, um eine rein und hell klingende Saite auf des Allmächtigen Laute zu werden, auf daß mit klangvoller Gewalt die Akkorde des Höchsten durch das Unermeßliche brausen.

Teurer Freund, ich weiß, wie die Schwingungen unserer Seelen in diesem Gefühle zusammenschmelzen. Aber wir sind hier noch im Halbdunkel, und daher hast Du recht

zu sagen, daß wir die Wahrheit, die unserer Seele volles Genüge gibt, hier nicht erjagen; aber das Jagen und Kämpfen nach einem solchen Ziel — welche Seligkeit! — Sollte uns das abschrecken, daß die Leute uns nicht verstehen? Wenn Du höher hinaufstrebst, als sie, — dahin, wo sie nie einkehren, — so bist Du ihnen verborgen. Die Einkehr bei Gott ist wie ein Schleier, der Dich dem kranken Auge der erdwühlenden Maulwürfe entzieht. —

Vor allen Dingen bitte ich Dich, auf die körperlichen Fingerzeige der Natur, die auch Fingerzeige Gottes sind, zu achten, der matte Körper bedarf der Ruhe. Ich denke selten ohne Bangigkeit an Dich und bitte Dich, jetzt, wo Du körperlich noch in Gefahr bist, mir bald zu schreiben. Du kannst Dich nicht inniger über meine Briefe freuen, als ich über die Deinigen.

Dein Max.



Berlin, d. 7. Dezbr. 1866.

„Na, da kommt er doch endlich, der hinkende Bote, mit seinem hebräisch-russisch-deutschen Dialekt! Ich kann mir denken, was der Brief enthält: Entschuldigungsgründe über langes Schweigen, die ich, wie der Krämer seine Waren, herzählen kann: überhäuft mit Arbeit, Launen, Kopfschmerzen, Schnupfen, und was dergleichen mehr ist. Für mich verbergen diese Schönheitspflasterchen nicht die inneren Makel! Der Mensch behandelt ja seine Freunde, wie der russische Geistliche seine Gäste, die er wochenlang fasten läßt, um ihnen dann mit schweren unverdaulichen Speisen den Magen zu füllen, und sie schnell in den Kreis

der Seligen zu bringen! Nein, der Mensch ist zu rücksichtslos!" — So ungefähr höre ich Dich, lieber Max, beim Empfang dieses Briefes murmeln, — aber — rauschendes Wasser legt sich schnell. —

Bist Du mir meines Schweigens wegen wirklich böse? In der Regel ist doch derjenige böse, der unrecht hat, aber nicht der, welcher unrecht leidet, nicht wahr? — Was nun Deine Briefe anbetrifft, — Du weißt, ich lerne viel von ihnen, aber ich möchte mich auch durch sie bessern, und dazu müssen sie schärfer und bitterer sein; Du machst sie zu süß und duftig, d. h. was meinen alten „ego“ anbelangt, den verwöhnst Du zu sehr. Du, als ein Kind des Lichtes, suchst nur die Lichtseiten meines Wesens herauszufinden, die aber in der That bei genauerer Prüfung aschgrau sind, während Du dabei meine dunklen, kohlschwarzen Seiten übersiehst, und doch tut ihnen ein strenger Zuchtmeister sehr not.

Zwischen wahren Freunden, welche nach einem Ziele streben, muß der persönliche und briefliche Verkehr mehr zum Zweck haben, als einen Gedankenaustausch von vorübergehenden Gefühlen und Empfindungen, — auch sie haben ihr Recht und ihren Wert, und bieten eine Geisteserfrischung, — aber das ist nicht alles; gibt es nicht einen höheren und wichtigeren Gegenstand, der uns allen nötiger ist, als Luft und Licht? Was für einen Wert hat die „Welt“ gegen das Eine, das unserer Seele nothut? Warum sollten wir uns nicht gemeinschaftlich beraten, was zu unserem wahren Frieden dient, während wir das doch in irdischen Verhältnissen tun? —

Dieser Gedanke beschäftigte mich schon, seit ich Dich kenne, und seit die beseligende Hoffnung in mir auftauchte, in Dir einen Ersatz meines unvergeßlichen Freundes Samuel finden zu dürfen. Wie oft wollte ich beim Schreiben an Dich mein Herz öffnen und Dir die Kämpfe

meiner Seele darlegen, damit Du von Zeit zu Zeit heilsame (wenn auch bittere) Tropfen ins franke Herz träufeln könntest. Der Wille war bereit, aber das Fleisch schwach.

O, wann wird der Streit zwischen Kopf und Herz ein Ende nehmen? das alltägliche Leben zerstreut, und der Tag ist so von Arbeiten in Anspruch genommen, daß man wirklich, wie eine Maschine von dem Drucke des Dampfes getrieben, die Zeit in Arbeiten und Laufen verträumt. Dazu kommt die kindliche Scheu und die sogenannte Rücksicht auf den Freund, die reine nackte Wahrheit darzustellen; aber das ist sehr bedenklich. — Und, wer weiß, ob wir nicht einst darüber Rechenschaft ablegen müssen, daß wir solche, uns von Gott geschenkte Gelegenheiten unbenutzt ließen? —

Ich kann nicht umhin, zu bedauern, daß der gute alte Brauch, einen Hofnarren zu halten, untergegangen ist. Neben so manchem reichlich besoldeten, langweiligen Rat, der zu Zeiten, wo guter Rat teuer ist, nur Unrat zu Märkte bringt, wäre ein kurzweiliger Rat, der heilsame Wahrheiten in kurzen Worten und im Gewande des Jokus zu Tage förderte, eine rechte Wohltat. — Da unsere Mittel uns solchen besoldeten Narren nicht gestatten, so wäre es wohl die größte Weisheit, wenn wir uns selber diesen Dienst gegenseitig leisteten.

Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du in Deinem letzten Briefe auf den inneren Zustand unserer Seelen näher eingehst; jeder Ton, den Du berührst, weckt hundert andere Töne in meiner Brust

Du sagst, Du möchtest mir Lebensmut und Lebenslust einhauchen, ja, mein Teurer, das hast Du auch mit Deinem Schreiben getan.

Der Gedanke, den Du berührst: das Weltall als gewaltige Laute und wir Menschen als die Saiten darauf, die jeden Ton mitempfinden, und der große Gott als

Spielmann dieser Laute, — ist großartig. Ähnliche Gedanken knüpfen an die Deinen an.

Es kommt immer darauf heraus, daß die Bestimmung des Menschen nicht bloß die ist, sich selbst zu erhalten und zu entwickeln, sondern vielmehr die Harmonie des Ganzen zu vervollständigen. Von diesem Gesichtspunkte aus können wir es einigermaßen begreifen, warum Gott sein Bestes daran gab, um diese edle Harmonie wiederherzustellen und Himmel und Erde durch einen Menschen (der schon in sich das Göttliche und Menschliche vereinigte) durch **Jesus** zu vereinen!

Der messianische Gedanke der Heiligen Schrift ist so unendlich tief und doch so begreiflich und klar, daß auch das menschliche Gefühl ihn ahnt; das kindlichgroße Geheimnis des Evangeliums ist dem Herzen angemessen, wenn auch die Vernunft dagegen strebt.

Doch, wohin gerate ich? Scheint's doch beinahe, als wollte ich Dir etwas Neues mitteilen — ich Dir? O, mein teurer Freund, daß Du bessere und gründlichere Bildung besitzt als ich, ist mir klar, und daß Du bessere und gelehrtere Freunde hast, mit denen Du Dich über diesen Gegenstand unterhalten kannst, ist gewiß; Du bist der einzige unter meinen Freunden, vor dem ich meine Herzensempfindungen ganz frei und offen, ungeschminkt und ungeordnet darlegen kann, ohne zu fürchten, mißverstanden zu werden. Du weißt wohl, daß ich eine Reihe von Jahren zwischen Himmel und Erde schwebte und der Verzweiflung nahe war, da ich keinen festen Boden für Geist und Herz fand. Als endlich der liebe Gott sich meiner erbarmte und mich das himmlische Licht des Evangeliums finden ließ, da stand ich nicht mehr auf schwankenden Wogen, ich gewann Land, die Zweifel wichen, und die trotzige Vernunft mußte die Waffen strecken! —

Ich stehe nun auf einem festen Grunde: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.

Dieser Boden ist unerschütterlich fest; ich aber bin noch schwach und verliere oft das Gleichgewicht, und berühre leicht, bald rechts, bald links, die Extreme; wie wohl täte mir da die Freundeshand, die mich auf die rechte Mitte stellte

Ach, wie schreckt mich schon der Gedanke, bald mich noch weiter von Dir entfernen zu müssen.

Wunderbar ist doch unser erstes Zusammentreffen; ich fand in der fremden Stadt keinen Gleichgesinnten und fühlte durch traurige Erfahrungen und Schüchternheit auch keinen Trieb, sie zu suchen (gab ich doch auch das Empfehlungsschreiben an die C. Wunders erst nach fünf Monaten und nur meiner Frau zu Liebe ab), als die wunderbare Fügung Gottes die verwandten Seelen zusammenführte, mich mit Dir bekannt machte.

Herrlich ist doch alles, was die verschiedenen Individuen zu Einem gestaltet. Verschieden können und müssen daher alle Bestrebungen der Glieder im einzelnen sein, damit durch die Mannigfaltigkeit selbst die rechte Einheit sich verkünde, und der Stoff nach allen Seiten hin gebildet werde.

Jedes Herz muß ein mitfühlendes Herz haben, mit dem es Freud und Leid teile, denn für sich allein lebt nichts, weder im Himmel noch auf Erden. Es war mir eine schwere Zeit, da ich es entbehren mußte. Mit Deiner Freundschaft ist mir ein Teil meiner Jugend wiedergeschenkt. Es ward mir vieles klarer und heller, und ich mir selber meiner mehr bewußt, — kurz ich sah das Leben mit anderen Augen an

Weihnachten und Sonntag nach Neujahr soll ich predigen — daher eile ich zum Schluß.

Wärst Du doch bei Deinem

R. Gurland.

16. Dezbr. 1866.

Mein lieber Gurland!

Wie freute mich Dein Brief, er trägt von Kopf bis zu Fuß das Gepräge Deines Geistes. Habe Dank, daß Du mir den hebräischen Faust senden willst, er ist wohl das Tiefste und Gewaltigste in der Poesie.

Welch' wunderbar zauberische Welt ist die Poesie; sie tönt wie Wellenrauschen des Paradiesesstromes, und selige Stunden verlebte ich durch sie; — und doch! immer mehr lerne ich empfinden, wie auch sie nur ein Wegweiser zum Lebendigen Gott ist; nur wenn wir mit ihm vereinigt sind, wird unser Leben wahrhaft verklärt.

Je höher die Idealwelt der Dichtung uns der Erde entrückt, je mehr empfinden wir ihre Häßlichkeit und Armseligkeit. — Wie sollen wir diesem Dualismus entrinnen? Denn diese Ideale sind machtlos, unser Leben in ein höheres umzuwandeln!

Wundere man sich nicht über den Weltmerz eines Heine, eines Jean Paul!

Und doch hat der liebe Gott uns nicht dazu geschaffen, um mit trübseligen, melancholischen Gesichtern über seine Erde zu wandeln. — Wie sollen wir aber das vermeiden, solange wir nicht alle Dinge in Gott schauen? — Dann erst wird die einfachste Realität von der höchsten Idee harmonisch durchdrungen.

Es ist schwer, das eigene Wollen und Denken ganz dem Wollen Gottes anheimzugeben. Der Eigenwille ist wie die lernäische Hydra: glaubt man ihr einmal das

Haupt abgeschlagen zu haben, so wachsen aus dem blutigen Giftrumpfe immer neue Köpfe hervor. —

Gott schuf uns zur Liebe; die höchste Seligkeit würde für uns die Rückkehr zu diesem unserem Ursprunge sein, und dennoch zappeln wir mit allen Fasern unserer Macht dagegen. Man nehme sich vor, nur für einen halben Tag die selbstsüchtigen Regungen des Herzens nicht aufkommen zu lassen und stelle sich dies Gesetz wie einen Mann mit eiserner Rute vor die Seele; hilft es? Nur um so heller bricht die verderbliche Flamme hervor, verzehrt den gezogenen Zaun und leckt höhrend über das verblaßte Gesetz hinweg. An diesem Punkt blieb ein Paulus hängen, dieser Punkt wird auch Dich gestachelt haben, bis die geängstete Seele ihren Arzt fand. O, daß auch meine Erkenntnis dieses Arztes und mein Vertrauen zu ihm mehr und mehr wachsen möge; schließe dieses, lieber Freund, mit in Deine Fürbitte ein

Ich kann mir denken, daß Dein Dasein in Berlin ein wertvolleres geworden ist, seitdem Du predigen darfst. Du hast ein so erfahrungsreiches Leben hinter Dir und mußt Dich sehnen nach etwas anderem, als die Schulbänke zu drücken; es ist Dir wahrlich jede andere Aktivität homogener als diese Passivität! Es treibt auch mich mehr, über die tiefsten, dunkelsten Fragen der Menschheit Licht zu erhalten, als so und so viel Stoff in Examensfächern aufzuspeichern.

Nun lebe wohl! Gott sei mit Dir und mit

Deinem Max.

Aus einem Brief vom 30. Januar 1867.

Lieber Freund!

Du sprichst in Deinem Briefe mit Recht von dem inneren Dualismus, ich kenne ihn leider zu genau. Ach was hilft uns alles äußere Kämpfen und Streiten und der jämmerliche Sieg, den wir zuweilen davonzutragen glauben, wenn die innersten Kämpfe unseres rätselhaften Herzens nie entschieden werden! — Ich fühle das jetzt während des Predigens oft stärker, als vorher, — was ist der Mensch doch für ein erbärmliches Geschöpf, das sich selber nicht recht kennt und das vom Größten wie vom Kleinsten beeinflusst wird. Es bleibt uns bei genauer Selbstprüfung in der That nichts übrig, als das Beten! ja, beten, wie ein unmündiges Kind seinen Vater bittet.

Tust Du das, Lieber, auch für Deinen armen Freund? Wenn nicht, so beschwöre ich Dich hoch und teuer, es künftig für mich zu tun, wie ich dasselbe für Dich tue. O, Du mein einziger Seelenfreund, Du weißt nicht, wie nötig ich es brauche! —

Endlich erhältst Du den hebräischen Faust von Dr. L. Nimm und lies und überzeuge Dich wieder, wie der größte Menscheng Geist nach aller Mühe und Anstrengung die Unwissenheit als Resultat alles Wissens bekennt.

Daß der Faust so spät in Deine Hände kommt, daran ist der Zeitmangel schuld, welcher mich, wie Satanas, mit Fäusten schlägt.

Bezüglich meines Tagebuches nächstens mehr!

Dein despotisches Verfahren mit Deinen Gedichten hat allgemeine Empörung hervorgerufen. Ich will Dir keine Vorwürfe machen, denn ich weiß, wie es einem zu Mute ist, der seine armen Gehirngespenster veröffentlichen soll. Aber warum willst Du gegen Dich selbst so engherzig und gegen mich so weitherzig sein?

Wenn Du also Deine Gedichte (die offenbar weit mehr Inhalt und Wert hatten als mein Tagebuch) ins Feuer wirfst, dann müssen doch meine Schriften, drei Tage bevor diese erscheinen, verbrannt werden! Lieber, Guter, was verlangst Du von einem unentwickelten oder vielmehr verwickelten Geist, wie der meinige, der sich selbst noch immer anstaunt und nicht weiß, was er sei und welchen Namen er seinen vermischten, krankhaften Empfindungen geben soll?

Wieviel Zeit und Mühe gehört dazu, bis ich den alten Sauerteig des Talmuds, der tollgewordenen Logik, aus meinem Geiste aussege.

Indes, erschrick nicht, lieber Max, ich werde Deinem guten ehrlichen Beispiel nicht folgen, mein Tagebuch der Flamme vor der Zeit zu übergeben. Diese Mühe kann ich mir ersparen; es werden sich mit der Zeit dienstfertige Hände finden, die mir diesen Dienst erweisen.

Der treue Gott behüte Dich.

Dein R. Gurland.

Durch Wunders erhielt ich Deine Predigt. Es sind viele Schönheiten darin, die mich ganz entzückt haben, von der Einleitung bin ich wirklich erbaut, frisch, klar und durchdacht ist sie von Anfang bis zu Ende, doch ich will allen Verdacht der Schmeichelei von mir abweisen. Wirst Du glauben, daß ich so kühn war, Randbemerkungen zu machen? ohne Deine Erlaubnis. Ich bin mir gar sehr bewußt, wie weit ich Dir in jeder Beziehung nachstehe, besonders in Homiletik, und habe ich deshalb nur mit einem Bleistift geschrieben, damit Du es mit einem Stückchen Radiergummi entfernen kannst. —

Das Konzept meiner letztgehaltenen Predigt wirst Du durch Frau Schulrätin Schulze erhalten, und ich will Dir bei Gelegenheit von Zeit zu Zeit auch andere Konzepte schicken, aber nur mit der Bedingung, daß Du meinem

guten Beispiel folgst und meine Konzepte rücksichtslos und streng rezensierst. Du wirst mir damit einen wahren Liebesdienst erweisen. —

Bis dahin aber laß uns durch die Offenbarung der Schrift einander immer lebendiger und universeller kennen.

Was ursprünglich eins ist, strebt zur Einheit wieder zurück und zieht sich magnetisch an.

Frisch vorwärts! die Augen nach oben gerichtet im Glauben, in der Liebe und Hoffnung! Und Gott steh uns bei!

Dein R. Gurland.



Halle, d. 27. Febr. 1867.

. . . . Du nennst die Tiefe, die Du in Dir anstaunst, den Sitz „krankhafter“ Empfindungen, Du tußt der Seele, die Dir Gott gab, um sie durchzuleben zu einem höheren Dasein, unrecht. Das sind die Majestätschauer, die der ungewohnte Geist empfindet, sobald ihn die Nähe des Allerheiligsten umrauscht. —

Wie köstlich sind die Augenblicke, wo ein heiliges Feuer uns das Eis des Alltagslebens vergessen macht, wo das Gemeine uns gleichsam in unabsehbare Ferne entrückt scheint! Es sind das die Stunden, in denen sich die Seele vor ihren Gott stellt und mit ihm sich unterredet. Hier erfahren wir eine Realität, die uns kein Skeptizismus zu rauben vermag; wir fühlen neues Blut durch unsere Adern rinnen und höhere Kräfte regen sich in unserer Seele

Lieber Freund, ich weiß gar nicht, was ich von Dir denken soll in bezug auf Dein Tagebuch! Immer wieder

vertröstest Du mich. Daß Du Deine Tagebuchherausgabe mit meinem Verfahren mit den Gedichten vergleichst, paßt aus mehreren Gründen gar nicht! Denn, erstens, sind meine Gedichte entfernt nicht einmal wert, nur in Parallele mit Deinem Tagebuche gestellt zu werden, in dem ein reiches Menschenleben liegt, und, zweitens, habe ich meine Gedichte nicht direkt wegen ihres Unwertes verbrannt, sondern weil sich bei mir eine leidige Eitelkeit geltend machte, der ich durch Verbreitung derselben frönen wollte. Bei Dir hingegen halte ich es für Pflicht, Dein Tagebuch herauszugeben, weil damit einer guten Sache gedient ist, und davor, dächte ich, müßten alle Bedenken schweigen. —

Predigst Du öfters? Du hast mein offenherziges Urteil gar nicht beantwortet.

Die Frage Deiner Zukunft tritt nun immer mächtiger an Dich heran. Gott leite Dich in Deinen Entschlüssen.

Dein Max Besser.



Berlin, d. 8. März 1867.

Mein inniggeliebter Herzensfreund!

Habe Dank, herzlichsten Dank für Deinen herrlichen Brief und alles Liebevollen, das derselbe enthält. Dein Brief ist aber so inhaltsreich, daß ich jetzt beim besten Willen nicht im stande bin, auch nur einen einzigen Punkt zu berühren. Ich stecke in Arbeit bis über die Ohren und glaube die Vorzeichen des Examenfiebers an Leib und Seele zu spüren. Düstere Ahnungen beunruhigen mich.

Doch darfst Du nicht denken, daß ich mit halbverzweifelndem Fleiß die Theologie (wie der wütende Sperling das Meer) in mich hineinschlingen will, um nachher beim Examen (o Donnerwort!) nur den Mund öffnen zu brauchen, damit die Weisheit wie ein Strom sich von selbst ergieße. Ach nein! Ich schlucke die Gelehrsamkeit sehr langsam, und leider wollen oft sogar kleine Portionen nicht hinein, und mancher Bissen bleibt mir in der Gurgel stecken. Natürlich werden die Herren Examinatoren doch so vernünftig sein, gerade das, worauf ich jetzt die meiste Zeit und Mühe verwende, unberührt zu lassen, und dagegen andere Fragen zu Tage bringen, von denen ich nie geträumt habe! Denn ein Pechvogel bin ich, wie Du weißt, immer! Indes will ich meine Pflicht tun, — möge der Herr mir hierin gnädig sein!

Dein R. Gurland.



Ziegelrode, Mai 1867.

Mein inniggeliebter Freund!

Wie herrlich ist es, daß mein erster Gruß an Dich, nach dem mir so schweren, traurigen Abschied von Dir, ein Freudengruß sein kann. Ich möchte mit einem rauschenden Loblied auf die gute Tante Schulz¹⁾ beginnen. Sie schreibt mir:

„Die Angelegenheit des uns so teuren lieben Gurland liegt auch mir am Herzen, und möchte ich dem Trefflichen gerne hilfreich beistehen

¹⁾ Die verwitwete Frau Schulrätin Schulz ließ durch Max Besser Gurland eine größere Summe Geldes vorstrecken, um damit Versuche zur Wiedererlangung seines Töchterchens zu machen.

Gott gebe seinen Segen zum Gelingen des Werkes, damit das Vaterherz hinfort nicht mehr trauere und in den Besitz seines lieben Kindes gelange

Der gemüthvolle, teure Gurland wird dann einen neuen Lebenszweck in sich fühlen, sich aufrichten und sich freuen an der Entwicklung seines trauten Kindes. O, mein Herz jubelt in Freude, wenn ich daran denke, daß das kleine Wesen zum Stern an Gurlands Lebenshimmel werden kann, der seine trüben Stunden erleuchtet und belebt. — Schlagen Sie dem Freunde vor, mir seine Frau auf so lange nach Putbus zu geben, bis er sich am Orte seiner Bestimmung eingewöhnt hat.“ — — — —

So schreibt die liebe Tante, und mir bleibt nur das schöne Amt übrig, Dir diese Nachricht zu übermitteln. — — Du lieber Freund! sollte es nur ein täuschender Irrstern sein, der Dir in trügerischem Schimmer Dein liebes Kind von ferne zeigt? — Das wolle Gott nicht! Du hast das Tal der Finsternis von seinen finstersten Seiten kennen gelernt, — aber hier zeigt Dir Gott einen leuchtenden Streifen Land

Dein Max.

—♦—
Berlin, Mai 1867.

Mein teurer Herzensfreund!

Wie einem Menschen, der eine Zeitlang in Finsternis lebte, die Augen tränen, wenn er plötzlich in die helle Sonne blickt, so trante mein Geistesauge beim Lesen Deiner

liebervollen Zeilen, die tief und überwältigend mein Herz ergriffen; könntest Du selbst in mein Herz sehen, Du würdest staunen über die Welt von Glückseligkeit und Schmerz, Freude und Leid, Entzücken und Wehmut, welche es erfüllen. Wir Kinder des Staubes können das unverdiente Gute ebensowenig ertragen, wie das Böse! Und doch, wer möchte nicht Gutes empfangen? nicht glücklich sein? — In der That, lieber Herzensfreund, ich traue fast der Gewißheit meines Glückes nicht! Sollten wirklich die trauervollen Tage meines Lebens jetzt bald ein Ende erreichen? Sollte wirklich die inhaltreiche Epoche meines Lebens bald eintreten, wo ich mein Kind wiedersehen, an mein Vaterherz drücken und „mein“ nennen darf? Gott gebe es! Und wenn diese selige Hoffnung durch Gottes gnädigen Beistand erfüllt sein sollte, — wie kann ich nur in annäherndem Maße in diesem Leben solches vergelten, und wenn ich hundert Jahre alt würde?

Du möchtest ein rauschendes Loblied auf die alte, treffliche Tante Schulz anstimmen? und — ich? — ich finde keine Worte. Wahre Dankbarkeit ist ein Teil himmlischer Seligkeit und kann nicht in irdischen Worten Ausdruck finden. Tief beschämt von dieser unverdienten Teilnahme und höchst gerührt von der Art und Weise, wie diese edle Frau sie bekundet, kann ich nur aus tiefstem Herzen rufen: „Herr, tue wohl den guten und frommen Herzen!“ — — —

Wenn ich nun nachdenke über die wunderbare Führung Gottes, wie ich mit dieser werten Familie, dieser edlen Frau, mit Dir und der lieben Frau Marie Müller in freundliche Berührung gekommen bin und was ich Euch Allen zu verdanken habe, muß ich nicht mit dem Psalmisten ausrufen: „Herr! wie hast Du alles so herrlich gelenkt!“ — Und dies Bewußtsein stärkt meinen Glauben, befestigt

meine Hoffnung, daß Er auch ferner mir Mittel und Wege zeigen wird, alle Schwierigkeiten, welche mir noch im Wege stehen, zu beseitigen.

O, lieber Max, kannst Du auch die unaussprechliche Freude eines Vaterherzens beim Wiederfinden seines verlorenen Kindes ganz mitfühlen?

Seit ich Deinen Brief in Händen habe, sehe ich eine neue Welt vor mir; das Bild meines trauten Kindes begleitet mich, ich drücke es an mein Herz und sage: „Siehe hier, mein Kind, dies sind Deine Schutzengel.“ —

Ich bin ganz in meine Studien vertieft, treibe mit Herrn Sperling Kirchengeschichte und Dogmatik und studiere bis tief in die Nacht hinein, denn die Examina rücken immer näher. Mein Körper leidet allerdings, und falls der Herr aus mir noch etwas Gediegenes machen will, müßte er mir aus Gnaden eine Zeit der Ruhe schenken. Jetzt schwindelt mir der Kopf. Zu den Examina werden außer dem Herrn Oberkonsistorialrat Thresten und den Missions-Inspektoren, Geheimrat Focke der Minister, Erzellenz von Westphalen und viele Pastore anwesend sein. Da wird doch jeder seine Gelehrsamkeit und Weisheit in Fragen beweisen wollen. Und ich bin allein; das Schlimmste ist, daß ich sehr wenig weiß.

Du aber, teurer Freund, benutze Deine Jugendzeit. Es steht Dir ohne Zweifel eine goldene Zukunft bevor, schreite als tapferer, edler Ritter Deinem hohen Ziel entgegen. Werde nicht eitel! Laß uns, Deine Freunde, auf Dich stolz sein. Vorwärts! Aufwärts, das soll unsre Losung bleiben!

Lebe wohl!

Dein Freund R. Gurland.



Berlin, d. 1. Juli 1867.

Mein lieber lieber Max!

Gestern bin ich in der Matthäi-Kirche von dem Herrn Generalsuperintendenten Dr. Büchsel ordiniert worden!

Du kannst Dir leicht meine jetzige Lage denken: bewegt, erregt, recht unwohl und dabei mit vielen Besuchen und Besorgungen überladen.

Mein Geist ist in diesen Tagen bei Dir gewesen und fühlte Deine Nähe in den inhaltsreichen, schweren und geweihten Stunden.

Ich kann wirklich nicht in Worten sagen, wie sehr Leib und Seele bewegt sind und wie übermächtig das Gefühl ist: Gott ist treu und barmherzig! ach, daß nur auch wir durch seinen Beistand treu, fest und beständig bleiben!

Ich freue mich auf das Wiedersehen mit Dir, wie ein Kind auf das Weihnachtsfest, ohne daran zu denken, wie bald das Fest vorüber sein wird, die Lichter erloschen und die goldenen Tüffe zertrümmert.

Gottlob, daß wir ewig vereint sind und einen Sammel-punkt am Vaterherzen haben, darum laß uns tapfer kämpfen, wirken und schaffen auf dem Posten, wo uns Gott hinstellt, damit wir endlich das herrliche Ziel erreichen: zu ruhen in Gott! —

Auf Wiedersehen!

Dein R. Gurland.



Dunkle Zukunft.

„Tue mir kund den Weg, darauf
ich gehen soll.“ Ps. 143, 8.

Gurlands tiefes Gemütsleben, das auf Außerlichkeiten so wenig Gewicht legte, ist wohl daran schuld, daß wir von seinem äußeren Lebensgange durch die Korrespondenz mit seinem Freunde im ganzen wenig erfahren.

Freilich verlief ja auch sein Leben, ganz dem Studium gewidmet, in stillster Zurückgezogenheit. Selbst die Ferienzeiten waren der Arbeit gewidmet; eine Korrektur- und Revision der hebräischen Bibel-Ausgabe trug ihm den Dank und eine schöne goldene Uhr nebst Kette von den Herren des Vorstandes ein. —

Die ersten Jahre lebte er mit seiner Frau im Konvikt der Judenmission, dann sehnte er sich so sehr nach einem eigenen, und sei es auch noch so kleinen Heim, daß eine andere Übereinkunft getroffen wurde, und er mit seiner Frau ein kleines möbliertes Stübchen in der Lindenstraße Nr. 13, zwei Treppen hoch, bezog, in welchem sie in sehr beschränkten Verhältnissen, oft mit Not kämpfend, lebten.

Diese wurde recht drückend, als Gurland nach seinem Examen und seiner Ordination eine Zeitlang gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebte; denn die Missionsgesellschaft hatte ihr Werk vollendet, er gehörte nun dem

Petersburger Konsistorium an und wartete auf die Anstellung durch dieses.

Da durch verschiedene Schwierigkeiten und eine Überschwemmung an der österreichischen Grenze Faltins Eintreffen in Berlin sich immer wieder verzögerte, war Gurland völlig mittellos und in großer Ungewißheit über seine Zukunft.

Eine schwere Zeit mußte er nun durchleben, nicht nur in Erwartung Pastor Faltins sondern auch später auf der Reise und in Petersburg, wo ja erst über sein Schicksal beschlossen werden sollte.

Vor allem war es eine große Frage, ob sein Examen, trotzdem es zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen, auch vor dem russischen Gesetze Geltung haben würde.

Pastor Faltin, der die Schwierigkeiten in dieser Hinsicht nicht gering schätzte, hatte bereits nach verschiedenen Seiten hin Schritte getan und war deshalb seit längerer Zeit mit Bischof Dr. C. C. Ullmann in Korrespondenz getreten.

Diesem hochbegabten und bedeutenden Manne, der Großes im Ausbau des Reiches Gottes getan, lag auch die Judenmissionstätigkeit sehr am Herzen.

Mit großer Herzlichkeit ging er auf Pastor Faltins Bitten ein, nahm sich mit ganzer Seele der Sache an und fand auch bald den richtigen Weg um Gurlands Bestätigung als Geistlichen und seine Anstellung als Judenmissionar und Gehilfen Faltins möglich zu machen.

Auf seine Vermittlung hin war Gurland bereits in Berlin als Pastor-Adjunkt für Rischinew ordniert worden.

Dadurch war mancher Schwierigkeit vorgebeugt, und die Wiederholung des Examens konnte in Form eines Kolloquiums vor dem Konsistorium in Petersburg abgehalten werden.

So war denn auch dieser schwere Schritt überwunden, und die Berufung und gesetzliche Bestätigung als Pastor-Adjunkt für Rischinew konnte bald darauf erfolgen; — es handelte sich nur noch um die Existenzmittel.

Die evangelisch-lutherische Gemeinde in Rischinew war eine sehr kleine und hatte sich drei Jahre vergeblich bemüht, einen eigenen Prediger zu erhalten. Pastor Faltins Anstellung als solcher wurde im Jahre 1856 nur dadurch ermöglicht, daß die Regierung den in Rischinew wohnenden Geistlichen zugleich als Divisionsprediger für die evangelischen Glieder des in Bessarabien stationierten Militärs anstellte.

Von sich aus konnte daher Pastor Faltin keinen Adjunkten engagieren. Aber auch hier versprach Bischof Ullmann Abhilfe und interessierte sich so warm dafür, daß bald durch Missionsstunden und Kirchenkollekten eine größere Summe zur Beschaffung eines kleinen Heims zusammengebracht war, auch wurde die Evangelische Unterstützungskasse um ein jährliches Gehalt von 600 Rub. gebeten.

Liebe Missions-Freunde in Reval und in Rischinew halfen das Heim einrichten, und so hatte christliche Liebe bald die Wege geebnet. —

Nachdem in Petersburg alle Angelegenheiten beendet, und die Zukunft nun klar geordnet worden, reiste Pastor Faltin mit Gurland nach Riga, um auch dort das Interesse

für die Judenmission anzuregen, und von dort über Wilna und Wilkomir ins Ausland. —

So tiefschmerzlich waren die Erfahrungen, die Gurland an diesen beiden Orten, seiner einstigen Heimat, machte, daß wir von ihm selbst kein einziges Wort darüber hören!

Gewiß hatte er diese Besuche bei seiner Mutter und seinen Verwandten mit sehndem Herzen gemacht, in der heißen Hoffnung auch ihnen das Heil und die beseligende Erkenntnis der Erlösung durch Jesum Christum zu bringen, wenigstens ein gegenseitiges Verständniß anzubahnen, allein vergeblich! — Propst Faltin erinnert sich nur, daß diese Begegnung eine tieftraurige und schmerzliche gewesen, da Gurlands Verwandten in größter Entrüstung über seinen Übertritt zum Christentum, nichts von ihm wissen wollten, und wohl auch das Herz der Mutter, für die Gurland nie aufgehört hatte zu sorgen, beeinflusst hatten. Daß dieselbe mit grenzenloser Liebe nach wie vor am Sohne hing, werden wir noch späterhin sehen. —

Hier war es auch, wo seine langgehegte Hoffnung, sein Kind wiederzuerlangen, scheiterte, da die Schwiegermutter, — aus Furcht, daß er seine Vaterrechte geltend machen könnte, — wieder mit Mutter und Kind fortgezogen war, und ihre Spur sich nicht auffinden ließ.

Mit tiefem Weh im Herzen verließ Gurland die Stätte seiner Kindheit und Jugend.

In Berlin angelangt, machte er Pastor Faltin, der sehnlichst wünschte für die kleine Nischinower Kirche ein Altargemälde zu erwerben, mit einer lebenswürdigen Künstlerin, Fräulein Strämpel, bekannt, die er selbst im

Reise seiner Freunde kennen gelernt hatte. Von dem eigentümlichen dunklen und interessanten Typus seines Gesichtes angezogen, hatte sie ihn einmal gebeten, ihr zu einem Gemälde zu sitzen und später zur Erinnerung ihm das Ölbild geschenkt.

Durch Gurlands Vermittlung erklärte sich die Künstlerin in freundlichster Weise bereit, das Altargemälde: „Jesus in Gethsemane“ für Nischinew zu malen; dasselbe schmückt noch jetzt in erhebender Weise die schlichte kleine Kirche.

Nach einem herzerquickenden Beisammensein mit den teuren Berliner Freunden kam nun das Abschiedsweh.

Gurland schreibt darüber an Professor Besser:

Berlin, d. 8. Okt. 1867 7¹/₂ Uhr abends.

Mein lieber, teurer Freund!

Soeben bin ich zu den lieben Wunders gekommen, um Abschied zu nehmen.

Daß ich jetzt sehr in Anspruch genommen bin und daß ich vor lauter Aufregung, Bewegung und körperlicher Anstrengung nicht imstande bin, ein vernünftiges Wort zu schreiben, wirst Du verstehen.

Ich bin wahrlich geistig und leiblich sehr erschöpft. Morgen, will's Gott, reise ich mit dem Abendzuge von hier ab und sage Berlin und den lieben, lieben Menschen, die da wohnen, ein Lebewohl!

Gott mit Dir, mein innig geliebter Freund! habe Dank, habe Dank für alle Deine Liebe, Güte und Freundlichkeit, für alle Geduld, für alle Nachsicht und Herzens-treue, die Du besonders mir erwiesen. Der liebevolle Gott wolle es Dir reichlich lohnen. —

Von meiner Abschiedspredigt sowohl als von meinem Abschied überhaupt wirst Du durch das liebe Trudchen oder Fr. Müller erfahren.

Ich möchte Dir nur eins sagen, daß ich jetzt nämlich, Gott sei Dank dafür, mit recht getrostem und fröhlichem Herzen den Weg gehe, den mein Gott mir bestimmt hat, und käme auch, was es wolle, es geschieht nichts ohne Gottes Willen, und sein Wille soll geschehen.

Die göttliche, trostreiche Nähe fühlte ich besonders in den letzten Tagen.

O teurer Freund, es ist köstlich, ein Kind Gottes zu sein! Lebe wohl, mein lieber, lieber Max.

Gott behüte Dich und Deinen

R. Gurland.

Die hier erwähnte Abschiedspredigt, die von seinen Freunden zu wohltätigem Zweck herausgegeben wurde, hielt Gurland am 5. Oktbr. 1867 in der Gertraudenkirche über Ebr. 13, 14: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Zum Schluß derselben sprach er seinen innigen Dank gegen Gott und die Freunde der Mission aus für den Segen, der ihm zuteil geworden, und bat um ihre Fürbitte für seine neue Tätigkeit. Die letzten Worte wiesen auf die gemeinsame Heimat, die, trotz leiblicher Trennung, alle geistig verbinde, und in der er hoffe, einst mit allen wieder vereint zu werden zum ewigen Lobpreise Gottes.



VIII.

Rischinew.

Eintritt ins geistliche Amt.

„Ich will verkündigen Deinen Namen
meinen Brüdern.“ Ebr. 2, 12.

(Aus einem Berichte.)

Die Stimmung meines Scheidens von den lieben Freunden in Berlin, die beschwerliche Reise nach Südrußland, die ersten Empfindungen beim Anblick der alten und doch neuen Heimat, die angenehmen und unangenehmen Besuche der Freunde und Feinde, sowie die Mühen und Sorgen eines neuen Haushaltes waren überwunden, und ich konnte meine Amtstätigkeit beginnen.

Am 15. Oktober 1867 fand meine Introdution statt; für mich ein unvergeßlicher, segensreicher und geweihter Tag, an dem ich die beseligende Gegenwart des Herrn reichlich erfahren und tief empfunden habe.

Um 10 Uhr morgens, als die Glocke vom Kirchturm zum dritten Male ins Gotteshaus lud, begab sich der hiesige Kirchenrat mit Pastor Faltin und mir vom naheliegenden Pastorat aus zur Kirche, die ganz gefüllt war; auch einige Israeliten befanden sich in der Menge. Ein Knabenchor sang: „Wach' auf, Du Geist der ersten Zeugen,“ es folgte eine Ansprache an die Gemeinde; nachdem dann noch ein Lied gesungen worden, führte der Kirchenrat mich an den Altar, und Pastor Faltin, der mit meiner Introdution vom St. Petersburger Konsistorium beauftragt war, hielt nun die Ansprache an mich auf Grund von 2. Mos. 4, 12: „So gehe nun hin, Ich will mit Deinem Munde sein und Dich lehren, was Du sagen

sollst," — Worte, die mir tief in die Seele drangen. Nach einem Liede betrat ich die Kanzel und predigte über Röm. 1, 16: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen.“ Die Empfindungen, welche in dieser Stunde mein Herz erfüllten, mag ich durch Worte nicht entweihen.

Und nun habe ich in Gottes Namen meine Wirksamkeit hier begonnen, sowohl in unserer evangelisch-lutherischen Gemeinde, als auch unter Israel und hoffe zu dem Gott meines Lebens, daß er mir auch ferner gnädig sein und mir Kraft, Mut und Weisheit zu meinem schweren, aber köstlichen Amte verleihen werde.

Einige heilsbedürftige Seelen aus Israel erwarteten mich schon seit längerer Zeit, und so konnte ich sofort anfangen, dieselben in der christlichen Heilswahrheit zu unterrichten.

In der ersten Zeit meiner Ankunft waren die Besuche der alten Bekannten aus den Juden, die mich zu sehen und sprechen wünschten, sehr häufig; noch häufiger aber die Besuche derer, welche nur die Neugier hertrieb. Mein kleines Häuschen war immer besetzt von den verschiedensten Individuen. Sie kamen und gingen, ohne selbst recht zu wissen, was sie eigentlich wollten. Der Eine äußerte sein Staunen, daß ich wirklich noch lebte, da sich das Gerücht verbreitet hätte: Gurland sei in Berlin gestorben und habe vor seinem Tode dem jüdischen Rabbiner die schwere Sünde seines Übertrittes zum Christentum bekannt und diese so sehr bereut, daß er auf dem jüdischen Kirchhof beerdigt worden sei.

Der Andere hatte noch kürzlich erst erfahren, ich wäre geisteskrank geworden. Der Dritte bekannte, daß es ihm unbegreiflich sei, in meinen Augen keine Spur von der

„Klippe“ (dem Dämonischen) herausfinden zu können, die doch bei allen Abtrünnigen zu finden sei.

Dergleichen Geschwätz mußten meine Frau und ich fast täglich anhören; doch war auch dies nicht ohne Nutzen, da die Leute sich selbst von ihrem Irrtum überzeugten, und ich Gelegenheit hatte manch' ernstes Wort zu sagen, das vielleicht durch Gottes Gnade zu seiner Zeit Frucht bringen wird.

Ehe ich aber von meinen hiesigen Erfahrungen spreche, muß ich kurz berichten, wie eigentlich die Arbeit an Israel in Kischinew begonnen hat. Vor acht Jahren, als Pastor Faltin hier sein Amt antrat, kam es vor, daß Israeliten ihn um die christliche Taufe baten. Pastor Faltin lag die Judenmission ganz fern, seine Zeit war ganz von der Amtstätigkeit in Anspruch genommen, zumal ein großer Teil seiner Gemeinde in entfernten Kolonien lebte und er jährlich mehrere hundert Meilen reisen mußte, um dieselben, sowie das ihm unterstellte Militär seelsorgerisch zu bedienen. Er kannte das jüdische Wesen, ihre Sitten und Eigentümlichkeiten sehr wenig, ihre Sprache war ihm fremd und ihre Denkweise ganz unfaßlich. Anfangs sandte er daher die sich bei ihm meldenden Israeliten nach Jassy, woselbst ein Zweig der Britischen Judenmissions-Gesellschaft wirkte. Als aber die Fälle sich wiederholten, ging es dem edlen Manne durchs Herz: ob er diese Gelegenheit, die Gott ihm darbot, nicht selbst benutzen müßte. Die Worte, Ezechiel 3, 18 und Römer 10, 14, daß Gott die Seelen der Gottlosen von uns fordern will, wenn wir sie nicht gewarnt haben, lagen ihm schwer auf Herz und Gewissen. Er fing an, Hand ans Werk zu legen, und hielt Missionsstunden, in denen er die Frage sich selbst und seiner Gemeinde ernstlich vorhielt: sind wir treu? treu auch im Nachgehen den verlorenen Hebräern, mit denen wir täglich in Berührung kommen, bis wir sie finden; treu

in der Fürbitte, im Anhören ihrer Fragen und Klagen, in der Geduld und Sanftmut, in der Liebe Christi, um ihnen beizukommen und sie den Stricken des Satans zu entreißen und zum Herrn zu führen? — Solche Worte, die aus dem Herzen kamen, fanden auch in manchem Herzen Anklang, und man fing an, die Juden mit anderen Augen anzusehen; Gott gab seinen Segen zu diesem Werke, so daß durch Predigt und Seelsorge des treuen Pastors manche Seelen aus Israel zum Herrn geführt und in den Schoß der evangelischen Kirche durch die heilige Taufe aufgenommen werden konnten.

Die Missionstätigkeit fand eine immer günstigere Entwicklung: nicht nur die Gemeinde beteiligte sich mit helfender Liebe und Fürbitte, auch von weit her kam manche ermutigende Hilfe, die recht not tat, da immer mehr in den jüdischen Herzen ein Heilsbedürfnis sich zeigte, und es schien, als sei ein neues Regen und Geisteswehen erwacht. Immer dringender stellte sich daher das Bedürfnis heraus, daß Pastor Faltin einen Gehilfen erhalte, — und so bin ich denn in seine Arbeit eingetreten, und bitte Gott seinen Segen zu geben, damit die Saat, die er ausgestreut und die auch ich jetzt aussäen will, rechte Frucht trage.

Über die Schwierigkeit meiner Arbeit an Israel habe ich mich nach einer Richtung hin getäuscht; ich glaubte, sie würde darin liegen: wie ich mich den hiesigen Juden nähern sollte, da der fanatische Haß gegen mich sich auch in der Zeit meiner Abwesenheit durch Wort und Schrift kundgetan hatte; so meinte ich, das Wort des Herrn: „Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande,“ mit Recht auf mich anwenden zu können.

Aber Gottes Gedanken und Pläne sind anders als die der Menschen. In der Tat habe ich bisher direkt an Israel fast nichts getan, und was geschieht, ist rein göttliches Wirken.

Ganz ohne mein Zutun haben sich viele Personen gemeldet, um von mir Unterricht in der christlichen Religion zu erhalten. Ach! Die Ernte ist groß, und wie schwach ist die Kraft der Arbeiter. Ein Riesenwerk ist's, woran die stärksten Glaubenshelden genug zu tun hätten, und ich armer Zwerg soll da vereinzelt stehend kämpfen. Wie häufen sich die Schwierigkeiten! Während auf der einen Seite es unter der hiesigen Judenschaft heller zu werden scheint, ein Heilsverlangen sich regt, nimmt auf der anderen die Finsternis zu. Die Nathanaelseelen und Nikodemusnaturen bilden leider immer noch die Minderzahl, und die Pharisäer und Sadduzäer, die noch bis auf den heutigen Tag unter Israel leben, sind in der Mehrzahl. Hierzu-lande besonders, wo die Juden im großen und ganzen der Kultur und Bildung der Christenheit fern stehen und abhold sind, ist der Übertritt eines Israeliten zum Christentum seinen früheren Glaubensgenossen um so schmerzlicher; sie bieten alles auf, und oft gelingt's auch, die suchende Seele der evangelischen Kirche wieder zu entreißen; denn sie bilden eine große Macht, haben hier alle Geschäfte in Händen, und da der evangelische Pastor und seine kleine Gemeinde den von den Juden Verfolgten nicht immer Schutz und Mittel zu weiterem Fortkommen gewähren können, gelingt es ihnen oft, bald durch Drohungen, bald durch materielle Hilfe die noch nicht Gefestigten wiederzugewinnen.

Wie oft müssen wir selbst schweren Herzens die sich meldenden Israeliten zurückweisen, weil es meist verheiratete Männer sind, die offen die Frage stellen, ob wir sie mit Frau und Kindern während des Unterrichtes auch leiblich erhalten können, bis sie ein Gewerbe unter den Christen finden; denn sowie sie ihr Vorhaben, Christ zu werden, kund tun, werden sie von ihren Anverwandten und ihrem Volke verstoßen. Da müssen wir dann leider

meistens ihnen sagen, daß unsere geringen materiellen Mittel das nicht gestatten. Ist es doch schon schwer genug, die Unverheirateten, die wir in der Zeit der Lehre durch uns freundlichst zugesandte Liebesgaben zu erhalten vermochten, nach der Taufe zu plazieren, ihnen zu einem Gewerbe und passender Arbeit zu verhelfen.

Ach, wenn doch der Glaube recht lebendig und die Liebe recht brünstig wäre in den Christenherzen, was könnte nicht alles im Reiche Gottes und für dasselbe geschehen! Wenn die Christen wüßten, welche scharfe Augen die Juden für ihre Fehler haben! ja, wenn die Wände meines Zimmers reden könnten, sie würden erzählen, wieviel an jedem Israeliten die Lieblosigkeit seiner christlichen Umgebung verschuldet hat, — o, Ihr würdet es mir nachfühlen, welche Verantwortung wir in bezug auf das unglückliche Volk vor Gott haben.

Alle Arbeit an Israel ist und bleibt ein leerer Schall, wenn nicht unser Herz jedem einzelnen Israeliten Liebe entgegenbringt.



Kischinew, d. 10. Dezbr. 1867.

Mein inniggeliebter Max!

Wie es einem zu Mute ist, der von einem Schüler plötzlich in einen Lehrer und Seelforger verwandelt wird, wie es überhaupt einem jungen unerfahrenen Kandidaten zu Mute ist in der ersten Zeit seines Predigeramtes, wirst Du Dir denken können; aber wie es ist, wenn man von Deutschland, von Berlin und aus einem so trauten Kreise der edelsten Menschen und liebsten Freunde plötzlich nach Süd-Rußland, nach Besarabien, versetzt wird, kannst Du Dir nicht vorstellen. „Aber tausend!“, sagst Du, „es ist doch nicht in Afrika.“ Jawohl, mein Lieber, es

Kommt einem schlimmer als Afrika vor, so ganz anders ist die Welt, die uns umgibt. Und da ich in Deutschland fast zu glücklich gewesen bin, indem ich nur die besten und edelsten Menschen kennen lernte, so ist mein geistiger Geschmack wirklich verwöhnt und zu wählerisch geworden. Ich fühle mich sehr vereinsamt. Wie sehr wohlthuend mir Faltins Nähe ist, und wie sehr ich den Mann verehere und schätze und innig lieb habe, so ist seine Zeit doch so sehr in Anspruch genommen, daß sich unser Verkehr fast nur auf Besprechung unserer Amtspflichten beschränkt. Sein Haus ist ein Sammelplatz der verschiedenartigsten Charaktere. Außer seiner sehr zahlreichen Familie hält er eine Pension von 15 fremden Kindern und einem Lehrer mit Frau und Kind; über 30 Personen täglich bei Tische. Natürlich gehört dazu ein Haufen Dienstboten, und das Haus ist immer voll Gäste aus allen Weltenden. Was aber am meisten dabei zu bewundern ist, das ist die Gemütsruhe von Faltin; er fühlt sich trotz alledem behaglich, glücklich und ist immer munter und fröhlich!

Das könnte ich ihm nicht nachmachen und bin froh, daß meine Amtstätigkeit meine ganze Zeit in Anspruch nimmt und mir einen Ersatz für alles bietet. Vormittags bin ich einige Stunden in der Schule beschäftigt, und wenn ich um 12 Uhr nach Hause komme und Mittagbrot gegessen habe, erwarten mich schon die bei mir im Unterricht stehenden Proselyten; ihnen folgen andere Heilsuchende, so daß ich bis 9 Uhr abends ununterbrochen zu tun habe; muß ich doch mit den Meisten außer dem Religionsunterrichte auch noch das deutsche ABC anfangen und sie lesen und schreiben lehren, denn sie müssen ihre Prüfung in deutscher Sprache ablegen, um später einer deutschen evangelischen Kirche einverleibt zu werden.

Um 9 Uhr gehen wir gewöhnlich zu Faltins, um mit seiner Familie zusammenzusein und dem Abendsegen

beizuwohnen; ich bespreche dann auch mit ihm verschiedene Amtsangelegenheiten, und von 10 Uhr ab ist meine Zeit bis 1 Uhr dem Studium geweiht. Mit großem Interesse nehme ich Schleiermachers und auch Neanders Schriften durch und möchte, so weit als möglich, nicht bloß ihre entgegengesetzten dogmatischen Systeme, sondern auch ihre merkwürdigen Persönlichkeiten und den verschiedenen Entwicklungsgang ihres Geistes verfolgen, wozu mir ihre Briefe große Hilfe leisten. Wird's mir aber bei ihnen zu bunt, dann flüchte ich zum alten David, bei dessen Harfenklängen das vielfach verzagte Herz wieder kindlich weit und breit wird und ohne viel Reflexionen sich dem lieben himmlischen Vater ganz hingeben lernt, und spricht: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“

Ich erfahre es immer wieder, welch eine Notwendigkeit es ist, täglich wenigstens ein Kapitel aus der Heiligen Schrift zu lesen. Das ist wahrlich die Speise unseres inneren Menschen; schon das Lesen des Wortes bringt himmlischen Segen, Trost und Frieden in das heilsbedürftige Herz.

Ich staune oft über die Trefflichkeit der lutherischen Übersetzung des Alten Testaments. Wie frei und ungenau Vater Luther auch oft in seiner Übersetzung ist, so trifft er doch den Nagel auf den Kopf, und die Sprache ist so kräftig und kurz, daß man oft selbst nach langem Hin- und Hersuchen, wie der Text besser wiederzugeben wäre, schließlich doch auf seine Übersetzung zurückkommen muß.

Doch Du willst von meinem äußeren Leben hören. Du siehst, ich fühle mich wohl in meinem Amte und arbeite frisch, solange es Tag ist. Bisher habe ich alle vierzehn Tage gepredigt, doch jetzt, wo Faltin verreist ist, werde ich sonntäglich den Gottesdienst leiten. Jeden Mittwoch halte ich eine Bibelstunde bei mir im Hause.

Ein kleiner Kreis von Damen und Herren baten mich darum, das Alte Testament nach der Reihe durchzunehmen; dabei kann jeder fragen und seine Meinung frei äußern.

Doch genug. Denke Dir nur, dieser Brief muß noch bei mir zwei Tage liegen bleiben, denn die Post ins Ausland geht nur einmal wöchentlich, nämlich am Freitag. Die hiesige Postordnung ist sehr dürftig, die Unordnung aber großartig. Schreibe mir, bitte, immer unfrankiert, es kommt sicherer an.

Mit vielen Grüßen umarmt Dich im Geiste

Dein Gurland.

Freitag.

O, Unglück, Dein Name ist Gurland!

O, Torheit, Dein Name ist Rußland!

O, Unordnung, Dein Name ist Kischinewer Post!

Ich bringe den Brief zur Post, und was erfahre ich? Wieder eine Veränderung: nur Mittwochs werden jetzt die Briefe in's Ausland befördert. — Bis meine Briefblätter zu Euch kommen, müssen sie ja verwelkten Blumen gleichen, die nur der Hauch des Freundes, der Liebesstrahl des Freundesauges neu beleben und erfrischen kann.



Kischinew, d. 8. April 1868.

Mein lieber Max.

Du willst Näheres von mir hören. Lieber Freund, mein Lebensschifflein ist nicht in rechtes Fahrwasser gekommen, denn meine geistige Entwicklung, an der mir doch so viel liegt, muß hier einstweilen brach liegen, mein Geist kann sich nicht in der Richtung, die er in den letzten Jahren in Berlin (gleichsam meiner geistigen Geburtsstadt)

genommen, entfalten, und das empfinde ich schmerzlich. Ich glaube, daß mein Aufenthalt hier ein Durchgangspunkt sein wird. Ach! wie sehne ich mich oft nach Ruhe, nach einer geistigen Atmosphäre, in der alles harmonisch ist. Ja, nur im Jenseits weht die rechte Luft des Friedens. Du sahst wohl aus meinem letzten Brief, daß Arbeitslast und Nahrungssorgen über meine physischen Kräfte gingen. Ich lag lange krank darnieder. Faltin war verreist, und so häuften sich die Amtshandlungen. Es kamen zwei Sterbefälle in unserem engeren Bekanntenkreise hinzu, die mir nahe gingen.

Ich habe bei diesen ersten Amtshandlungen viel lernen können. Ja, mein lieber Freund, es ist wahr: an Sterbebetten und Gräbern lernt man oft das Leben, die Menschen und sich selbst von der wichtigsten Seite kennen! Wie tief fühlte ich neulich am Sterbebette einer gläubigen Frau die Macht des Christentums! und, o, welche Gefühle durchwogten mein Herz, als ich dabei an ähnliche Handlungen in meinem ehemaligen Rabbinatsamte erinnert wurde! —

Ein furchtbar schlechter Tröster bin ich noch immer, und das ist für einen Seelsorger nicht gut; gehört es doch schon zu den Liebespflichten eines jeden Christen, wieviel mehr zu denen eines Seelsorgers, Trost zu spenden den Leidtragenden und Betrübten, und wie schlecht verstehe ich das! Viel lieber möchte ich mitweinen als Trostworte mit dem Munde sprechen, wo ich innerlich von dem Schmerz des Nächsten ganz durchdrungen bin.

Beim Schreiben dieses Briefes wurde ich durch Pastor Faltin unterbrochen, der mir die Erlaubnis des Petersburger Konsistoriums zur Taufe eines Proselyten brachte; so mußte der Brief liegen bleiben.

Am 1. Ostertage vollzog ich die Taufe des M. Rosenstrauch, eines lebenswürdigen, christlichen und be-

gabten Mannes, der, will's Gott, nächstens nach Berlin soll, um sich dort zum Schulmeister auszubilden. Ich wählte den Text: „Ev. Johannis 6, 65—69, und schilderte in kurzen Zügen: 1. wie man zu Christo kommt, 2. die Eindrücke der Gefommenen, 3. Jesu Frage: Wollt Ihr auch fortgehen?, und zum Schlusse die herrliche Antwort: „Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens.“ Pastor Faltin assistierte mir; es waren auch recht viele Israeliten zugegen. — Dieses war die erste Frucht meiner hiesigen Arbeit. Gott gebe, daß es auch eine Frucht für Leib und Seele dieses Mannes in Ewigkeit bleibe!

Ich grabe tüchtig und pflanze einen Obst- und Blumengarten, so oft ich nur Zeit habe; eine Beschäftigung, die mein Arzt mir verordnet hat, und die mir viel Vergnügen macht.

Es ist mir vor einigen Tagen eine Stelle am hiesigen griechisch-katholischen Seminar angeboten worden, als Professor der hebräischen Sprache. Ob ich's annehme, ist noch unbestimmt. Du würdest Dich wohl sehr freuen, anstatt eines armen Hilfspredigers nunmehr einen russischen Professor zum Freunde zu haben! —

Weißt Du, Max, ich gewinne Schleiermacher sehr lieb: er ist nicht nur ein interessantes Originalbild, sondern ein durch und durch edler Geist, und finde ich bei ihm fast mehr Tiefe und Gemüt mit Verstandesschärfe vereint, als bei Neander.

für heute genug.

Dein R. Gurland.



Göttingen, d. 27. April 1868.

Inniggeliebter Freund!

Wenn Dir doch meine Briefe ebensolche Freude machten, als mir Dein letzter Brief; leider enthält er wohl manches Trübe, aber ich erquicke mich an dem festen Gottvertrauen, mit dem Du alles hinnimmst. Trotzdem bekümmert mich Deine Lage. Es ist Dir offenbar zu viel Last aufgebürdet und bei Deiner schwachen Konstitution nicht gut denkbar, daß Du das lange erträgst. Meinst Du nicht, daß Du in einer anderen Stellung, die Dich nicht notwendig aufriebe, ebenso dem Herrn dienen könntest? Du hast ja viel Gelegenheit zur Wirksamkeit in Rischinew, aber so gar keinen wissenschaftlichen Umgang, bist rein auf Dich gestellt; wo sollst Du da die geistige, stetige Regsamkeit hernehmen, die Deine Stellung erfordert?

Mir ist's immer so vorgekommen, als wäre Dein Geist deutsch organisiert.

Gott segne Dich an Leib und Geist.

Dein Max Besser.



Guter Max, bedaure mich nicht. Alle Geistlichen Rußlands leiden durch Mangel an Geistesaustausch und Anregung, schlimmer bin ich nur deshalb daran, weil der Ersatz des Familienlebens mir fehlt, und weil mein nur halbentwickelter Geist noch so sehr der Entwicklung bedarf.

Aber was ist da zu tun? Es ist so Gottes Wille. Er weiß, wie gern ich auch eine viel geringere Stellung in Deutschland vorgezogen hätte. Aber da er mich hierher gestellt, will ich an diesem Posten beharren, bis er meinem

Lebensschifflein eine andere Richtung gibt und mich in das rechte Fahrwasser kommen läßt. Es ist Gnade genug, daß er mich überhaupt würdigt, als der Schwächste in seinem Dienste zu stehen, und mir dieses selige, wenn auch mühselige Amt anvertraut; wie sollte ich noch bestimmen wollen, wo er mich hinstellt. Wer weiß, ob ich für einen anderen Platz die Fähigkeit und Kraft hätte, selbständig dazustehen! Wir Menschen trauen uns meist viel mehr zu, als wir imstande sind zu leisten.

Glücklich möchte ich allerdings gerne noch einmal sein; — aber was ist Glück? Bin ich's denn nicht, wenn ich weiß, daß Ihr, meine teuren Freunde, es seid?

Soweit es geht, bemühe ich mich jetzt, meine Tätigkeit allmählich zu ordnen und meine Beschäftigungen zu regeln, um mehr Zeit zu gewinnen. Bald muß ich ja auch anfangen, die Vorlesungen über hebräische Sprache und die damit verbundenen über Archäologie im hiesigen griechischen Seminar zu halten. Ich habe die Stelle angenommen, — gewiß nicht wegen des Professortitels, — sondern um dadurch die steifen Glieder aufzurütteln und ihnen einen frischen Geist einzuhauchen. Gott helfe mir dazu. Ich lese jetzt die Grundzüge und Kritik von Kants, Fichtes, Schellings und Mendelssohns Philosophien und möchte durch diese Schulen mich mehr in den Geist der neueren Philosophie hineinarbeiten.

Was Du über Dr. Loze schreibst, ist mir sehr wichtig. Ganz unbekannt ist mir dieser Mann nicht, obgleich ich wenig von seinen Schriften gelesen habe. Du mußt aber ganz unbefangen diesen originellen Geist betrachten und in Deinem Urteil möglichst unparteiisch sein. Überall gibt es Ebbe und Flut, auch die Sonne ist nicht fleckenlos! Ich fürchte, Du könntest Loze eher lieb gewinnen, ehe Du seine Weltanschauung geprüft, und dann, o lieber Max, ich weiß es, wie unfähig Du bist, Deine Freunde zu kritisieren.

In der Trinitatiszeit denke ich Alttestamentliche Texte aus dem Buche Hiob und den Psalmen zu wählen. Unsere Gemeinde ist mit den Alttestamentlichen Texten noch sehr unbekannt, und manche unter ihnen schienen diesen Texten mit Aufmerksamkeit zu folgen.

Weißt Du, lieber Freund, ich komme immer mehr zur Einsicht, daß nicht durch Sturm und Feuer, nicht durch Losdonnern von der Kanzel, sondern durch ein stilles, sanftes Sausen sowohl die verzagten, als auch die trotzigen Menschenherzen gewonnen werden.

Das Gewissen recht zu erschüttern ist gewiß mitunter billig und heilsam, aber das ist nicht jedem gegeben. Auch muß das, wenn es im rechten Geist geschehen soll, ganz von selbst kommen, in wahrer Selbsterkenntnis und Demut, so daß die Zuhörer es dem Prediger abfühlen: er ist selbst von dem Ernste ergriffen und hat zunächst sich selbst im Auge; sonst kann es oft mehr Schaden als Segen bringen. —

Erfreue mich bald wieder mit einem Brief und grüße die Lieben in Berlin aufs Herzlichste

Dein R. Gurland.

Kischinew, d. 8. Juni 1868.

Herzensgeliebter Freund!

Gottes Wort, die herrliche Natur und Deine Briefe erquicken Leib und Seele und sind mir ganz unentbehrlich, so wie Luft, Licht und Regen es für die keimenden Pflanzen sind. Wie auffallend begegnen sich unsre Gedanken, und unsre Seelen fühlen harmonisch, Gott lobend und preisend.

Die Todesnachricht der teuren Frau Wunder ist mir ein schwerer Schlag; wie viel habe ich durch ihren und

Geheimrat Eckards Tod verloren. Mir geht es wie einem armen Manne, dessen Reichtum in wenig Groschen besteht, nun geht ihm einer nach dem anderen verloren, und wehmütig blickt er in die Zukunft. Ich weiß wohl, daß wir Kraft vom Schwachen, Sterbenden und Süßigkeit vom bitteren Leidenskelche nehmen sollen, daß es etwas Ewiges gibt, das uns über den Tod zusammenhält, daß unsere Lieben nicht erloschen wie ein Licht, sondern untergegangen oder vielmehr aufgegangen wie Sterne, — aber — das Herz ist doch schwer!

Ich fühle mich so einsam, so verlassen und suche Trost in Gott, Linderung in meinem Amte. Viele halten mein Heimweh nach Deutschland für Einbildung und Schwärmerei, aber dies Gefühl erfüllt meine Seele ganz und gar. —

Faltin kommt eben von seiner Amtsreise zurück, und ich trete meine Missionsreise an — 300 Werst im Postwagen! — Ich möchte ein Luftbad in Deutschland nehmen, deutsche Luft und Wärme einatmen, um aufzuleben und mich fortzuentwickeln; — vielleicht hilft Gottes Gnade mir dazu. Herrlich wäre es! Bis dahin lebe wohl.

Dein R. Gurland.



Wiedergefunden.

„Das Warten des Gerechten wird Freude werden.“ Spr. 10, 28.

Wie oft im Leben erfahren wir, daß die Erfüllung eines Wunsches, an dem wir mit allen Fasern unseres Herzens hingen, der uns wie ein leuchtender Stern vor-schwebte, immer weiter und weiter zu rücken scheint. Dazwischen blizt er wohl plötzlich einmal heller auf, so daß unsere Herzen in neu erwachter Hoffnung schneller schlagen, und dann verschwindet er, wie eine Sternschnuppe am Horizont! Schmerzlicher wird unser Verlangen, wehmütiger und mutloser die Hoffnung, daß er sich je erfüllen sollte!

Und dann — plötzlich — als wir uns fast ergaben — da, mit einem Male naht die Erfüllung! kaum können wir es fassen, daß nun wirklich Gottes Liebeshand uns das so heiß ersehnte Kleinod darreicht!

So war auch in Gurlands Herzen die Hoffnung mehr und mehr geschwunden, daß die Sehnsucht nach seinem Kinde gestillt werden sollte.

Unermüdlich hatte er immer wieder persönlich, und von Berlin aus schriftlich durch Freunde Nachforschungen nach dem Aufenthalte seines Kindes und Versuche dasselbe zu gewinnen anstellen lassen.

Einmal war ihm brieflich mitgeteilt worden, daß er vielleicht durch eine größere Geldsumme sein Ziel erreichen könnte; wir wissen, wie sein Herz jubelte, als treue Freundeshände ihm dazu verhelfen wollten, — — vergebens! wieder entwand jeder Hoffnungsschimmer, und schmerzliche Enttäuschung beugte ihn nieder.

Einer seiner Freunde in Rischinew, der Kaufmann Runge, der diesen Herzenskummer kannte, sah einmal auf einer Geschäftsreise in Odessa ein kleines etwa sechsjähriges brünettes Mädchen an der Pforte eines Gasthofes in der Richelieu-Straße stehen, — ihre wundervollen großen, leuchtenden Augen erinnerten ihn so lebhaft an Gurland, daß er, heimkehrend, diesem davon erzählte.

Wie der in Not sich Befindende nach einem Strohalm greift, so faßte Gurland nach diesem winzigen Hoffnungsanker, reiste sofort nach Odessa und begann sich dort in vorsichtiger Weise nach den Insassen des Gasthofes zu erkundigen. Welch' freudiger Schreck durchfuhr ihn, als er hörte, daß die Besitzerin desselben seine Schwiegermutter war.

Gott um Hülfe anrufend ging er nun hochklopfenden Herzens hinein, und Gott fügte es so wunderbar, daß es ihm diesmal gelingen sollte. Die alte Frau, die sich gerade in schwieriger Lage befand und pekuniärer Hilfe bedurfte, war zugänglicher und rief sogar die Tochter und das Großkind herbei.

Die Kleine war durchaus nicht scheu vor dem fremden schwarzen Herrn, — ließ sich auf den Arm nehmen, herzen

und küssen, schmiegte sich an seine Brust und wollte nicht wieder fort von ihm.

Wir werden dies besser verstehen, wenn wir uns in die erste Kinderzeit der Kleinen versetzen.

Wie schon gesagt, war der Charakter der geschiedenen Frau Gurland ein so schüchterner und unselbständiger, daß sie ganz von ihrer Mutter beherrscht wurde, und wie sie in ihrer kurzen Ehe aus Furcht vor der Mutter nicht gewagt hatte, dem Manne, den sie innig liebte, ihr Herz zu erschließen, so erinnerte sich auch die Kleine kaum einer einzigen Liebkosung der Mutter; diese war stets beschäftigt und so in Anspruch genommen, daß sie dem Kinde fremd blieb; jede Anordnung und Entscheidung ging von der Großmutter aus, vor deren strengem, despotischem Wesen die Kleine eine große Furcht empfand und der sie am liebsten fern blieb; — so wäre ihr Leben ein recht trauriges gewesen, wenn nicht eine junge fröhliche Tante sich des Kindes angenommen hätte, und auch noch ein jüngerer Bruder ihrer Mutter dagewesen wäre, der öfters mit der Kleinen Nichte spielte und scherzte.

Von einer großen Überschwemmung ist der Kleinen erinnerlich, daß die Großmutter sie, als das Wasser in die Wohnstube drang, in die Höhe hob und auf einen Schrank setzte, von wo aus sie stundenlang zusah, wie das Wasser stieg und die Gegenstände darin umherschwammen, wie die Großmutter hochgeschürzt ab und zu ging und die Sachen zu retten suchte.

Als das Kind übermüdet und hungrig zu weinen begann, reichte die Großmutter in der Aufregung ohne

viel Überlegung dem drei- oder vierjährigen Kinde einen Laib Brot und ein großes Messer hinauf.

Mühsam preßte die Kleine das große Brot an sich und versuchte, sich ein Stück abzuschneiden, allein — das Messer fuhr tief in die kleine Brust, — und das Herzeleid ward erst recht groß! —

Schattenhaft erinnerte sich das Kind, einmal den Vater gesehen zu haben, — wahrscheinlich bei einem der vergeblichen Versuche, die Kleine zurückzuerhalten.

Die Mutter hatte das niedliche schwarzlockige kleine Mädchen hochgehoben und ließ sie von mehreren umstehenden Gästen bewundern. Es prägte sich ihr unvergeßlich ein, daß der schwarze Herr, von dem sie damals nicht wußte, daß es ihr Vater sei, sagte: „Wie kann man das Kind so eitel machen!“ — Sie erinnerte sich des Umzuges nach Odessa und der großen Wohnung dort, mit dem langen Glaskorridor, wie er den Odessaer Häusern vielfach eigen ist; auch daß sie sich einst durch einen Glassplitter, auf den sie trat, den Fuß so arg verwundete, daß sie lange Wochen in diesem Korridor lag, und die gute, lustige Tante ihr viele schöne Geschichten erzählte, auch oft mit einer Handarbeit bei ihr gefessen und ihr vorgesungen habe; auch der junge Onkel half sie zerstreuen.

Dann erwachte plötzlich einmal in dem Kinde die Frage:

„Warum habe ich keinen Vater, wie alle anderen Kinder?“

Die Tante sagte ihr dann in geheimnisvoller Weise, daß sie wohl einen Vater habe, aber sie dürfe nie von

ihm sprechen, sonst würden Großmutter und Mutter sehr böse werden. Dies große, wunderbare Geheimniß beschäftigte nun die kleine Seele immer wieder, und war sie einsam, so erfaßte sie eine große Sehnsucht nach diesem fernen Vater, — sie, die so wenig Liebe empfing, war überzeugt: er würde sie lieben! und ihr Herzchen begann warm für ihn zu schlagen; ja, die Phantasie wob einen Heiligenschein um sein Haupt. Dazu kam, daß sie einst dabei stand, als die Mutter in ihren Sachen kramte und ein Bild aus denselben herausfiel. Es war ein Daguerrotyp auf Leder, — wie zu damaliger Zeit die ersten Photographien gemacht wurden. Das Kind hob das Bild auf und zeigte es der Tante; als diese ihr dann sagte: daß es ihren Vater vorstelle, preßte die Kleine das Bild an's Herz und küßte es unzähligemal, bis die Mutter es ihr entriß und es in den brennenden Kamin warf, — dann aber selbst bitterlich zu weinen begann; — — die Arme! wie wenig hatte sie vom erhofften Lebensglück gehabt! — —

Durch diese Szene prägte sich das Bild des Vaters doppelt tief und unauslöschlich in das Kindesherz, und als der Vater sie endlich aufgefunden, erkannte ihn die Kleine sofort, schlang die Ärmchen um seinen Hals und erwiderte auf die Frage:

„Willst Du mit Deinem Vater gehen?“

mit großer Entschiedenheit: „Ja!“ —

Nachdem nun die Übereinkunft getroffen wurde, die später notariell festgesetzt ward, daß der Vater für das leibliche und geistige Wohl des Kindes zu sorgen habe, und die Mutter sich in die Erziehung nicht einmischen

dürfe, stellte diese die Bedingung, daß sie jederzeit das Kind besuchen könne, und dieses vor dem erreichten vierzehnten Jahre nicht getauft werden sollte.

Der beglückte Vater ging auf alles ein, und so wurde ein Wagen geholt, die Mutter selbst reichte das Kind dem Vater hinein, blieb dann aber auf dem Trittbrett stehen, wortlos, wie es ihre sanfte, stille, duldende Art war, noch einmal von ihrem Töchterchen Abschied nehmend.

Das frühreife Kind empfand reuevoll, daß es ihm sowenig leid tat, von der Mutter fortzugehen, — aber ihr kleines, liebebedürftiges Herz war zu glücklich über die Zärtlichkeit und zarte Fürsorge des Vaters!

So reiste sie denn mit ihm nach Nischinew, und als der Wagen vor dem kleinen Hause hielt, eilte die neue Mama mit offenen Armen dem Kinde entgegen, das ihr ein Ersatz sein sollte für die ihr entrissenen, so schmerzlich entbehrten, eigenen Kinder.

Mit viel Liebe wurde die Kleine auch von Gurlands Freunden bewillkommt. Da war vor allem eine alte Frau Berg, die dicht neben Gurlands wohnte.

Sie hatte nach einer unglücklichen Ehe den einzigen Sohn, ihres Herzens ganzes Glück, auf geheimnisvolle Weise verloren und glaubte, in Gurlands Zügen Ähnlichkeit mit ihm zu finden; das Verständnis für ihren Schmerz und die aufrichtige Teilnahme, die Gurland ihr bezeugte, taten ihr so wohl, daß sie mit ganzer Seele an ihm hing und sein Töchterchen erst recht ins Herz schloß. —

Es machte ihr die größte Freude, das Kind auf's Netteste auszustatten und sich von ihr: „Großmama“

nennen zu lassen. Die Kleine erwiderte auch die Liebe von Herzen und bewahrte der alten Dame zeitlebens eine dankbare, liebende Erinnerung.

Bald mußte die kleine, kaum sechsjährige Sophie am Unterricht der Faltinschen Kinder teilnehmen; er wurde im Pastorat von einem jungen Kandidaten erteilt, der leider noch sehr unerfahren war, die Kinder oft anschrte und durch seine große Heftigkeit einschüchterte; auch verlangte er offenbar zuviel von dem kleinen Wesen, denn nach der Schule kam das Kind so erschöpft heim, daß es sich auf den Teppich legte und sofort einschlief.

Die „Großmama“ Berg machte dem Vater Vorwürfe, daß er das Kind überanstrengte; — auch geriet er selbst immer mehr in Sorge, ob die Kleine bei ihm zu Hause die rechte Erziehung genieße, da seine Zeit so sehr in Anspruch genommen und seine Frau wenig befähigt hierzu war. Dazu kam, daß die Angst, sein kleiner Liebling könnte ihm geraubt werden, ihn nie verließ. Drohbriefe kamen öfters, und so oft sein Amt oder seine Missions-tätigkeit ihn auf längere Zeit vom Hause fortführten, verzehrte sich sein Herz in nervöser Aufregung und Angst. —

Als nun das Frühjahr 1870 nahte und sein Gesundheitszustand dringend eine ernstliche Kur im Auslande erforderte, beschloß er, sein kleines Mädchen auch hinauszubringen und den lieben Freunden Wunders zur Erziehung zu übergeben.

Seit dem Tode von Frau Wunder lebten ihre vier Töchter in schönem geschwisterlichen Verhältnis zusammen, sich durch ihre verschiedenen Gaben ergänzend. Da sie

ungemein vielseitig gebildet, zum Teil auch künstlerisch begabt waren, bot sich hier ein sehr günstiger Boden für die Weiterentwicklung des Kindes.

Fräulein Sophie Wunder speziell übernahm die Erziehung und verstand es meisterhaft, Geist und Herz der Kleinen zu entfalten, die mit schwärmerischer Liebe und Verehrung an dieser mütterlichen Freundin bis zu deren Lebensende hing.

Die Erinnerung an die Berliner Zeit, in der geistiges Leben und kindliche Freuden so herrlich vereint wurden, und sich dem Kinde so viel Schätze erschlossen, blieb der Kleinen zeitlebens ein unvergeßliches Eldorado. —

Die Mutter des Kindes kam wenige Monate später nach Rischinew, um ihr Töchterchen zu besuchen, erfuhr aber, daß sie nicht mehr dort sei, und so hat sie dasselbe auch nie mehr wiedergesehen, da sie einige Jahre danach starb. —

Bei dieser Gelegenheit, wo Gurland sie ganz ohne den Einfluß seiner Schwiegermutter sprechen konnte, gelang es ihm auch, sie zum notariellen Widerruf der Klausel zu bewegen: das Kind nicht vor dem vierzehnten Jahre zu taufen.

Da die Kleine aber in Berlin war, und die weite Reise dorthin nicht gleich angetreten werden konnte, — mußte die Taufe für's erste noch hinausgeschoben werden. —



Ermutigende Erfahrungen.

„Wer in mir bleibt und ich in ihm,
der bringet viele Frucht.“

Joh. 15, 5.

Aus der Missionstätigkeit Gurlands in Rischinem ließe sich viel Interessantes berichten von Ausfaat, Blüte und Frucht, es würde uns aber zu weit führen, wir erwähnen nur einige Tatsachen.

Neben manch schwerem Kampf und bitterer Enttäuschung schenkte Gott auch ermutigende und beglückende Erfahrungen.

Sein erster Täufling, M. Rosenstrauch entsprach auch ferner seinen Hoffnungen. Es gelang ihn zum Judenmissionar ausbilden zu lassen, und als solcher hat er der Missionsache, bis zu seinem Tode 1901, treulich gedient und segensreich gewirkt.

Auch ein späterer Täufling, der seinem Herzen noch näher stand, konnte durch die Hilfe der Freunde Israels ausgebildet und ordiniert werden. Es ist dies der Pastor Theodor Meierjohn, der in Minsk und Umgegend unter den Juden mit großer Liebe und ganz besonderer Begabung dem Herrn Seelen zu gewinnen sucht. Es tat Gurlands Herzen sehr wohl, von ihm wie ein Vater verehrt und geliebt zu werden, und blieben sie stets in herzlicher Verbindung miteinander.

Eine ganz besondere Gebetserhörung ward ihm zu teil, als sein alter jüdischer Hausarzt, bei dem er oft ein-

und ausgegangen, und mit dem ihn herzliche Freundschaftsbande verknüpften, — zur Erkenntnis des Heiles gelangte.

Der alte Doktor hatte nichts mehr von Gurland wissen wollen, seit er Christ wurde, und zürnte ihm doppelt, als auch der Nefse des alten Herrn durch Gurlands Missionstunden gewonnen, sich zum Christentum bekehrte.

So schien alle Hoffnung, ihn zu gewinnen, geschwunden, da wurde Gurland einmal nachts zu ihm gerufen und hörte mit Rührung, daß der Arzt durch das freudige Sterben einer christlichen Patientin, die ihm ihre Bibel vermacht hatte, so ergriffen worden war, daß er in dem Vermächtnis zu forschen begonnen und er jetzt — wo auch ihm die Sterbestunde schlug, die Taufe empfangen und offen das Bekenntnis ablegen wollte, daß Jesus allein seiner Seele Frieden gegeben habe. —

Viel Freude bereitete der Religionsunterricht in der Kirchenschule, an der auch einige jüdische Kinder unentgeltlich teilnehmen durften; die Herzen dieser Kleinen öffneten sich freudig dem Worte Gottes, und sie wollten immer mehr von Jesu hören und lernen. —

Auch diese Saat auf Hoffnung trug manche schöne Frucht.

Mehr und mehr wurde die Missionstätigkeit in Kischinew bekannt, auch aus entfernten Gegenden: Odeffa, Verbitschew, Wilna, und vielen anderen Orten kamen das Heil suchende Juden dorthin.

Es war Gurland ein Herzenskummer, daß er oft diese Leute, die so weite Reisen gemacht, Kosten und Mühe

nicht gescheut hatten, um Ruhe für ihre Seelen zu finden, zurückweisen mußte, weil weder Raum noch Mittel genügend vorhanden waren.

Das Ayl, das Pastor Faltin durch Liebesgaben hatte erbauen können, war überfüllt; er selbst nahm in's Pastorat, Gurland nahm in seine eigene kleine Wohnung noch diesen und jenen auf, allein auch das genügte meistens nicht.

Um die Proselyten zu beschäftigen, wurde eine Buchbinderei und Schachtelfabrikation eingerichtet; — auch konnte eine Bibel- und Traktat-Niederlage gegründet werden; und ein oder der andere Proselyt, der sich gut bewährte, fand Anstellung als Kolporteur, um das Wort Gottes möglichst in die Häuser der Leute und ihrem Herzen nahe zu bringen.

Missionsberichte wurden in dem Leipziger Blatt: „Saat auf Hoffnung“ und im „Missionsblatt des Westdeutschen Vereins für Israel“ veröffentlicht und gewannen der Arbeit in Rischinew viele Freunde. Professor Delitzsch in Leipzig, eine Hauptstütze der Judenmission, der durch die Gründung des Institutum Judaicum unter den Studenten der Theologie viele Mitarbeiter für die Missionstätigkeit unter Israel gewann, — interessierte sich lebhaft für Gurlands Arbeit, — förderte dieselbe durch Geldsendungen und trat Gurland in langjähriger Korrespondenz als väterlicher Freund und Berater sehr nahe. —

Auch mit Pastor Karl Axenfeld in Köln (später in Bonn), einem bewährten, treuen Arbeiter im Weinberge Gottes, befreundete sich Gurland von ganzem Herzen. In wie reichem Maße auch er sich für Gurlands Tätigkeit

interessierte und sie unterstützte, ersehen wir, wenn wir auch nur aus einem seiner Briefe einen Auszug machen:

„Ich freue mich, Ihnen 175 Taler zusenden zu können, den Ertrag, der durch das Missionsblatt bisher eingegangen ist. Viel Liebe zu Israel haben Ihre Berichte in allen Teilen Deutschlands erweckt; könnte ich Ihnen alle Begleitschreiben zu den Gaben senden, Sie würden sich innig daran erquicken.

Ich sende aber nur einen Zettel, weil der arme Handelsmann aus Barmen, ein lieber, einfältiger Christ, so herzlich darum bittet, daß sein Brief im Original Ihnen zu Gesichte komme.

Die Mitteilung Ihres letzten Briefes in Nr. 12 unseres Blattes hat wirklich in vielen Herzen gezündet. Da schreibt ein Schmiedemeister aus Hundsrücken im Gebirge, daß man dort in den Gebetsversammlungen Ihrer herzlich gedenke und mit Spannung Ihren weiteren Berichten entgegenfähe.

Audere Freunde sandten mir sogar Weihnachtsgaben für Sie; eine arme Frau hier in Köln sparte von ihrem Haushaltungsgelde groschenweise, bis sie hocheifreut mir einen Taler für Rischinew übergeben konnte.

In einer Schlesiſchen Brüdergemeinde hat man Ihre Sache besonders lieb gewonnen; auch in der Heimat Teesteegens strecken sich Beterhände für Sie zum Herrn aus.

Im Düſſeldorfer Frauen-Verein erzählte ich Ihre Geschichte, die allgemeine Freude erregte. — Ein Pfarrer in Westfalen bestimmte einen Sonntag im Jahr, um für Ihre Arbeit zu kollektieren; und mein Bruder, Julius

Arenfeld, sendet aus Smyrna eine reiche Gabe, von der dortigen deutsch-französischen evangelischen Gemeinde, an der er in großem Segen wirkt.

Aus Wetterau, wo einst Zinzendorf gewirkt hat, soll ich Sie innig grüßen, von den dortigen „Jesusfreunden“, die Ihre Proselyten, als „Jesusfreunde aus Israel“ grüßen lassen!

Hiermit haben Sie einen kleinen Begriff von der Liebe, die für Sie rege geworden ist. Auch ich nehme viel aus Ihren lieben Briefen und Mitteilungen und erfrische und erquickte mich selbst an Ihrem Glauben und Leben.

Seien Sie und Ihr Werk dem Herrn und seiner treuen Pflege empfohlen.

Es grüßt Sie brüderlich Ihr

Karl Arenfeld.

Aber auch in Rußland wurden der Judenmission Freunde gewonnen.

Auf den Amtszreisen in die Kolonien wurden in den christlichen Gemeinden Missionsstunden gehalten und dadurch das Interesse und die Teilnahme für die Missionstätigkeit angeregt. Über seine erste Missionsreise im Sommer 1868 schreibt Gurland:

„Von nah und fern strömten die Christen herbei, und taten willig Herz und Hände auf. Oft geleiteten sie mich, — Lob- und Danklieder singend, bis zur nächsten Kolonie, um auch der dortigen Bibelstunde beizuwohnen. —

Die Kirchen oder Bethäuser waren meistens gefüllt, — es kam auch vor, daß sie die Menge der Herbeigeeilten

nicht fassen konnten, dann hielten wir im Freien unsere Gottesdienste.

Öfters wurde ich gebeten auch am Nachmittage noch eine Missionsstunde zu halten.

Die Kollekten dieser armen Bauergemeinden ergaben verhältnismäßig große Summen, — sie stiegen manchmal bis auf 200 Rbl. (430 Mk.), was in dieser schweren Zeit, wo an vielen Orten Hungersnot herrschte, wirklich ein Liebesopfer war. Aber wichtiger war mir, daß viele Herzen versprachen, für das arme Volk Israel zu beten, den schweren Jakobskampf mitzuringen, bis der Herr seinem gefangenen Volk den Segen der Heils-Erkenntnis zuteil werden lasse. —

Eine fast unerwartete Teilnahme und Herzlichkeit erfuhr ich auf dieser Reise bei den Geistlichen. Auch aus dem so viel weiter entfernten Chersonschen Gouvernement kam von den Amtsbrüdern eine freundliche Aufforderung, doch auch dorthin eine Missionsreise zu machen. — So reiste ich am Sonnabend den 30. August 1869 aus Kischinew ab, 75 Werst mit dem rüttelnden russischen Postwagen, dann mit der Bahn bis Odessa, wo ich abends zwölf Uhr ankam und am andern Morgen predigen mußte. Montag Nachmittag hatte ich Missionsstunde zu halten, und Dienstag früh um 7 Uhr reiste ich mit dem Dampfschiff nach Cherson. Um 4 Uhr nachmittags angekommen, um 5 Uhr Gottesdienst. Anderen Morgens um 7 Uhr mit dem Schiff ausgefahren und 24 Stunden später in Nikopol gelandet, von wo ich noch fast 150 Werst bis in die Kolonie Molotschnaja hatte, wo Pastor Keuchel mich sehr liebevoll empfing und Sonntag Vormittag ein großes Heidenmissionsfest stattfand und am Nachmittage ich für die Judenmission über 2. Mos. 14, 15 die Predigt hielt. Die Kollekte ergab, trotz der großen Spende von 700 Rbl., die vormittags für die Barmer Mission eingesammelt worden, doch noch 107 Rubel.

Von dort ging es weiter nach Johannistal, Worms, Neu-Freudental, Hoffnungstal, Kassel, Glückstal und Bergdorf. Überall öffnete Gottes Gnade mir die Häuser und Herzen, und meine Seele konnte nur Gott loben und preisen.

Wenn diese Missionsreise auch viel schwieriger und anstrengender war, als ich's gedacht hatte, so war sie andererseits doch viel gesegneteter und erfolgreicher, als ich's zu hoffen gewagt hatte." — —

Soweit Gurlands Bericht; wir fügen noch hinzu, daß, als er 30 Jahre später krankheits halber ganz nach Odessa ziehen mußte und die Bauern in den Kolonien davon hörten, sie ihn herzlich grüßen und ihm sagen ließen: sie hätten ihn nicht vergessen, sondern dächten noch oft in Liebe an ihn. Einige von ihnen machten sich sogar auf die Reise und besuchten ihn in Odessa.

Da gab es nur eine kleine Enttäuschung, daß der Pastor sie nicht gleich erkannte und sich ihrer Namen nicht entsinnen konnte.

„Aber, Herr Paschtóhr, wißt Ihr denn nit mehr, daß ich Euch gefahren habe? und bei dem Christian do habt Ihr doch gewohnt.“

„Wir haben den Herrn Paschtóhr gleich erkannt.“

„Und wir wissen auch noch, was Ihr gered't habt.“

Gurland setzte ihnen ein Gläschen Wein vor und freute sich innig der Treue dieser einfachen braven Leute.



War Gurlands Wirksamkeit in Rischinew eine mannigfaltige und segensreiche, so griffen doch körperliche Strapazen auf den beschwerlichen Reisen im Süden, sowie

geistige Überanstrengung und Gemütsbewegung ihn sehr an. Mehrmals wünschte der Arzt eine gründliche Kur in ausländischen Bädern und längeres Ausspannen aus der Arbeit, doch mußte aus vielerlei Gründen immer wieder davon abgesehen werden.

Im Frühjahr 1870 sollte in Berlin eine große Konferenz aller Vereine und Gesellschaften, die sich der Ausbreitung des Christentums unter den Juden widmeten, stattfinden, und es erging auch an Gurland und Pastor Faltin die dringende Aufforderung, ihr beizuwohnen.

Das gab den Anstoß, und im April wurde die Reise angetreten. Auf dieser sehr interessanten belebten Konferenz, auf der auch Gurland einen Vortrag zu halten hatte, beredete ihn sein Freund Pastor Arenfeld, noch ehe er die Badekur antrete, mit ihm an den Rhein zu gehen und alle Ortschaften zu besuchen, in denen Gurland durch seine Missionsberichte bereits Freunde gewonnen. Pastor Arenfeld sandte überall hin Nachricht und reiste mit Gurland mehrere Wochen lang von Ort zu Ort, — schöne, erquickende Missionsfeste feierend.

Es war alles vorzüglich praktisch und genau geordnet, sodaß meist vormittags in einem Orte und nachmittags bereits in dem andern Missionsstunde gehalten wurde, und solange er selbst mitreiste, alles leitete und anordnete, ging auch alles ausgezeichnet; aber dann mußte er nach Bonn zurückkehren und übertrug die weitere Leitung, — da Gurland ganz unbekannt mit den Zügen und Ortschaften war, — einem befreundeten Herrn, was Veranlassung zu einem recht unangenehmen kleinen Intermezzo gab.

Gurland drängte eines Sonntags, an dem er vormittags gepredigt und nachmittags in D. Missionsstunde halten sollte, immer wieder:

„Müssen wir nicht schon zum Bahnhof?“ Er wurde mehrmals wegen seines Reisesiebers ausgelacht, — aber endlich gab der Herr nach, mit ihm zum Bahnhof zu gehen! „Nur zu Ihrer Beruhigung, denn wir haben noch mehr als eine Stunde zu warten.“ So saßen sie plaudernd unter dem Gedränge der Abreisenden und Ankommenden, und so oft ein Zug heranbrauste, sprang Gurland auf: „Das ist gewiß unser Zug?“ „Nein, nein, seien Sie doch ruhig, dieser Zug hält gar nicht in D. — Verlassen Sie sich nur auf mich!“

Aber als nach mehrmaligem, vergeblichem Mahnen endlich eine Stunde vergangen war — kam kein Zug an! Voll Unruhe fragt Gurland den Stationschef, und erhält die Antwort: „Nach D.? der ist seit einer Stunde fort!“ Der Schreck war groß! „Geht kein Zug mehr dorthin?“ „Ja wohl! — um 9 Uhr abends!“ Der arme Pastor war in Verzweiflung, — dort wartete die ganze Gemeinde, und er saß hier und konnte nicht helfen! Was tun? — aber selbst der bisher so sichere und frohgemute Reisebegleiter wußte keinen Rat! Es wurde ein Telegramm an den Pastor nach D. gesandt, und man saß in äußerst gedrückter Stimmung die vier Stunden auf dem Bahnhof. —

In D. aber wartete der Pastor vergeblich auf seinen russischen Amtsbruder; er war selbst zur Bahn gefahren, um ihn zu empfangen, und da er nur das Signalement hatte: „Ein sehr schwarzer, härtiger Herr,“ redete er jeden

brünetten Herrn an: „Sind Sie Pastor Gurland?“ — Dann dachte er: „Ich habe ihn verfehlt; er ist vielleicht schon in meinem Hause!“ Also dorthin — vergebens! „Er wird schon in der Kirche sein!“ — Auch nicht! und nun ist's höchste Zeit geworden. Die Kirche ist gedrängt voll, alles wartet voll Spannung auf den russischen Missionar; man beginnt ein Lied zu singen. Der arme Pastor B. weiß nicht was anfangen und glaubt immer noch, Gurland irre in der ihm fremden Stadt umher; er sagt dem Küster an, draußen sich umzusehen und falls ein sehr schwarzer Herr komme, es ihm gleich zu sagen. Das Lied ist zu Ende. Schweren Herzens steigt der Pastor auf die Kanzel, da wird er am Talar gezupft, — der Küster ist leise heraufgeschlichen und flüstert ihm zu: „Er ist da!“ „Nun, Gottlob!“ stöhnt der aufgeregte Geistliche, — läßt die Gemeinde noch ein Lied singen und steigt von der Kanzel, um den verspäteten Gast in der Sakristei zu begrüßen! — aber ach! wieder eine Enttäuschung!

Ein schwarzer Herr, der etwas verspätet zur Kirche gekommen, hatte durch den Haupteingang nicht mehr in die gefüllte Kirche dringen können und versuchte es deshalb durch die Sakristei! Er war ganz entsetzt, als er nun als Missionsprediger begrüßt wurde! Das war eine schlimme Sache! Pastor B. blieb nun nichts übrig, als wieder die Kanzel zu ersteigen und der Gemeinde mitzuteilen, der Erwartete sei ausgeblieben, sie müßten mit ihm vorlieb nehmen! Aus dem Stegreif mußte er nun eine Andacht halten und die Gemeinde mit dem Missionsbericht auf ein andermal vertrösten.

Heimgekehrt fand er dann das Telegramm vor, und abends kam Gurland müde und unglücklich über diese unangenehme Verspätung an.

Anderen Tags ward dann Missionsfest gefeiert; aber noch oftmals erzählte Gurland mit gelindem Schauer und vielem Humor von diesem Erlebnis! —

Diese ganze Missionsreise war reich an Segen und Freude; sie erquickte ihn so sehr, daß er immer wieder Müdigkeit und Schmerzen, Unwohlsein und Ermattung darüber vergaß.

Nach einem Abendgottesdienst in einer kleinen Stadt kamen ein Herr und eine Dame in die Sakristei, überreichten eine größere Gabe für die Mission und sagten dabei: „Lieber Herr Pastor, Sie haben uns heute so viel gegeben, und unseren Herzen so wohlgetan, da möchten meine liebe Frau und ich Ihnen gerne danken, und so beschloßen wir, Ihnen diesen Ring, der uns sehr lieb ist und unsere Namen trägt, zu geben. Bitte tragen Sie ihn und beten Sie, daß, was durch Ihre Worte in unseren Herzen angeregt worden, auch Frucht tragen möge!“ — Der Ring trug auf breiter goldener Platte die Buchstaben D. W. — Die vollen Namen hat Gurland niemals erfahren, aber diesen Ring trug er immer, bei seinem Anblick oft für das Paar betend und sich freuend, sie einst vor Gottes Thron wiederzufinden. —

Sehr erschöpft und angegriffen kam Gurland endlich, Ende Juni, ins Bad nach Rissingen, aber jetzt, wo die Anspannung, das eiserne Muß der Pflicht, und die Anregung, die ihm zuteil geworden, nachließen, versagten auch

die Kräfte, — er mußte ganz ins Bett und die Kur wollte nicht anschlagen; — Blutwallungen zum Kopf und völlige Nervenabspannung, dazu große Hitze erschwerten die Genesung.

Endlich nach vierwöchentlichem Gebrauch ging's besser, aber der Arzt verordnete Tabarz als Nachkur, um in der Ruhe und frischen Gebirgsluft die Nerven zu stärken.

Auf der Reise dorthin traf er in Nürnberg mit Pastor Seesemann aus Mitau (Kurland) zusammen, mit dem er schon einige Zeit in Korrespondenz gestanden, da der baltische Judenmissionsverein den Wunsch hegte, Gurland für Riga oder Mitau zu gewinnen.

Mit Pastor Seesemann wurde diese Möglichkeit ernstlich erwogen, und dann machten beide einen Ausflug nach Neu-Dettelsau, wo sie mit Pfarrer L ö h e unvergeßlich schöne Stunden verlebten.

Als Gurland auf der Weiterreise nach Tabarz begriffen war, wo er mit Wunders und seinem Kinde zusammen treffen sollte, erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutschland, und am selben Tage wurden sämtliche Bahnen Deutschlands fürs Militär in Beschlag genommen; — alle Reisenden mußten liegen bleiben und warten, bis sich ein Zug einschieben ließ, oder rückkehrende Waggon's sie eine Strecke weiter mitnehmen konnten. Alles, was in den Bädern weilte, eilte heim — um den in den Krieg ziehenden Vater, Gatten, Bruder oder Sohn noch zu sehen, — — und konnte plötzlich nicht weiter! — das gab unbeschreibliche Szenen der Aufregung und Umwälzung aller Pläne. So sah sich auch Gurland plötzlich auf einer kleinen Station

mit einer großen Menge Leidensgefährten der Möglichkeit beraubt, weiter zu kommen. —

Nach vielem Hin und Her beschloß man ins Städtchen zu gehen und Obdach zu suchen, — aber, o weh! dasselbe war so überfüllt von Einberufenen und anderen Reisenden, die gleichfalls nicht weiter gekonnt, daß nichts übrig blieb, als auf dem Marktplatz sich zu lagern. Da saß man denn auf seinem Gepäck — oder lieh aus dem nächsten Hause einen Stuhl oder eine Bank, — aber nun kam der Hunger, — nichts zu essen! — Immer wieder wurde einer oder der andere ausgesandt nach Lebensmitteln; — endlich brachte jemand triumphierend mehrere Pfd. Kaffee, und Zucker und man machte auf offenem Marktplatze ein Feuer an, lieh ein Kesselchen und begann Kaffee zu kochen, bis andere Glückliche Milch und Brot auftrieben. Die Nacht, zum Glück eine milde Sommernacht, mußte so verbracht werden; endlich am Morgen kam die Freudenbotschaft: zurückkehrende Waggonz könnten einen Teil nordwärts befördern, das gab ein Drängen und Eilen! und so kam Gurland nach vielerlei Abenteuern endlich nach Berlin — denn ein Telegramm, das er nach Tabarz gesandt, brachte die Antwort: Wunders seien dorthin zurückgekehrt. Nach kurzem Beisammensein und schwerem Abschied von seiner Kleinen, kehrte Gurland dann nach Rischinew heim, — um noch daselbst tätig zu sein, bis die Angelegenheit mit Riga oder Mitau sich gelichtet.



IX.

Mitau.

Eine neue Heimat.

„Ich will dir den Weg zeigen, den
du gehen sollst.“ Ps. 32, 8.

Das Loslösen aus der alten Heimat und der Einzug in einen neuen Ort, der uns erst Heimat werden soll, ist stets ein schmerzlicher Schritt; gleichen wir Menschen doch den Pflanzen, deren Wurzeln aus dem gewohnten Erdreich losgelöst und in neuen Boden versenkt wurden; sie lassen zuerst die Blättchen traurig hängen; selbst wenn sie in ein besseres fruchtbareres Erdreich gelangten, dauert's eine Weile, bis sie festen Fuß gefaßt, bis sie das Haupt wieder heben und mutiger, kraftvoller um sich blicken, bis ein Weiterwachsen und -entwickeln, ein Blühen und Fruchtbringen möglich ist; dann zeigt sich's aber auch oft, daß das Versetzen zu einer reicheren Entfaltung der inneren Kräfte nötig war.

Der Ausbruch von Kischinew wurde Gurland nicht leicht, denn in den vier Jahren seiner dortigen Tätigkeit hatte er immer mehr Fuß gefaßt und manch lieben Freund gewonnen.

Speziell an den gemeinsamen Bibelabenden war es zu geistigem Austausch und Verständnis gekommen, und nun galt es sich loslösen von einer ganzen Reihe seinem Herzen nahestehender Personen.

Wir nennen nur diejenigen Freunde, mit denen Gott ihn wunderbarerweise an seinem Lebensabende wieder zusammenführte: vor allem natürlich: „Vater“ Faltin, dessen Schwester Emma und Tochter Betty, die Herren Folkmann und Runge, den idealangelegten hochbegabten Architekten Bernardazzi und Gurlands liebsten Freund den hilfreichen edlen Heinrich Spitta, Sohn des Dichters. —

Propst Faltin schreibt über diesen Aufbruch:

„Als im Jahre 1871 in Kurland das Verlangen rege wurde eigene Judenmission zu treiben, war es den Freunden dort erwünscht meinen teuren lieben Gurland, für den ich mit großer Freude viel Kraft und Mühe eingesetzt hatte, in ihre Mitte zu ziehen. Die Aufforderung erging in so liebevoller Weise, daß wir, so schwer es unseren Herzen wurde, uns dennoch entschlossen, ihn ziehen zu lassen, weil sich seinen Fähigkeiten dort ein größeres Arbeitsfeld bot. — Bei der letzten Versammlung im Pastorate sprachen die lieben Freunde und der Kirchenrat ihm ihren herzlichsten Dank und warme Anerkennung aus. Viel innige Segenswünsche begleiteten ihn und seine liebe Frau nach dem fernen Mitau, wo der Herr seine besonderen Wege mit ihm hatte. — Für mich waren es fast die schönsten Tage meines Aufenthalts in Rischinew, welche ich in so inniger Gemeinschaft mit meinem lieben Gurland verbrachte.“ — —

Wie es dazu kam, daß Gurland als Judenmissionar nach Mitau berufen wurde, und wie die Missionstätigkeit in den baltischen Provinzen sich entwickelte, ersehen wir aus dem ersten Brief des Oberlehrers (späteren Propstes)

H. Seefemann, der Referent der Judenmission war, und Gurland schrieb:

„ Mitte der sechziger Jahre wurde die Judenmission hierzulande, durch die Rundreisen Pastor Hesters, Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, angeregt. Wir stellten bald darauf Adler als Katecheten für Bauske an. Adler, ein talmudischer Lehrer, war bereits 33 Jahre alt, getauft und seine theologische Ausbildung in Dorpat versucht worden, allein — trotzdem das Christentum ihm Herzenssache war, — blieb sein Verstand und Wissen so sehr im Talmudismus befangen, daß ihm die Elastizität des Geistes fehlte, die es Ihnen möglich machte auch des christlichen Bildungstoffes Herr zu werden und so doppelt gerüstet und gebildet unter die einzig wirklich befähigten Arbeiter an Israel zu treten Es war vielleicht auch ein Mißgriff ihn in Bauske, einem kleinen Städtchen von 4000 Einwohnern, in dem die Juden die Übermacht hatten, anzustellen. Adler ging zu stürmisch und geschäftsmäßig vor, es entstand eine gewaltige Bewegung unter den Juden, eine Zeitungspolemik folgte, und wenn auch eine Reihe heilsbedürftiger Seelen sich dem Christentum zuwandten, so trat doch bald eine Stille nach dem Sturm ein, — — die Mission in Bauske schien beendet. — . . .

Die Synoden unserer drei Provinzen traten zusammen, beschlossen eine Neugestaltung unserer Judenmission und kamen zur Überzeugung, daß der einzig richtige Schritt die Anstellung eines tüchtig talmudisch und tüchtig theologisch gebildeten Mannes sei, und

daß dieser Judenmissionar in Riga oder Mitau als Stadtvikar stationiert werden müsse. Als Pastor der Landeskirche hätte er natürlich das Recht und die Pflicht alljährlich die Provinzen zu bereisen, Missionsvorträge zu halten und die evangelischen Christen zu diesem heiligen Missionswerke aufzurufen.

Die Hauptarbeit eines Judenmissionars bei uns wird wohl in den ersten Jahren wesentlich darauf gerichtet sein, die Christen zu einer christlicheren Auffassung vom Judentum zu bringen, damit dieses trostlose Nebeneinander von Christen und Juden aufhöre, und die Christenheit dem ihr bisher fernstehenden Judentum menschlich näher trete.

Erst wenn die Juden erkennen, daß wir sie wirklich als unsere Mitmenschen lieben, und daß unsere Mission aus der Liebe hervorquillt — dann erst werden sie dieselbe begreifen und nicht mehr verachten. Es müßte eine ernstliche Beteiligung des Laienelementes angestrebt und die Judenmission zur Gemeindesache gemacht werden.

Über diese Grundzüge sind alle drei Provinzen einig; doch kann erst auf der nächsten Synode das Nähere über Ihre Berufung und über die Existenzmittel beraten werden. — Generalsuperintendent Fromman aus Petersburg hat sich mit großer Anerkennung über Sie geäußert und nur bedauert: daß Sie bei einer Übersiedelung zu uns aus seinem Konsistorialbezirk ausscheiden würden. Vielleicht wäre es richtig auch Petersburg in

den Kreis Ihrer Tätigkeit hineinzuziehen? — Das Nähere müßte mit Fromman verhandelt werden.

Der Gott Ihrer Väter, Jehova Zidkenu, sei mit Ihnen und uns und helfe die Arbeit an Seinem Volke recht betreiben, damit Israel, einst Gottes erstgeborener Sohn, und jetzt ein geringer Pöbel geworden, wiederum als Ganzes zur Seligkeit gelange.“ . . .

Im Frühjahr 1871 folgte Gurland diesem Ruf des Herrn in vollem Vertrauen auf Seine Hilfe.

Wie sehr er auf ein gemeinsames Arbeiten im Weinberge Gottes hoffte, bezeugt seine erste Predigt, die er am 27. Juni 1871, nachdem er durch Generalsuperintendent Lamberg introduziert worden war, — über Matth. 18, 19 und 20 hielt. In ergreifenden Worten sprach er von dem Wert, den Jesus auf die „christliche Gemeinschaft“ gelegt hat, die er so hoch schätzte, daß er sie zur Bedingung seiner unmittelbaren Gegenwart machte: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Er schilderte das Geheimnis dieser göttlichen Kraftwirkung: daß Menschen, die mit Jesu eins sind, — mit unaussprechlicher Freude einander dienen, mit Herzenslust einander pflegen und tragen; daß alle Gegensätze des Standes und Lebens dahinschmelzen zu einer innigen Seelenharmonie, zu einem hellen Akkord des Lobes Gottes, — als das, was wir im apostolischen Glaubensbekenntnis bezeichnen mit den Worten: „Gemeinschaft der Heiligen“. — Diese Wunderschöpfung Christi sei Ihm so sehr brünstiges Herzensanliegen gewesen, daß Er vor dem Sterben noch im hohenpriester-

lichen Gebet sie vom Vater erflehte: „Auf daß sie eins seien, gleichwie Du, Vater, in mir, und ich in ihnen.“ — Zum Schluß bat Gurland die Gemeinde und die Amtsbrüder, sie möchten ihm mit Gebet, Rat und Tat beistehen, damit sie alle gemeinsam, auf demselben Felsengrund stehend, Zion bauen könnten und das Reich Gottes erweitert würde.“ —

Die Judenmission im besondern legte er einige Tage später den Gemeinden in einem eingehenden Bericht und einer Ansprache ans Herz. —

Nun galt es sich einleben und bekannt werden. Im August und September fanden die Synoden in Kur-, Liv- und Estland statt, auf denen Gurland sich den Amtsbrüdern vorstellte und Vorträge über die Judenmission hielt.

In Mitau wurden im Hause des Oberlehrers Seesemann Bibel-Lese-Abende eingerichtet, in der Art, wie Gurland sie in Rischinew geleitet; auch hier fanden sie warmen Anklang, — regten ein tieferes, religiöses Leben an und ermöglichten ihm ein näheres Bekanntwerden mit vielen lieben Menschen.

Als er im Oktober zu einer Judenmissionskonferenz nach Leipzig eingeladen wurde, beschloß er auf dieser Reise endlich seinem Herzenswunsche nachzukommen und sein Töchterchen zu taufen.

Nachdem Gurland die Leipziger Konferenz und Professor Delitzsch besucht hatte, kehrte er nach Berlin zurück, wo er die „Großmama“ Berg vorfand, die den weiten Weg von Rischinew nicht gescheut, um der Taufe ihres

kleinen Lieblings als Pate beizuwohnen. Das Kind hatte sich unter Fräulein Wunders vortrefflicher Leitung sehr erfreulich entwickelt, und der Vater genoß so sehr das Wiedervereintsein mit ihr, daß eine erneute Trennung ihm täglich schwerer schien; nach manchem inneren Kampf beschloß er denn auch, sein Kind fernerhin in seiner Nähe zu behalten und reiste Ende November mit ihr und Frau Berg nach Mitau, wo am 12. Dezember 1871, dem ausländischen Christabend, die Taufe der Kleinen stattfand.

Rascher als zu erwarten war, lebte sich Gurland in Mitau ein und gewann allgemeine Liebe und Anerkennung.

Da er außer seiner Missionstätigkeit öfters sowohl in der St. Trinitatis- als in der Johannis Kirche zu predigen hatte, ward er bald den Gemeinden bekannt.

Seine Predigten wurden gerne gehört, sie kamen aus dem Herzen und gingen zu Herzen.

Seine Bibelstunden über alttestamentliche Texte: Buch Ruth, Elias und andere mehr, die er allwöchentlich im Betsaal des Diakonissenhauses hielt, wurden sehr eifrig besucht, schien es doch selbst denen, die ihre Bibel oft und viel gelesen, als öffne er ganz neue Tiefen und erschließe ungekannte Schätze. So ging ein Zug der Begeisterung durch die Gemeinden und selbst der Generalsuperintendent sagte Gurland:

„Du bist uns von Gott gesandt ein Prediger für die Pastore.“ —

An der Hauptkirche Mitaus amtierte damals Konsistorialrat Pastor Eduard Neander, der 1826 ordiniert,

seit 1836 als Prediger an der St. Trinitatis-Kirche angestellt war. Er hatte noch die Zeit der religiösen Dürre, des Rationalismus erlebt und auf der Kanzel der St. Trinitatiskirche einen Prediger im blauen Frack, weißen Spitzenjabot und hohen gelben Stulpenstiefeln — ohne Talar — gesehen. Als er das Amt übernahm, war der Kirchenbesuch ein so schwacher, daß der Küster ihm nach dem Gottesdienste freudestrahlend berichtete:

„Herr Pastor, heute sind über 60 Personen in der Kirche gewesen!“

Sonst fanden sich in der großen schönen Kirche, die über 2000 Menschen faßt, meist nur 40 Zuhörer ein!

Neander war eine bedeutende Persönlichkeit, selbst ein ernster aufrichtiger Christ mit warmem Empfinden drang er auf persönliches Christentum und brachte einen neuen Geist frischen Lebens, der Erweckung und Bekehrung in die Gemeinde, seine geistvollen Predigten zogen an, und bald füllte sich seine Kirche so sehr, daß an hohen Festtagen kein freier Platz zu finden war. Die ganze Gemeinde hing in Verehrung und Liebe an ihrem Prediger.

Aber die Jahre vergehen und das Neue und Gute wird alt und gewohnt.

Kränklichkeit und Alter erschwerten dem Pastor bald immer mehr die Erfüllung aller seiner Obliegenheiten — das Augenlicht war trübe geworden, und Hilfe tat oft not; so kam es, daß Gurland immer öfter helfend eintrat und die Gemeinde ihn überaus liebte.

Der greise selbstlose Pastor freute sich aufrichtig daran; er war Gurland von Anfang an mit großer Herzlichkeit

entgegengekommen und hatte ihn allmählich wie einen Sohn liebgewonnen. Gurland stellte sich auch ganz wie ein solcher zu ihm. Nie hat ein Schatten dies schöne Verhältniß getrübt, das nur inniger wurde als in Erfüllung eines allseitigen Wunsches Gurland als Adjunkt von Pastor Neander bestätigt wurde.

Am 31. Mai 1873 trat Gurland in den Dienst der ihm so teuer gewordenen Gemeinde zu St. Trinitatis.

Seine Missionstätigkeit wollte er nicht aufgeben, um aber beiden Ämtern nachkommen zu können, sollte er erst seine Gesundheit in Marienbad kräftigen.

Auf diese Weise brachte ihm der Sommer auch ein Wiedersehen mit dem teuren Freunde Max Besser, das ihm zu großer Erquickung gereichte.

Wir lassen zwei Briefe folgen, die uns Einblick in den weiteren Verlauf der Freundschaft gewähren.



Den 11. Juli 1873.

Inniggeliebter Freund!

Meine Gebete umgeben Dich an Deinem Geburtstage und sollen den starken Schild noch stärker machen, der Dich vor allen Pfeilen des Bösen schützen soll.

Ich habe es tief gefühlt, wie Du ein helles Licht in meinem Herzen bist, das mir hilft die Schluchten und Blöcke des schmalen Weges zu meiden.

Du bist immer für mich ein großes Kleinod gewesen, und ich habe wohl auch gedacht, ich müsse Dir etwas

wert sein, da Du mich so lieb hast. Worin liegt nun dieser Wert?

Oft dachte ich, da ich nichts finden konnte, es sei Zufall oder eine Schrulle Deinerseits, mich hoch und wert zu halten, doch mußte ich diesen Gedanken gleich verwerfen.

In Dir ist zu viel Notwendigkeit, als daß eine tiefe, andauernde Neigung Deines Herzens Zufall sein könnte.

Da ist mir denn neulich, im trauten Gespräch mit Dir, durch Dich selbst ein Licht aufgegangen über die Bedeutung, die ich für Dich haben soll.

Wie Du mich früher oft Deinen Samuel nanntest, und wie Samuel Dein nach innen gewandtes Auge, Deine in die Tiefe grabende melancholische Phantasie herausgerissen in heitere, freiere Regionen, aus der Schwermut in leichteren Sinn, aus der Kälte in die Wärme, so ist mir, dem rascheren, leichteren Blut, vielleicht eine ähnliche Einwirkung auf Dich beschieden gewesen.

Du drücktest es sehr schön aus, indem Du sagtest: Du hättest es mir zu danken, daß Du nicht zu früh abgeschlossen und fertig gewesen seist.

Ich glaube, das ist zuviel gesagt, vom Freundesauge vergrößert, aber wie gerne nehme ich, was daran wahr ist, an, als ein Geschenk des himmlischen Vaters.

Sollte ich Dir nun sagen, was Du für mich für eine Bedeutung gehabt hast, so würde ich damit nicht so bald fertig werden.

Ich selbst habe erst später die Größe und das Gewicht Deiner Einwirkung auf mich, — in den ersten

Jahren in Berlin, — verstehen gelernt; in schweren inneren Kämpfen, in denen meine bessere Natur einem einseitigen Intellektualismus beinahe erlegen wäre, ist mir Dein Wesen und Deine Freundschaft ein Leuchtturm und zugleich ein rettendes Fahrzeug gewesen. — Doch genug — . . .

Dein Max Besser.



Steben bei Hof, d. 2. Sept. 1873.

Mein teurer Freund!

Heute ist hier Sedanfeier, der große, ereignisvolle für Deutschland Heil und Ruhm bringende Tag, der nicht nur den Sieg über den alten Erbfeind brachte, sondern gleichzeitig den lang ersehnten Frieden und vor allem die Einigkeit des Reiches.

O wäre dies doch nicht allein ein Tag der politischen, sondern auch der inneren sittlichen Wiedergeburt dieses mir so lieb und wert gewordenen Volkes, dem ich, nächst Gott, die Bildung meines Geistes und Herzens verdanke.

Was vom Geiste geboren und von der Liebe gepflegt und erzogen wird, sollte das für unser inneres Leben nicht von größerer Wichtigkeit sein, als die Abstammung des Fleisches?

Ja, die geistige wie die geistliche Wiedergeburt sind Geheimnisse kündlich groß und göttlich tief. —

Was ich etwa von Gutem und Schönem in meinem Herzen trage, das ist Euer, — denn Ihr lieben deutschen Herzen habt ja nächst Gott zur Entwicklung und Ausbildung meines armen Geistes bewußt und unbewußt das meiste getan.

Und wenn Ihr Euch über den Erfolg Eurer Arbeit wundern solltet, so ist die einfache Erklärung die: Ihr habt Eure Liebe an mir arbeiten lassen, und Euch, ich weiß nicht warum, **mein** genannt und solche selbstlose Hingabe der Herzen teilt stets die reichsten Gaben aus, ohne es selbst zu wissen.

Nur von diesem Standpunkt aus kann ich's mir erklären, daß, obschon ich von Geburt nicht Germane bin, dennoch mein Kopf und Herz, Geist und Gemüt, ja, mein Denken und fühlen deutsch sind, und ich das wärmste Interesse für dies Land, die innigste Teilnahme für das Wohl und Wehe dieses Volkes in mir fühle . . .

Mir geht's recht gut. Der Stahlbrunnen tut seine Pflicht, die Bäder ebenfalls, der Appetit ist prächtig, Schlaf, Stimmung und Kräfte erholen sich, wenn auch langsam, so kann ich's nur als Gnadenführung Gottes ansehen, daß ich nach Steben kam

In alter treuer Liebe

Dein Gurland.



Missionstätigkeit.

„Gehe hin und verkündige das Reich Gottes.“ Luf. 9, 60.

Über die Missionstätigkeit Gurlands in Mitau lassen wir ihn selbst durch Auszüge aus seinen Berichten reden.

„Die Arbeit an Israel ist nicht die Lieblingsarbeit eines einzelnen Geistlichen, sie ist ein Zweig der Amtstätigkeit unserer evang. luth. Kirche, gestützt auf das Recht, getrieben von der Pflicht und getragen von der Verheißung, die der Herr seiner Kirche anvertraut hat. Daher müssen alle Erfolge Freude und Leid, die wir bei dieser Arbeit erleben, als Gemeingut der Kirche mit den Glaubensgenossen in der Nähe und ferne geteilt werden.

Wir danken dem Herrn für den Erfolg und inneren Segen aber auch für die mancherlei Trübsal, die wir erfahren, denn sie erzog uns in der Demut und Geduld und lehrte uns vom eignen Tun absehen und allein auf Ihn vertrauen.

Einige Israeliten, die in Pflege und Unterweisung waren, verschwanden bei Nacht und Nebel, andere wurden uns von den Eltern und Verwandten entrissen, und wieder andere erhielten von der jüdischen Gemeinde ihre Geburtscheine nicht ausgeliefert und konnten deshalb nach dem Kirchengesetz nicht getauft werden.

Eine besonders schmerzliche Erfahrung habe ich an einem moldauischen Juden erleben müssen, der nach viermonatlichem Unterricht von mir ein Manuskript (eine

in hebräischer Sprache verfaßte biblische Geschichte des Alten Testaments, die zum Drucke fertig war und viele Anmerkungen für orthodoxe Juden enthielt), zum Lesen nahm und damit spurlos verschwand. Der arme Mensch ahnte gewiß nicht, welche mühsame Arbeit mit Drangsetzung der für einen schwächlichen Körper so nötigen Nachtruhe an jenen Blättern haftete. Möge ihn die Liebe Jesu endlich erfassen.

Selbst die unsteten Juden, die flüchtig kamen und gingen (darunter ein alter, ehrwürdiger Rabbiner, der das Neue Testament gelesen und mir öfters gesagt, daß er Jesum als seinen Messias erkannt habe, — und der dessenungeachtet in seinem Amte bleibt), machen durchaus nicht den Eindruck, als ob bei ihnen der Same des Evangeliums gar keinen Boden gefunden hätte, vielmehr liegt der Grund ihrer Unentschlossenheit meist in den furchtbar verwickelten Lebensverhältnissen und Familienschwierigkeiten. — Ein junger Israelit sagte mir, daß er nicht die Kraft in sich verspüre, ein „Märtyrer des Christentums“ zu werden! Es liegt viel Wahrheit in dieser Bezeichnung. Zwischen dem furchtbaren Fanatismus der Juden bei uns zu Lande und dem Indifferentismus so vieler Christen kann sich der Judenchrist nicht wohl fühlen. Alle Bande der Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft mit den Seinen sind zerrissen, verfolgt, verstoßen, gehetzt und verachtet von den früheren Gesinnungsgenossen findet er meist nur Vorurteil, Mißtrauen und abstoßende Kälte unter den neuen Glaubensgenossen. Dazu kommt die Existenzfrage: was soll solch ein armer Proselyt beginnen? Er ist plötzlich in eine ihm nach Naturanlage und Lebensanschauung völlig fremde Welt versetzt; Umgangssprache, Bildung, Denkweise und Sitten der Indogermanen sind dem Semiten in der ersten Zeit ebenso unfaßlich, wie die seinigen ihnen. Der innere

Trieb nach Freundschaft und geselligem Zusammenleben, das Bedürfnis nach einem Gedankenaustausch mit einem Gleichgesinnten, das schon in der Naturanlage des Orientalen liegt und bei solchen inneren und äußeren Kämpfen sich ganz besonders geltend macht, bleibt meistens unbefriedigt.

Jeder Judenchrist muß daher eine Reihe von Jahren mitten in der Gemeinschaft der Heiligen seinen einsamen Lebenspfad ziehen und schwere innere Kämpfe durchleben, bis der Herr ihm den Weg zu warmen gläubigen Christenherzen bahnt. So ist es für einen wahren Juden kein leichter Entschluß Christ zu werden; um so bewunderungswürdiger müssen wir es daher finden, wenn eine Judenseele trotz all dieser Hindernisse und Schwierigkeiten dennoch von der Liebesmacht des treuen Hirten überwunden wird und spricht: „Herr, Du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen; Du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen.“ (Jeremias 20, 7.)

In Wilna, wo sich so schöne Keime eines neuen religiösen Lebens zeigten, haben Schwarmgeister die Köpfe verwirrt und die Gemüter krankhaft erregt. Stundenlange Disputationen, die ich tagein tagaus, oft bis in die Nacht hinein mit den talmudischen Gelehrten hielt, schienen keinen anderen Erfolg zu haben, als daß ich mich zuletzt völlig erschöpft und krank fühlte. Durch den Talmud ist in ihrem Denken und Fühlen eine tiefe geistige Entartung nicht zu verkennen. Sie haben durch die tollgewordene Logik des Talmud und durch die haarspaltende Dialektik der Talmud-Kommentare das einfache Denken verlernt und das unbefangene Urteil über Wahrheit und Unwahrheit verloren.

Wie oft stand ich ratlos diesem leidenschaftlichen, rechtthaberischen, zänfischen und halsstarrigen Volke gegenüber! Dann kamen die Stunden der Unfechtung für mich,

wo ich mir sagte, es sei Torheit, hier auf Erfolg zu hoffen. „Die Steine sind schwer, des Staubes ist viel, und die Kraft der Träger zu schwach; wir sind zerstreut auf der Mauer fern voneinander“ (Nehemia 4). Einer Aufgabe sich nicht gewachsen zu fühlen, das Elend der Brüder täglich anzusehen und doch nicht helfen zu können und täglich mutloser werden, das sind die schwersten Anfechtungen und die tiefsten Leiden unseres Amtes, die selbst einen Elias zu der verzagten Bitte herabstimmen: „Es ist genug, Herr!“ —

Als ich eines Tages in so gedrückter, mutloser Stimmung, scheinbar unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren wollte, begegneten mir im Gedränge der schmalen Judengasse zwei Männer, die durch zwei ineinander gefahrene Wagen aufgehalten, mir eine Weile gegenüberstanden. Die edlen Gesichtszüge des erblindeten Greises kamen mir bekannt vor, doch sann ich vergeblich, wo ich ihn gesehen, als der jüngere Mann laut aufschrie: „Vater! Vor uns steht Dein gottloser Schüler, der unsere Brüder verführt!“ Nun erkannte ich meinen alten väterlichen Freund, meinen ersten Talmudlehrer, und grüßte ihn herzlich mit dem üblichen Friedensgruß: „Schalom alechem Rabbi!“, auch griff ich unwillkürlich nach seiner Hand; allein der Sohn entriß sie mir und rief: „Gottloser! rühre meinen Vater nicht an, auf daß Du ihn nicht verunreinigst, denn er ist heilig! Licht und Finsternis haben keine Gemeinschaft.“ — „Laß ab, mein Sohn,“ mahnte der Alte, „wer da zürnet, treibt Abgötterei.“ Unterdessen lichtete sich das Gedränge ein wenig, und der Sohn zog den Alten so rasch zur Seite, um ihn aus meiner Nähe zu bringen, daß der Blinde einen Fehltritt tat, hinstürzte und den Arm brach. Ich sprang zu und hob ihn auf, rief einen Wagen an, und wir legten ihn in denselben, während der Sohn in tiefer Erbitterung murmelte: „Ich

wußte, daß dieser uns Unglück bringen würde!" Der Alte aber jammerte: „Gott Israels, wo soll ich hin?"

„Wo wohnen Sie," fragte ich.

„In M., 5 Meilen von hier."

„Fahr zum jüdischen Hospital," befahl ich dem Fuhrmann.

Allein dort wollte man ihn nicht annehmen, es war alles besetzt, und er gehörte zu einer anderen Gemeinde. So ließ ich ihn ins Gasthaus bringen, bezahlte ein Zimmer und eilte nach einem Arzte. Als der Kranke geschient und gut gebettet stille lag, trat ich an sein Bett, und er flüsterte: „Danke, Danke, Gott lohne Dir's. Du bist immer der alte, treue Mensch! Ach! es ist gewiß nicht wahr, ich habe immer gesagt: Du kannst kein Götze (Christ) geworden sein, Du hast ja ein jüdisches Herz!"

„Lassen wir das jetzt, lieber, verehrter Rabbi, Sie sind zu schwach; wenn Sie erlauben, komme ich morgen, und wir sprechen uns in ruhiger Stunde aus." —

„Ja, komm, mein Sohn, komm bald; Du weißt, wie sehr ich Dich immer liebte." —

Am anderen Morgen traf ich es glücklich: der Sohn war in die Synagoge gegangen, und ich konnte den lieben Alten allein sprechen. Er erzählte mir von der schlaflosen Nacht und von unheimlichen Nachtgestalten, die ihn erschreckt, und schloß mit den Worten:

„Ja, mit dem Alter ist die Dämmerung gekommen und die lange, lange Nacht naht."

Ich erwiderte: „Der Herr spricht: „Ich will euch tragen bis ins Alter, ich will es tun, ich will heben, tragen und erretten.""

„Ja," sagte er mit tiefem Ernste, „das gilt dem Gerechten", aber ich muß rufen: „Herr, verwirf mich nicht zur Zeit des Alters, wenn meine Kräfte sich erschöpfen, verlaß mich nicht."

Wir saßen lange still; der franke Arm schmerzte, und ich suchte ihm eine bessere Lage zu geben.

„Habe Dank, mein Sohn,“ flüsterte der alte Mann, „aber jetzt erzähle mir, wie alles kam.“

Ich begann nun von den wunderbaren Wegen Gottes, die er mich geführt, von den inneren Kämpfen meiner Seele als jüdischer Rabbiner, dann wie es allmählich Licht wurde in mir, bis zu meinem Übertritt zum Christentum. Ich zitierte die messianischen Stellen und wies auf die verfälschten Erklärungen, welche der Talmud, die Midraschim und Kabbala zu diesem klaren Gotteswort geliefert haben. Ich wies auf Gottes Heilsplan, auf die weltumfassende Wirkung, die das Evangelium vom Kreuze an den meisten Heidenvölkern vollzogen, während Israel, seitdem es den Gesalbten Gottes verstoßen, unter dem Banne Gottes friedlos umherirrt, ohne Vaterland und König, ohne Tempel und Opfer, ein Spott der Welt, mit Blindheit des Herzens geschlagen! Alle seine altjüdische Gelehrsamkeit trägt den Stempel eines krankhaften Geistes an sich! — Nun schilderte ich ihm, wie Christus das Licht der Seele ist, seine Gnade unsere Herzen neu belebt und mit Liebeswärme füllt; als ich zu dem Worte kam: „Jesus, der Gefreuzigte, ist das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt,“ leuchtete sein Gesicht auf. Ich fuhr fort, ihm in Jesu den Hohenpriester zu zeigen, der noch heute, wie damals, für seine Brüder betet: „Vater, vergib ihnen!“ und seinen ewigen Bund mit Israel immer noch fest hält, obgleich Israel ihn schon unzählige Male gebrochen hat. — Als ich ihm von Simeon erzählte, der alles dieses erkannt und ausgerufen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen,“ — ging ein heiliger Schauer über sein Gesicht, er seufzte und sagte mit gehobener Stimme:

„Sohn, ich beschwöre Dich bei dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, bei unserer Heiligen Schrift (Gesetzesrolle) und bei allem, was dem wahren Israel je und je heilig und teuer war, daß Du mir vor Gottes Angesicht bezeugest: ob das alles, was Du mir gesagt hast, wirklich wahr ist, und ob Du von ganzem Herzen daran glaubst?“ Er bat mich den Gebetsmantel (Talith), der über einem Stuhle hing, und den er bei seinen Gebeten umzulegen pflegte, zum Zeichen des Eides mir um die Schultern zu legen. Ich tat es und beteuerte fröhlichen Herzens, daß mein Glaube an Jesum von Nazareth meines Herzens Überzeugung, Trost und Frieden ist, und daß ich in diesem Glauben leben und sterben will und ewig selig zu werden hoffe durch das Blut der Versöhnung, welches der Heiland in seinem Opfertode für uns alle vergossen hat, daß ich täglich zu Ihm flehe, daß er meinen Brüdern nach dem fleische die Decke Moses von den Augen abtue und ihre Herzen zu seinem Herzen lenke!

Da öffnete sich plötzlich die Tür, und der Sohn des Rabbi und der Gastwirt, die wahrscheinlich schon lange hinter der Tür gestanden, stürzten herein, rissen mir den Gebetsmantel ab, tobten und fluchten, daß ich dem alten Manne Kopf und Herz mit Irrlehren verwirrt hätte, und stießen mich zur Tür hinaus.

Der fromme Wirt, der seinen großen Eifer für den Glauben der Väter zeigen wollte, gelobte, handgreiflich zu werden, wenn ich wiederkommen sollte. Ich fand auch wirklich keinen Einlaß mehr und erfuhr beim Arzte, daß es wohl zu Ende gehe.

Mit schwerem Herzen verließ ich die Stadt, da Amtspflichten mich nach Hause zurückriefen. Als ich auf meiner nächsten Missionsreise Wilna besuchte, ließ ich mir das Grab meines Lehrers auf dem jüdischen Kirchhof zeigen

und las auf dem einfachen Feldsteine die Worte, die der Sterbende sich selbst gewählt haben soll: „Dniel, ich habe des Herrn Angesicht gesehen, und meine Seele ist genesen.“ (1. Mos. 32, 30.)

Auf meinen Missionsreisen in Litauen hat sich mir eine Welt von Not und Elend eröffnet und haben sich Jammerbilder mir eingeprägt, wie sie bisher mir noch nie vorgekommen waren. Um allermeisten wollte mir das Herz brechen beim Anblicke der Scharen elender, verhungertes, in Schmutz und Lumpen verkommender Judenkinder, wenn sie mit flehendem Blick ihre mageren Händchen ausstrecken und um ein Almosen bitten, oft die ganze Straße nachlaufend, und nicht selten von den Vorübergehenden wie die Hunde behandelt werden. Verlorene Schäfchen vom Hause Israel sind's, die verschmachten und verstreut umherirren, weil sie keinen Hirten haben. Wer kümmert sich um sie? Wer erzieht sie? — Jesus rief einst arme Judenkinder zu sich, küßte und herzte sie und segnete sie. Und diese Jesusliebblinge, wie werden sie oft lieblos behandelt, wie hilf- und schutzlos stehen sie da! Sollten wir nicht daran denken, daß sie ein Vermächtnis unseres Heilandes sind, die der Liebe und Pflege bedürfen? Man braucht nur ein paar Judenschulen in Litauen gesehen zu haben, um die Wurzel alles Elendes dieses Volkes zu erkennen. Die jüdischen Elementarschulen für Knaben, (für Mädchen existieren gar keine,) die ich besuchte, sind wahre Mörderhöhlen, wo das physische und psychische Leben der armen Kinder untergraben und alle Kräfte des Leibes und Geistes vernichtet werden.

Als Beispiel will ich nur eine von den vielen Schulen schildern, die ich besuchte. Sie ist in Wilna, neben der großen, alten Synagoge, die von 18 Bethäusern umgeben ist, welche ein schmutziges Viereck bilden, auf

dem Weiber, Männer und Kinder hocken und allerlei Scherben und Trödel, Eßwaren und alte Bücher 2c. 2c. feilbieten. Es ist ein wirres Durcheinander; von allen Seiten angerufen und zum Kauf genötigt, gelangen wir endlich an den alten, großen Wasserbehälter, in dessen Nähe ein halbverfallenes dreistöckiges Gebäude steht. Unten im Kellerraum, dessen kleine Fenster kaum mit den obersten Scheiben an das Pflaster reichen, befindet sich die Elementarschule. Durch dunkle, übelriechende Gänge erreichen wir endlich die Türe des Schullokales; ein alter Wasserzuber, der vor jeder Schultür Wache hält, steht am Eingang, und mein Begleiter taucht nach alter Gewohnheit beide Hände hinein, sie dann am langen Schoß seines glänzenden Rockes abtrocknend, während ein sonderbares Getöse aus dem Innern der Schule dringt. Die Tür öffnet sich, und wir stehen in einem niedrigen Raume, der durch schmutzige Kellerfenster ein düsteres Licht erhält und nicht nur Schulraum, sondern auch Eß- und Schlafzimmer von drei Familien darstellt; da die Erwachsenen tagsüber meist nicht zu Hause sind, und die Betten fast nur aus übereinander angebrachten Brettern an den Wänden bestehen, war der mittlere Raum frei und überfüllt von einer Menge Kinder, die Atmosphäre aber so dick, daß alles in blauen Dunst gehüllt war, und ich anfangs nichts unterscheiden konnte. Das Gemurmel hatte sich bei meinem Eintritt gelegt, dafür erhob ein Säugling ein Zetergeschrei, das nicht enden wollte.

Der Lehrer Schepsele, eine hohe hagere Gestalt mit strengen, finsternen Gesichtszügen, glaubte offenbar, ich sei im geheimen Schulrevident, und fragte stotternd nach meinem Begehren.

Als ich ihm gesagt, ich sei ein Durchreisender, der seine Schule gern kennen lernen wolle, beruhigte er sich einigermaßen und klagte über die bittere Armut. „Wie-

viele Schüler haben Sie," fragte ich. „„185.““ „Wie“, rief ich unwillkürlich, „die können doch unmöglich alle in diesem Raume Platz finden?“ „„O, sie kommen nicht alle, ein Drittel fehlt immer, denn einige Tage der Woche müssen sie frei haben, immer abwechselnd, um Betteln zu gehen; sie können doch nicht verhungern!““ „Ist dieses eine Bettelschule?“ fragte ich. „„Bewahre! Es sind durchaus nicht nur die ärmsten Eltern, die ihre Kinder zu mir in die Schule schicken. Sehen Sie, ich kann doch drei Gehilfen halten, aber in den Armenschulen kommt nur ein Lehrer auf ebensoviel Schüler.“ Ich bat, dem Unterricht beiwohnen zu dürfen.

Auf ein Signal teilten sich die Kinder in drei Gruppen, einen Hilfslehrer an der Spitze; alle drei begannen den Unterricht gleichzeitig, ihren Stab in die Höhe haltend, mit dem Rufe: „Aufpassen! Ihr verfluchten Plappermäuler, reißt die Augen auf!“ Aller Augen folgten dem Stabe, der auf ein altes kaum leserliches hebräisches Alphabet wies, das an der schmutzigen, feuchten Wand angebracht war. Der Stab berührte den ersten Buchstaben: „„Aleph““, schrien alle gemeinsam. „Noch einmal!“ „„Aleph, Aleph!““ Der Stab rückte weiter: „„Beis! Beis,““ (so sprechen die Juden das „Beth“ aus). „Dieses ist die alte Methode“, sagte der Lehrer, „mit der neuen geht's ganz anders. Sehen Sie so.“ Auf einer Bankecke lagen verschiedene Papierschnitzel, auf denen einzelne hebräische Buchstaben geschrieben waren; ein älterer Schüler ordnete sie der Reihe nach, der Hilfslehrer nahm einen kürzeren Stab, der an jedem Ende einen Stachel trug und rief: „Dieses ist ein Wunderstab, mein Herr, passen Sie auf;“ er berührte einen Buchstaben, der an der Spitze stecken blieb und hob ihn in die Höhe: „Was ist das?“ Alle Kinder schrien: „„Aleph, Aleph;““ schnell griff er mit dem anderen Ende einen anderen fetzen, auf

dem ein Komez stand. „„Komez, Komez,““ schrien die Kinder. Mit affenartiger Geschwindigkeit hielt er bald das eine, bald das andere in die Höhe. „„Komez, Aleph . . . O! O! O!““ schrien alle. Nun warf er den ersten Buchstaben fort und griff statt seiner das Beth, es in die Höhe haltend mit dem Komez wechselnd. „„Bo! Bo! Bo!““ riefen die Kinder. Dieses Wunder wiederholte sich mehrmals, und stolz sagte der Lehrer: „Dieses ist meine eigene Erfindung!“

Die zweite Gruppe war mit hebräischem Lesen beschäftigt. An der entgegengesetzten Wand war ein Blatt aus der hebräischen Bibel mit Stecknadeln befestigt, worauf ein rothhaariger Knabe, Sohn des Bebbe-Schepsele, der schon Adjunkt des Vaters ist, mit einem Stabe schlug, indem er schrie: „Bereschis! Boro! Elohim!“ usw. (Im Anfang schuf Gott die Welt usw.). Die Kinder sprachen wie Papageien nach: „Beschis, Reschis! Berro! Shore!“ Eine babylonische Sprachverwirrung; aber das Beste kommt noch.

Der dritte Hilfslehrer hatte den Schreibunterricht. Kaum hatte er das Wort: „Schreibe!“ ausgesprochen, als die Knaben sich auf die Erde warfen und jeder mit einer Kohle versehen auf dem zerbrochenen Ziegelpflaster zu kritzeln begannen; der Lehrer mit einem Stück Kreide in der Hand lag ebenfalls auf dem Bauche und kroch zwischen ihnen umher. — Ich hatte genug!

„Was machen Sie nun selbst?“ fragte ich den Herrn Oberlehrer.

„„Ich unterrichte im Talmud,““ erwiderte er.

Plötzlich bemerkte ich noch ein Häuflein Kinder, die in einer Zimmerecke, bis zur Brust entblößt, dastanden. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich mir diese armen kleinen Sünder näher ansah. Zwölf Knaben bewegten sich langsam in einem kleinen Rundkreise, die

Hemdchen aufgehoben und hinten am Kragen befestigt; ein Täfelchen hing jedem auf der Brust, auf welchem ein Wort geschrieben stand: „Chaser“ (Schwein) oder „Masif“ (Schadentäter) oder „Pere-odam“ (wilder Mensch) und dergleichen mehr.

„Was haben diese kleinen Missetäter denn getan?“

„„Na,““ rief die Frau des Lehrers, von deren Willkür das Schicksal der armen Sträflinge abhing, „„na, was is do noch zu fräge? Schind es doch gar keine Menschen nich, tacke Chaserim, Masifims und Pere-Odams.““

„Was hat denn nun z. B. der „Chaser“ getan?“

„„Oi! was der geton hot? Hei, hei! a Busche (Schande) zu sagen, was der Chaser geton hot!““

„Nun was hat denn dieser kleine Masif getan?“

„„Dieser Masif? a kloiner? Oi, Gott soll mich bewohren! Tacke ein groisser, groisser Masif is er! Ein Haman! ein Korach! ein wohrer Asmodai (böser Dämon). Dieser Asmodai mit dem anderen Pere-Odam, sie haben mir a Milchkrüggle zerbrochen, a neues Teple, erst gestern gekauft für 3 Kopekes für mein „Auremele,“ (Großsöhnchen) soll mir leben!““ „Is nich emes!“ (nicht wahr) jammerte der Masif, „Schifre“ (die Mutter des Auremele) hot selbst dem Tepele zerbrochen, ich hob's doch gesehen!“ „„Du wirst noch dabern (plaudern)?““ schrie Rebbe Schepsele, indem er seinen Strafriemen in die Hand nahm und dem Kinde einige Male auf den entblößten Leib schlug. „„Schifre, gib her ein Kodder (Läppchen)!““ Schifre nahm ein schmutziges Läppchen aus der Wiege ihres Säuglings und reichte es triumphierend dem Papa.

„Was wollen Sie denn tun?“ fragte ich erschreckt.

„„Das werden Sie bald sehen,““ war die Antwort, während er dem Kinde im wahren Sinne des Wortes den Mund aufriß und ihm das Schmutzläppchen hinein-

stopfte mit der Bemerkung: „Wehe Dir, wenn Du's losläßt!“

Als aber die Brüder des Geplagten zu murren anfangen, rief der alte Tyrann: „Schifre, noch Koddors!“

„„Sind keine mehr do,““ entgegnete sie.

„So gib Heu her.“

Und es geschah! Schifre nahm einen Haufen verfaultes Heu aus der Wiege ihres Lieblings und reichte es dem Vater, der es in kleine Bündel zerteilte und fünf Kindern buchstäblich das Maul stopfte.

„Jetzt vorwärts in die Runde,“ schrie er, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. —

Mir war dieses Schauspiel zum Weinen; um dem Trauerspiel ein Ende zu machen, schickte ich meinen Begleiter nach einem großen Korb voll Kringeln und Brezeln. Es gelang endlich auf meine Fürsprache hin die Gefangenen Zions zu befreien, jedes Kind erhielt einen Kringel, und den Rest die Frau Schulmeisterin für ihre Familie; so löste sich alles in Wohlgefallen; der Schulmeister gestattete, eine Stunde lang im Hofe zu spielen; da glänzten die Kinderaugen, und mit dem Kringel in der Hand sprangen sie froh ins freie. O, selige Kindheit! Wie rasch verscheucht ein Freudenstrahl die Wolken an Deinem Himmel!

Nach vielem vergeblichen Mühen gelang es mir doch endlich einige Lehrer in Wilna zu bewegen, ihre Schulen zu reorganisieren, indem sie ihre bisherigen engen, unsauberen Wohnungen mit gesunderen Räumlichkeiten vertauschten und bezüglich des Unterrichtes und der Behandlung ihrer Schüler humaner und vernünftiger zu verfahren versprachen. Anstatt der abgedroschenen talmudischen Fabeln wird nun in diesen Schulen das Alte Testament wörtlich und ohne Kommentar und Zusätze gelehrt. Außerdem werden 6 Stunden wöchentlich im

Schreiben und Lesen der russischen und deutschen Sprache von christlichen Lehrern, die wir besolden, erteilt. Wir unterstützen dafür jeden jüdischen Schulmeister mit einer Beisteuer zur Miete von 200 Rubel als Ersatz für die Schüler, die fanatische Eltern ihnen infolge der Neuerung entzogen haben. Bisher sind's drei solcher Knabenschulen mit ca. 350 Schülern, die unter unserer Ägide stehen. Auch gelang es eine Mädchenschule ins Leben zu rufen, denn mit der Mädchenerziehung sieht es noch weit schlimmer aus. Bei den allermeisten Juden der ärmeren Klasse wachsen die Mädchen ganz ohne jede Bildung auf, wissen nichts vom Judentum, und haben auch keine Ahnung von irgend einer anderen Religion.

Dessenungeachtet darf kein Mädchen unverheiratet bleiben. Sie werden alle Mütter und Erzieherinnen eines neuen Geschlechtes, und bis zum zwölften Jahre sind die Kinder meist ganz der Mutter überlassen. Deshalb müßten vor allem Judenmädchenschulen angelegt werden, um diese ärmsten zu erziehen, weil damit auch der künftigen Generation geholfen wäre.

Die Erfahrung hat es auch in der kurzen Zeit, seit solche christliche Schulen für Judenmädchen existieren, gelehrt, welchen dreifachen Segen sie bringen. Erstens fördern sie in den christlichen Gemeinden das Interesse und Verständnis für die Judenmission, und wo Christen an Judenkindern arbeiten, wächst auch die Liebe und Teilnahme für Israel. Zweitens üben die Kinder auf Eltern und Verwandte unwillkürlich einen segensreichen Einfluß aus, so daß die Brücke zum Evangelium geschlagen wird, weil wir die Herzen der Eltern durch die Kinder am ehesten gewinnen. Drittens erwachsen in den von christlichen Lehrerinnen erzogenen Judenmädchen Mütter und Pflegerinnen, die dem kommenden Geschlechte anstatt Aberglauben und Fanatismus einen sittlich-religi-

giösen Keim ins Herz pflanzen, und ihnen nicht, wie es jetzt geschieht, gemeine, schmutzige Lügen über das Leben des Heilandes erzählen werden. —

Bis jetzt ist es mir gelungen, sieben solcher Schulen ins Leben zu rufen. In St. Petersburg besteht seit Jahren eine solche, die in großem Segen wirkt. In Kur- und Livland bin ich auf meinen Amtsreisen nicht selten von Juden selbst um die Errichtung solcher Mädchenschulen gebeten worden; bisher fehlten die Mittel, doch hoffe ich mit Gottes Gnade noch eine ganze Anzahl ins Leben rufen zu können.

Der Unterricht wird von gläubigen Damen geleitet, die mit ganzem Herzen sich den Kindern widmen und ihre jungen Seelen dem Herrn zu gewinnen suchen. Die Aufsicht über die Schule hat der Ortspastor. Gern werden auch einige Christenfinder aufgenommen, denn den jüdischen Mädchen wird der Religionsunterricht nur aus dem Alten Testamente erteilt, auch lernen sie die Psalmen auswendig; sie folgen aber mit großem Interesse und Verständnisse dem neutestamentlichen Unterrichte, den die Christenfinder erhalten, und lassen es sich oft nicht nehmen, auch die Jesuslieder mitzusingen. Alle die Psalmen, die täglich und zu den großen Festen in frommen jüdischen Familien hebräisch gebetet werden, können die weiblichen Mitglieder, — weil sie nur Jargon reden und die hebräische Sprache nicht kennen, — nicht verstehen. Haben nun die Kinder in der Schule die Psalmen deutsch gelernt, so geht mit großer Freude ihnen und durch sie auch den Müttern nun das Verständnis auf für das, was sie täglich beten.

Wir wollen zum Schlusse noch eine Weihnachtsfeier aus unseren christlichen Judenmädchenschulen hierhersetzen. Schon lange vorher lernen die jüdischen Mädchen die Messias-Verheißung und die christlichen die Erfüllung der-

selben aus dem Neuen Testamente auswendig. — Naht nun der Christabend, so treten an den noch dunklen Weihnachtsbaum je ein Judenkind, mit einer Verheißung, ein Licht anzündend, heran, gefolgt von einem Christenkinde, das die Erfüllung aussagt, in gut geordneter Folge, so daß sich den jungen Herzen unauslöschlich einprägt, daß keine der Verheißungen unerfüllt geblieben ist und Gottes Treue gewißlich hält, was Er verspricht. Ist dann so der Christbaum hell erleuchtet, dann ertönt jubelnd von der einen Seite das „Hosianna“ und aus Christenmund das „Ehre sei Gott in der Höhe.“ Auf dem Weihnachtstische aber liegen zwischen kleinen praktischen Gaben Psalmbücher, und für die Austretenden Bibeln Alten Testamentes, und geben ihnen so fürs ganze Leben einen Schatz an Trost und Hilfe mit auf den Lebensweg.

Leider müssen wir diesem Berichte hinzufügen, daß alle diese Judenmädchenschulen, die in so großem Segen wirkten und manche herrliche Frucht trugen, durch die Russifizierung der deutschen Schulen in den Ostseeprovinzen eingehen mußten; am längsten hielt sich noch die Libausche Schule, die 1874 gegründet, mit 54 Kindern anfing und meist gegen 80 Kinder zählte, und durch die in den zwölf Jahren ihres Bestehens viele hundert Kinder christliche Anregung erhielten und in christlichem Geiste gebildet wurden. Die Petersburger Judenmissionschule ist die einzige, die durch hohe Protektion noch das Recht des Bestehens behalten hat und unermüdlich weiter arbeitet.

So sehr Gurland die Gabe hatte, die Herzen der Christen für die Missionstätigkeit zu erwärmen und

jüdischen Heilsverlangenden den rechten Weg zu weisen und sie für Jesus zu gewinnen, so sehr regten seine Erfolge die Judenthümlichkeit im großen und ganzen auf; durch Haß und Erbitterung versuchten sie auf mancherlei Weise seine Arbeit zu hindern. — Auf seinen Missionsreisen in den kleinen jüdischen Städten war er oft seines Lebens nicht sicher; es fehlte nicht an Drohungen und Insultationen, aber Gott behütete seinen Knecht, der alle Verfolgung und Trübsal gering achtete, um seinen Brüdern den zu verkündigen, der allein ihnen Frieden und Hilfe bringen kann!

Auch in Mitau regte sich in den ersten Jahren jüdische Verleumdungssucht; der Oberrabbiner B. veröffentlichte in der Zeitung einen Artikel, der Gurland diskreditieren sollte; allein derselbe erregte so allgemeine Empörung, daß sogar die höhere Schuljugend, im Über-eifer ihre Treue und Anhänglichkeit dem lieben Pastor Gurland zu bezeugen, einen Fackelzug arrangierte und ihm ein Ständchen, dem Rabbiner aber eine greuliche Katzenmusik brachte.

Und bald fühlten es die Juden ihm ab, daß sein Glaube ihm Herzenssache und die Liebe zu seinem Volke nicht erloschen war, fanden die jüdischen Armen doch allezeit eine offene Hand und ein freundliches Wort bei ihm. —

Nach Gurlands Tode sagte ein blinder Jude, der mit Zündhölzchen hausieren geht, als er gefragt wurde, ob er sich Pastor Gurlands erinnere: „O gewiß! Sehen

Sie — der Herr Pastor Gurland, das war, so zu sagen, — ein Ausnahmefall.“ —

Mit diesem zutreffenden Urteil drückte der ungebildete arme Jude wohl so ziemlich dasselbe aus, was Professor Delitzsch meinte, der Gurland, noch bei dessen Lebzeiten, „eine adelige Seele“ nannte.



Ein schwerer Schlag.

„Er verlegt und verbindet, er zerschlägt, und seine Hand heilet.“
Hiob 5, 18.

Schwere Heimsuchung war sachte und allmählich herangezogen und über Gurlands Heim und Herz hereingebrochen.

Gurlands Frau, ein sanftes, liebevolles Wesen, war langsam, zuerst unmerklich und dann mehr und mehr einem Nervenleiden verfallen, das einen tiefen Schatten über ihr Leben warf.

Von Jugend auf war sie durch viel Kreuz und Leid gegangen.

Ihre Eltern, die aus einer altangesehenen Rabbinerfamilie stammten, hatten die Tochter in der streng gläubigen Weise ihres Hauses erzogen und sie nach der Sitte ihres Volkes bereits im dreizehnten Lebensjahre verheiratet.

Erst achtzehnjährig wurde sie Witwe und widmete sich ganz der Erziehung ihrer Kinder; allein auch diese wurden ihr genommen, als sie die Ehe mit Gurland einging, der bereits, da er den Talmud verwarf, von seinem Volke als „Abtrünniger“ angesehen wurde.

Dies große schwere Herzeleid hatte sie nie ganz überwunden, und da ihre zweite Ehe kinderlos blieb, zehrte die

Sehnsucht nach ihren Kleinen tief innen an ihr. Viel bitter Not und Verfolgung mußte sie erdulden, als Gurland Christ wurde, und mancher Seelenkampf erschütterte ihr Herz, bis auch sie den Heiland gefunden.

Der Kummer um die ihr entriessenen Kinder erwachte nun von neuem, verlangte ihr Mutterherz doch so heiß danach, die Kleinen zu Jesus zu führen, aber alle Bemühungen, sie zurückzuerhalten, blieben erfolglos; — sie hat sie nie wiedergesehen.

Unter viel Trauern wurde das Herz stille im Gebet, aber als sich ihr in Gurlands Töchterchen ein Ersatz bot, wandte sie demselben die ganze Fülle ihrer mütterlichen Liebe und Zärtlichkeit zu.

In aufopfernder Weise sorgte sie für das leibliche Wohl der Kleinen und des Gatten, an dem sie mit ganzer Seele hing. Wie strahlten ihre Augen, wenn er nach Hause kam, und sie ihm entgegeneilte. — Aber allmählich trat eine Schwerfälligkeit im ganzen Wesen ein, leise und unbemerkt war die Krankheit über sie gekommen — vielleicht infolge all des durchlebten Herzeleids, — erst mit der Zeit, als die körperliche Hinfälligkeit immer auffallender wurde und die Geisteskräfte ganz zu erlahmen schienen, erkannte man die Tiefe des Leidens, und der Ausspruch des Arztes, daß es fortschreitende Gehirnerweichung sei, war ein erschütternder Schlag, der Herz und Haus traf. Die zunehmende Schwäche der Kranken, die bald nicht mehr das Bett verlassen konnte und vieler Pflege bedurfte, veranlaßte den Arzt, darauf zu dringen, daß die Kranke ins Diakonissenhaus gebracht werde. Dort hatte sie ent-

sprechende Behandlung und die Ruhe und Stille, die ihr not taten.

Der Kummer und die Aufregung der letzten Monate hatten Gurlands Gesundheit sehr angegriffen; auch die Kleine war blaß und zart. Der Arzt riet dringend zu einem Gebrauch des Stahlbrunnens in Steben; und so reisten beide im Frühjahr 1875 ins Ausland.

Jedoch zu rechter Ruhe kam Gurland nicht. Die Sorge um seine Frau und die Gestaltung seiner Häuslichkeit, vor allem die Erziehung seines Kindes lag ihm schwer auf dem Herzen. — Wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht: fast jeder Freund rät zu etwas anderem und hat soviel gute Gründe gerade zu seinem Vorschlage, daß die Entscheidung eine doppelt schwierige wird. Arenfelds waren gern bereit die Kleine in ihre Pension aufzunehmen, und manches sprach dafür, besonders das schöne Klima am Rhein; aber näher fast lag es, sie wiederum Fräulein Sophie Wunder anzuvertrauen, an die das Kind sich vom ersten Momente des Wiedersehens mit so großer Liebe geklammert, daß der Papa, ihren Bitten nachgebend, sie für den Sommer dort lassen und allein nach Steben gehen mußte. Wohl wußte er, welch mütterliche Erziehung sein Kind dort finden würde, aber dann hieß es, sich auf viele Jahre hinaus von demselben trennen; und schon dieser Gedanke beugte ihn nieder.

Da bot sich ein Ausweg.

In der letzten schweren Zeit in Mitau fand Gurland Rat und Beistand bei einer alten, liebenswürdigen Dame, Fräulein Adele von Reibnitz, zu der auch die Kleine

während der Krankheit ihrer Stiefmutter ganz in Pension gegeben worden war. Ihre helfende Hand hatte schon öfters sich ordnend des Hauswesens angenommen, und ihr hatte Gurland während seiner Abwesenheit die Fürsorge für seine kranke Frau recht ans Herz gelegt. Der Zustand der letzteren hatte sich in so hohem Grade verschlimmert, daß sie nicht mehr im Diakonissenhause bleiben konnte. Fräulein von Reibniß wußte, wie sehr Gurland darunter gelitten hätte, seine Frau in solchem Zustande wiederzufinden, und wandte sich an das Kevaler Diakonissenhaus, das ein Siechenheim besaß und freundlich einwilligte, die Kranke aufzunehmen. Mit großer Umsicht leitete Fräulein von Reibniß den Transport derselben und konnte dann dem Pastor mitteilen, daß die dortige Oberin, Fräulein Therese von Mohrenschild, in freundlichster Weise versprochen, sich der Kranken anzunehmen.

Dieses tatkräftige Handeln und die hilfsbereite Freundschaft, die sich darin ausdrückte, legte es nun Gurland nahe, diese Dame zu bitten, ganz zu ihm zu ziehen, sein Hauswesen zu leiten und die Erziehung seines Kindes zu übernehmen.

Trotz ihrer großen Kränklichkeit ging Fräulein Adele von Reibniß freundlich auf seinen Wunsch ein und ermöglichte ihm so, sein Kind bei sich zu behalten und wieder ein eignes Heim zu haben. —

Auf seinen Missionsreisen besuchte Gurland seine arme Frau, die, trotzdem ihr Geist sich immer mehr un-
nachtete, ihn mit jubelnder Freude erkannte, ja in einer Art *clair voyance* sein Kommen voraussagte. Gurland

war einmal früher, als er beabsichtigt, in Reval angelangt und vom dortigen Pastor gebeten worden die Predigt zu übernehmen.

Es war sehr kalt, und er fror arg in der Kirche. Wie groß war sein Staunen, als er am Nachmittag ins Diakonissenhaus kam und die Schwestern, die nicht geahnt, daß er schon in Reval angekommen, ihm erzählten: seine Frau habe vormittags immer seinen Namen gerufen. Als die Schwestern ihr gesagt: er sei noch nicht da, — habe sie entgegnet: „D ja, er steht auf der Kanzel und predigt.“ „Und es ist so kalt, er friert so schrecklich.“ —

Es ging immer rascher bergab, und im nächsten Jahre erlag sie ihren Leiden.

Aus ihren wirren Reden verstand man nur die Namen ihrer Kinder und Sophiehens und immer wieder den Ruf: „Herzens-Rudolf!“

Nun war die Arme von ihren Qualen erlöst und durfte bei ihrem Heiland sein, den sie in ihrer kindlichen Weise so sehr geliebt, daß sie oft sein Bild ans Herz drückte und küßte.

Als sie zum letzten Mal dem Abendgottesdienst im Diakonissenhause hatte beiwohnen können, war ein Gebet für Israel gesprochen worden, bei dem sie in bittere Tränen ausbrach; als sie nach dem Grund ihres heftigen Schluchzens gefragt wurde, sagte sie:

„Ach! ich weine über Israel.“ —

Sie wurde auf dem Revaler Kirchhof zur Ruhe gebettet, und Gurland wählte zum Text der Grabrede den Spruch:

„Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.“ —

Als er nach einiger Zeit das Kreuz am Grabe aufrichten ließ, dankte er in tiefergreifenden Worten Gott für die Liebe und Treue, die ihm in der Heimgegangenen zu teil geworden, und rief auch ihr ins Grab die Worte nach:

„Habe Dank, geliebte Maria, für alles, was Du mir gewesen.“ —

Die Pflege des Grabes lag ihm sehr am Herzen, und die freundliche Oberin versprach dieselbe stets zu überwachen. Er versah sie so reichlich mit Geldmitteln, daß sogar, als er selbst heimgegangen, noch für einige Jahre voraus Geld zur Pflege des Grabes vorhanden war. —

Seinem Freunde schrieb er über diesen Verlust als Antwort auf einen verständnisinnigen Kondolenzbrief.



Mitau, den 30. November 1876.

Dein lieber Brief, mein teurer Herzensfreund, hat mich herzlich getröstet; habe Dank für Deine Liebe und Teilnahme. Kann auch kein Mensch in die Seele des anderen sich so hineindenken, daß er ihre Tiefe ergründe und ihre Empfindungen ganz teile, so ist es doch sehr wohlthuend zu wissen, daß eine verwandte Seele in Zeiten des Schmerzes unserer betend gedenkt und unseren Schmerz teilen möchte.

Wie es mir jetzt ums Herz ist, kann ich nicht in Worte fassen; selbst Nahestehende könnten geneigt sein, meine Äußerungen für sentimentale Redensarten zu halten. Mein Haus ist seit Jahren ein recht einsames gewesen, jetzt aber ist es auch mein Herz!

Trotz der langen Vorbereitung hat der Heimgang meiner lieben Maria mein Gemüt tief erschüttert. Du wirst das verstehen, denn Du kanntest ja die liebe, treue, kindlich fromme Seele, wie sie mir so ganz ergeben war und nur für mich gelebt hat. Durch die verhängnisvollste Periode meines Lebens hat sie mich treu begleitet als Lebens- und Leidensgefährtin.

Da tauchen alte Bilder auf, und halbvernarbte Wunden bluten tief, und im Innersten des Herzens fühlt man die Einsamkeit des Lebens.

Auch in meinem Freundeskreise hat es sich im letzten Jahre sehr gelichtet. O, laß uns, teurer Freund, um so enger und inniger zusammenhalten. Das Jahr 1876 neigt sich nun seinem Ende zu. Was ich in diesem Jahre alles erlebt, läßt sich in wenigen Worten gar nicht sagen. Viel, sehr viel Kampf, aber wie immer auch viel Gnade und wunderbare Durchhilfe Gottes. —

Sophiechen ist sehr fleißig und grüßt Dich vielmals. Sie entwickelt sich sehr gut und ist meines Herzens Trost. — Ich habe eine alte ehrwürdige Dame, bei der Sophiechen bis jetzt in Pension war, zu mir genommen, und sie leitet auch das Hauswesen. Auf diese Weise habe ich das Kind vor Augen. —

Nun, teurer Herzensfreund, lebe wohl. Des Herrn reichsten Segen zum Neuen Jahre.

Dein R. Gurland.



Unerwartete Beförderung.

„Tue das Amt eines evangelischen
Predigers, richte dein Amt redlich
aus.“ 2. Tim. 4, 5.

Das hohe Alter und die Kränklichkeit des greisen Pastors Neander legte den Gedanken seines baldigen Rücktritts nahe.

Kam nun ein neuer rüstiger Prediger an die St. Trinitatiskirche, so hörte der Posten eines Adjunkten selbstverständlich auf. Gurland, der die Gemeinde so lieb gewonnen, daß es ihm schwer geworden wäre ohne Verbindung mit ihr in derselben Stadt weiter zu leben, dachte daran, die Judenmissionstätigkeit an einem anderen Orte fortzusetzen.

Schon im Jahre 1873 war von der Rheinisch-Westfälischen Judenmission aus Köln eine Aufforderung an Gurland ergangen, in ihren Dienst zu treten; damals wurde er Adjunkt bei Pastor Neander und lehnte ab. Als nun der Rücktritt Neanders bevorstand, ließ er durch Pastor Arenfeld-Bonn anfragen, ob sein Kommen noch erwünscht wäre. Die Antwort war ein freudiges Zustimmung, und so bereitete Gurland sich zu neuem Aufbruch von liebgewordener Stätte vor; denn wie wäre es ihm in den Sinn gekommen, sich um die erste Pfarre des Landes zu bewerben.

Der alte Pastor Neander aber, der Gurland immer mehr schätzen und lieben gelernt, der die große Anhänglichkeit seiner Gemeinde für ihn kannte und von vielen Gemeindegliedern erfahren hatte, daß sie niemanden lieber zu ihrem Prediger und Seelsorger haben möchten, schrieb, noch ehe er sein Abschiedsgesuch einreichte, an die Kirchenpatrone, denen die Wahl oblag, und legte ihnen Gurland, als seinen Nachfolger, warm ans Herz. Wir fügen dieses Schreiben hier ein:

An die Herren Patrone des Mitauschen deutschen Kronkirchspiels

von dem Pastor primarius
zu St. Trinitatis, Konsistorialrat Neander.

Da ich nach 50jähriger unausgesetzter Tätigkeit im Dienste unserer Kirche gegenwärtig bei je mehr und mehr zunehmender Altersschwäche und namentlich in Gefahr völliger Erblindung mich nicht mehr für fähig und tüchtig halte, mein bisheriges Amt gewissenhaft und gehörigermaßen zu verwalten, wie ich es vor Gott und der Gemeinde verantworten kann, so bin ich entschlossen, schon in nächster Zeit um meine Entlassung von demselben nachzusuchen.

Da es mir nun aber dabei natürlich vor allem daran gelegen und Herzenssache ist, das Amt in die Hände eines Mannes niederlegen zu können, von dem ich die feste Überzeugung habe, daß er vor allen der Geeigneteste und Tüchtigste sei, allen billigen und zeitgemäßen Ansprüchen und Bedürfnissen meiner lieben Gemeinde Genüge

zu leisten, so wage ich es schon jetzt, als einen solchen für die bevorstehende Wahl eines Nachfolgers an meiner Statt, den geehrten Herren Patronen des Mitauschen Kirchspiels meinen bisherigen treuen Amtsgehilfen Pastor Rudolf Gurland, der sich ja bereits während seines mehrjährigen Dienstes in unserer Stadt in allen Ständen so viel Liebe, Vertrauen und Achtung erworben, angelegentlichst zu empfehlen . . .

Eine, jenem meinem innigsten Herzensanliegen entsprechende, bestimmte Zusage würde mich zu herzlichem Danke verpflichten und mir in der That die allerwertvollste und liebste Festgabe für mein demnächst bevorstehendes 50jähriges Dienstjubiläum sein.“ —



Und es geschah wirklich das Unerwartete: am 3. Mai 1876 fiel einstimmig die Wahl auf Gurland und brachte diesen in einen großen Kampf. Überwältigend und erschütternd traf ihn die Kunde; tief beglückt und beschämt von der Liebe und Anerkennung, die sich in derselben aussprach, war er doch überzeugt diesem großen Amte nicht gewachsen zu sein und empfand mit ahnendem Schmerz, in welche schwierige Lage ihn diese Auszeichnung vielen Amtsbrüdern gegenüber bringen mußte; darum lehnte er, innig dankend, ab: allein man wollte nichts davon hören.

Der Landesbevollmächtigte Baron von der Recke-Paulsgnade, an den Gurland als an den ersten seiner Patrone, sich um Rat gewandt, sagte ihm:

„Sie haben kein Recht, eine Wahl, die ganz ohne Ihr Zutun einstimmig auf Sie gefallen ist, abzulehnen. Sie müssen dies vielmehr als einen Fingerzeig Gottes ansehen.“

So gab denn Gurland — von viel Liebe gedrängt — nach und trat im Sommer 1876 sein Amt an.

Seine Introduction konnte erst am 10. Oktober 1876 stattfinden, da erst Neanders ministerielle Entlassung und Gurlands Bestätigung abgewartet werden mußte. Das väterliche und kindliche Verhältnis zwischen den beiden Pastoren blieb all die vielen Jahre hindurch bis zu des alten Neanders Tode, der 94 Jahre alt, erst einige Monate nach Gurlands Emeritierung heimging, ein un= gemein inniges und herzliches. Der alte Pastor bezog nun die bisherige Adjunktswohnung oben, und Gurland die größere Wohnung unten im Pastorate; so konnte der Verkehr in alter Weise fortgesetzt werden. In jeder schwierigeren Frage ging Gurland zum alten „Papping“ Neander hinauf, und dieser war nie glücklicher, als wenn er seinem „lieben Sohne“ beistehen konnte. Solange seine Kräfte es ihm gestatteten, erschien er sogar sonntäglich in der Kirche, um bei den Kommunionen mitzuhelfen.

Da sein Leben oben, besonders nach dem Tode der Pastorin, immer einsamer wurde, ließ Gurland es sich nicht nehmen, den Geburtstag des Alten, der stets hoch gefeiert worden, unten in seiner Wohnung festlich zu begehen, und auch die Hochzeit der letzten Tochter Neanders wurde in den alten liebgewordenen Räumen unten gefeiert. —

Als der alte Herr durch einen Fall sich den Hüftknochen brach und wochenlang schwer krank in den wildesten Phantasien daniederlag, konnte niemand als Gurland ihn beruhigen; viele Nächte wachte er bei seinem alten väterlichen Freunde, und nur seinem sanften Zureden gelang es, die Unruhe zu bannen und ihm Schlaf zu bringen.

Auch mit den andern Amtsbrüdern suchte Gurland ein herzliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. — In der Herberge des Pastorates war das sogenannte „Prophetenstübchen“ stets bereit, liebe Amtsbrüder vom Lande oder aus der Nachbarstadt aufzunehmen.

Zu den Synoden strömten alle Teilnehmer derselben täglich in der großen Frühstückspause ins Pastorat, wo nach so viel geistiger Nahrung auch der Leib gestärkt und manch herzliches Wort getauscht wurde. Oder Gurland lud alle zu einem Abend zu sich, der mit Gesang eröffnet und mit dem Lobe Gottes geschlossen wurde. —

Es war Gurland die größte Freude, seiner Gemeinde den Genuß zu verschaffen, auch andere Prediger von seiner Kanzel zu hören; und kamen erst seltene Gäste, wie die Missionsdirektoren Wangemann und Hardeband, Missionar Hahn, Faber, das Ehepaar van Asselt und Hasselblatt, welche letztere sich monatelang im Pastorate erholten, und andere mehr, so lud Gurland nach dem Missionsgottesdienst, soviel nur seine Räume fassen konnten, zu einem schlichten Abendbrot. Dann strahlten seine Augen, wenn er sah, wie gern die Menschen kamen und sich er-

zählen ließen von der Ausbreitung des Reiches Gottes, und wie angeregt der Gedankenaustausch war.

Ja, die Missionsfache lag ihm ganz besonders am Herzen und brannte dieses von so großer Liebe zu Jesu und seinen Brüdern, daß er sich oft fragte: ob er recht getan, den Beruf des Judenmissionars aufzugeben. Nicht, daß er die Arbeit an Israel ganz gelassen hätte, als er Pastor primarius wurde und an seiner Stelle Pastor Dworcowicz in Riga als Judenmissionar für die drei Provinzen angestellt wurde; vielmehr suchte er auf jede Weise, soviel nur Zeit und Kräfte es ihm gestatteten, unter Christen und Juden für die Sache zu wirken.

Er hielt Missionsstunden in der Kirche und versammelte wöchentlich im Pastorate einen Kreis von Damen um sich, die für Israel arbeiteten und denen er erzählte, oder wenn er zu beschäftigt war, vorlesen ließ. Mit der Zeit waren der Teilnehmerinnen so viele geworden, daß der Raum im Pastorate zu eng wurde, und die kurländische Ritterschaft freundlichst einen Saal im Ritterhause zur Verfügung stellte.

Die Damen interessierten sich so warm für die gute Sache, daß sie freiwillig Tee und Gebäck lieferten, und Gurland gelang es, einige Herren willig zu machen, mit ihm abwechselnd, dem großen Kreise von Damen Vorträge zu halten, die allgemeinen Beifall fanden.

Heilsuchende Juden kamen immer wieder zu ihm, und es verging wohl selten eine Zeit, in der nicht ein oder der andere Proselyt im Pastorat wochen- ja monatelang Unterkunft und liebevolle Unterweisung gefunden hätte.

An vielen erlebte er große Freude, so an der armen kleinen Nähterin, Marielchen Laffer aus Wilna, die in stiller, liebevoller Weise nichts empfangen wollte, ohne durch Arbeit und Hilfe im Hause ihre Dankbarkeit zu beweisen, und die auch späterhin, ihrem Herrn treu nachfolgend, sich ihr Brot selbst verdiente, aber auch als lieber Gast wieder im Pastorhause einkehrte.

Herzlich lieb wurde ihm auch die reiche junge Dame aus Prag, die mit so großem Heißhunger vom Heilande hörte und bis zu ihrem Tode in treuer Anhänglichkeit ihres Seelsorgers gedachte. Wir könnten noch eine Menge aufzählen, aus Schweden und andern Ländern, denen in großer Liebe gedient ward, — von manch bitterer Erfahrung und Enttäuschung aber auch sagen, von mancher Seele, die zu großen Hoffnungen berechtigte, aber als Christ und Christin sich nicht zurechtfinden konnte auf dem einsamen Lebenswege und durch Ansprüche und irrige Ansichten zu großer Last und Plage wurde.

Trotz all dieser Arbeit für und an Israel fühlte Gurlands liebevolles Herz sich oft bedrückt und glaubte nicht genug zu tun, um seinen Brüdern nach dem Fleische zur Erkenntnis des Heiles zu verhelfen; kamen dann äußere Mißhelligkeiten hinzu, die viel Schweres für Herz und Amt brachten und ohne sein Verschulden eine Zersplitterung seiner Gemeinde herbeizuführen drohten, so war es wohl kaum anders möglich, als daß sein zartes Gemüt in Zweifel und Kämpfe geriet, ob es nicht richtiger und für seine so heißgeliebte Gemeinde besser sei, wenn er den Platz räumte und wiederum sich ganz und gar der Juden-

missionstätigkeit widmete. — Diesen Gedanken sprach er schriftlich seinem Freunde Pastor Arenfeld gegenüber aus, und da dieser in seinem warmen Interesse für die Judenmission Gurland gerne für dieselbe zurückgewonnen hätte, schrieb er deshalb an Professor Delitzsch, der für Leipzig einen Missionar suchte. Die weitfichtige, selbstlose Antwort desselben hierherzusetzen, können wir nicht unterlassen, da Arenfeld sie Gurland zusandte und sie ausschlaggebend für Gurlands Entscheidung wurde, still dem Herrn weiter zu dienen auf dem Platze, auf den er ihn hingestellt hatte.



Leipzig, Gründonnerstag 1879.

Berehrter, lieber Freund!

Als Sie mir die vielverheißende Mitteilung machten, daß der treffliche Gurland sich in den Missionsberuf zurücksehne, überraschte mich das weniger, als daß er auch dorthin zurückstrebte, und die Aussicht ihn für unsere Arbeit unter Israel zu gewinnen, elektrifizierte mich! Wir brauchen einen Missionar, und einen besseren als Gurland könnten wir unmöglich finden!

Ein solches Amt, wie es unser lieber Gurland jetzt inne hat, das Hauptpastorat einer Stadt, ja einer Provinz niederzulegen, ist keine Kleinigkeit und will nicht nur einmal, sondern zehnmal erwogen sein. Aus einer so dominierenden Stellung in die eines Wanderpredigers einzutreten, der sich von einem Komitee dirigieren lassen und dessen Beschlüssen seinen eigenen Willen unterordnen muß, — Welch ein Absturz! — Es will vieles bedacht

sein. So sehr ich begreife, daß unser lieber Gurland sich nach seiner ersten Liebe zurücksehnt, so glaube ich doch kaum, daß die Mitauer den trefflichen Mann loslassen werden. — Daß unsere Generalversammlung ihn mit Freuden anstellen würde, dessen bin ich gewiß; aber sehr ungewiß bin ich, ob er recht daran tut, dieses hohe Amt, zu dem er durch ein seltenes, allseitiges Vertrauen aufgerückt ist, und welches ihn zu segensreichem Wirken nach allen Seiten hin befähigt, zu quittieren. Dieser Abdicationsgedanke kann auch eine Versuchung sein. Vielleicht ist es Gottes Wille, daß er ausharre und alle Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten betend und arbeitend, wirkend und duldend überwinde. — Unser verehrter Freund müßte dieses alles zuerst nochmals vor Gottes Augen prüfen.

Grüßen Sie ihn herzlichst.

Ihr alter Delizsch.



X.

Häusliches Glück.

Glück.

„Ich will euer Trauern in Freude
verkehren.“ Jeremias 31, 13.

Wie wärmt nach kaltem langwährenden Winter die Sonne so belebend und alles durchdringend. Eis und Reif müssen schwinden, drückende Last und Not muß weichen. Es ist, als ob mit einem Male alles lacht um uns und in uns.

Wie die Vöglein, die so lange schwiegen, nun plötzlich ihre Stimmen froh und laut erschallen lassen, so möchte auch in uns alles singen und jauchzen.

Neues Leben zieht ein, alles Schöne erwacht, Freude, Freude füllt Luft, Haus und Herz! Und wenn nun gar die erste Rose uns erblüht: ergriffen, fast andächtig stehen wir still vor dem herrlichen Wunder.

Und siehe da, mit freudigem Staunen entdecken wir bald auch zarte Knospen neben der Rose hervorsprossen, als hoffnungsfrohes Pfand neuer Freuden, neuen Glückes. Da kann das Herz nicht anders als dankend aufwärts schauen, lobsingend sich erheben zu dem, der alles so herrlich gemacht — für uns so viel Wonne erdacht.



Zu den Gemeindegliedern, in deren Hause Gurland öfters verkehrte, gehörte der alte Kreismarshall und Bank-

rat Freiherr Peter von Drachensfels-Grausden, einer der prägnantesten Typen Kurlands; durch seine Tüchtigkeit und sein hilfsbereites Eingreifen, durch seine derbe Biederkeit und besonders durch seinen köstlichen urwüchsigem Humor war er eine allbekannte und ungemein beliebte Persönlichkeit, in dessen gastfreiem Hause jeder willkommen war. Sein arbeitsreiches Leben war ganz dem Wohl seiner baltischen Heimat gewidmet.

Er stammte aus der alten rationalistischen Zeit und hielt nicht viel von pietistischem Wesen, besaß aber ein gesundes Christentum der Tat ohne viel Worte.

Gurlands Art und Weise sagte ihm sehr zu; daß er soviel Sinn für Humor besaß, selbst so lustige Geschichten erzählen und über des alten Herrn Wize und Streiche so herzlich lachen konnte, gewann ihm gleich dessen Herz; aber auch den inneren Wert dieses Mannes erkannte er und sprach es einmal aus, nachdem Gurland den Abend dort zugebracht hatte:

„Solch ein Christentum gefällt mir, wie Gurland es hat, der salbadert nicht und drängt sich einem nicht mit schönen religiösen Redensarten auf, aber, wo es am Plage ist, da scheut er sich nicht, das rechte Wort zu sagen.“ —

Schon als Judenmissionar hatte Gurland in diesem gastfreien Hause verkehrt und sich in dem einfachen Frohsinn desselben sehr wohl gefühlt; als eine seiner Missionsreisen ihn nach Petersburg führen sollte, wurden ihm Briefe und Empfehlungen an den ältesten Sohn des alten Herrn, Baron Eduard von Drachensfels, mitgegeben. Bald verband eine innige Freundschaft Gurland mit demselben,

denn Eduard von Drachensfels, der mit 15 Jahren in den Militärdienst getreten und dessen Charakter in viel Kampf und Lebensgefahr gestählt worden, hatte Gott als seinen Lebenshalt kennen gelernt und war von so festem Glaubensmut durchdrungen, daß er auch in den schwersten Zeiten das Haupt fröhlich aufrecht trug und durch seine Glaubensfreudigkeit belebend auf andere wirkte.

Besuchte Eduard von Drachensfels seinen alten Vater und seine Tochter Helene, die dem erblindenden Großvater in der Korrespondenz half und seine Vorleserin war, so wurde Gurland gleich benachrichtigt, und es gereichte dem jungen Mädchen zu hohem Genusse, an die Schulter des langentbehrten Vaters gelehnt, dem Gespräch der beiden Freunde zu lauschen, das sich weit über das kleinliche Getriebe der Erde zu Bergeshöhen erhob, von denen man im Sonnenglanz den Himmel offen zu sehen meinte.

Wenn im Sommer die Familie Drachensfels auf das Erbgut Grausden hinauszog (das in Drachensfelschen Händen war, seit im 16. Jahrhundert ein Freiherr von Drachensfels von der Burg am Rhein mit den Ordensrittern in Gurland eingewandert war), so gab Gurland wohl auch sein Töchterchen Sophie zur Kräftigung auf einige Wochen mit aufs Land und auch sie schloß Freundschaft mit der Jugend dort. —

Allmählich wurde in Gurland der Wunsch rege, für sein vereinsamtes Herz eine Gefährtin zu wählen, und er brachte diese Angelegenheit vor Gottes Angesicht.

Als er nun einmal wieder Gott innig bat, ihm den rechten Weg zu weisen und ihm diejenige zuzuführen, die

Er ihm bestimmt habe, läutete es an seiner Haustür, er öffnete: Baroness Helene von Drachensfels hatte einen Brief ihres Vaters abzugeben.

Sein Angesicht leuchtete auf. War es möglich? Sollte er hier sein Glück finden? Aber er hielt an sich und prüfte erst ernstlich.

Als er dann nach einiger Zeit den Vater des jungen Mädchens wieder sah, fragte er bei ihm an und fand freudige Zustimmung: Niemandem lieber wolle er sein Kind anvertrauen, aber die Entscheidung hätte sie allein zu treffen.

Mit der Bitte, daß diese nach dem Willen Gottes ausfalle, fuhr er nun am 11. Juli 1878 nach Grausden hinaus, und Gott ließ sein Vorhaben gelingen.

Helene von Drachensfels hatte stets mit so großer Verehrung zu Gurland hinaufgesehen, daß ihr nie der Gedanke gekommen, er könnte sie zu seiner Gefährtin wählen.

Mit freudigem Schreck erkannte sie nun erst, wie lange schon die Liebe zu diesem edlen Manne in ihrem Herzen geruht, und überwältigt von so viel Gnade Gottes, legte sie freudig ihre Hand in die seine. So kehrte das Glück ein und vereinte beider Herzen zu innigem Lobe Gottes.

In der Freude nicht mehr allein zu stehen, wollte Gurland nicht lange warten, und bat um baldige Vereinigung. Sein Schwiegervater, immer rasch und entschieden im Handeln, setzte den Hochzeitstag auf den Namenstag der Braut, den 18. August fest. Nach kurzer

schöner Brautzeit fand die Hochzeit in Schloß Ruhental statt, wo der Vater der Braut, Baron Drachenfels, als Generalbevollmächtigter des Grafen Paul Schumaloff (späteren Botschafters in Berlin) lebte.

Und nun begann ein schönes inniges Zusammenleben, denn trotz aller Verschiedenheit der Charaktere und Lebensführung waren beide doch in der Hauptsache eins.

Helene von Drachenfels, am 20. April 1853 in Mitau geboren, war früh von sanfter Mutterhand zum großen Kinderfreunde geführt worden, und die Erinnerung an die frühverstorbene Mutter umgab das Kind stets wie ein gen Himmel weisender Schutzengel.

Von einer frommen Tante weiter erzogen und vom fröhlichen Glaubensmut des Vaters gestützt und getragen, wurde dieser erste Keim religiösen Lebens entwickelt und ward die Grundlage, die Kraft und der Halt ihres Lebens.

Auf dem gemeinsamen Felsengrund des Glaubens und der Liebe zu Gott war dies Glück erbaut worden, und seine Gnade fügte es, daß die Charaktere beider sich ergänzten und sie sich gegenseitig Stütze und Hilfe im Leben wurden.

War das frische fröhliche Wesen des jungen Mädchens, das im Elternhause gelernt, Kopfhängerei, Jammern und Klagen, sei nicht nach dem Willen Gottes, seinem ernsteren durch viel Kränklichkeit zu Schwermut neigenden Charakter eine Erfrischung und notwendige Ergänzung, so half die Tiefe seiner Lebensanschauung, seine unbeugsame Pflichterfüllung und hohe Anforderung an sich selbst ihren leichtlebigen Charakter vertiefen und entfalten. Schien

seiner etwas schwerfälligen Natur manches Hindernis unüberwindlich, so half ihre Gewandtheit, ihre im großen Familienkreise früh geübte Tatkraft Mittel und Wege finden, um zum Ziel zu gelangen, und wurde ihm eine Quelle der Freude und Erleichterung; während seine ernstesten Bedenken sie vor unüberlegtem Handeln und Übereilung bewahrten.

So ward diese Ehe zu einer überaus glücklichen und diente zu gegenseitiger Förderung auf dem Lebenswege.

Gewiß gab es auch schwere Stunden, aber sie kannten beide das schöne Lied:

Herz und Herz vereint zusammen
Sucht in Gottes Herzen Ruh',
Lasset eure Liebesflammen
Lodern eurem Heiland zu!
Und wenn eurer Liebeskette
Festigkeit und Treue fehlt,
O so flehet um die Wette,
Bis sie Jesus wieder stählt.

Dorthin gingen sie einzeln und vereint, und danach strahlte die Sonne des Glückes nur um so köstlicher.

Auch mit dem Töchterchen Gurlands gestaltete sich das Verhältnis zu einem immer innigeren und schöneren. Die nun Stiefmutter wurde, hatte selbst zwei Stiefmütter gehabt und wußte aus eigenster Erfahrung, daß das mütterliche und kindliche Verhältnis nicht sofort beansprucht werden darf, sondern erst erbeten und erworben sein will, daß erst mit der Zeit die Liebe und Freundschaft die Herzen so eint, daß das Kind in der Stief-

mutter die mütterliche Vertraute und die Mutter im Kinde die Tochter und Freundin findet.

Tritt doch die Stiefmutter in dieses Verhältnis als die durch ihr Glück und die Liebe des Mannes Bereicherte ein, während das Kind wähnt dem Vater ferner gerückt zu sein, seine Liebe teilen zu müssen, so hat das Kind die viel schwierigere Aufgabe.

Doppelt bewunderungswürdig war es darum, daß die fünfzehnjährige Tochter, deren Lebenszweck und Ideal es gewesen, dem einsamen vergötterten Vater ein und alles zu sein, nun in so liebenswürdiger Art zurückzutreten mußte, und es verstand, an ihrem Teile das elterliche Glück nie zu trüben, sondern nur zu erhöhen, indem sie kleine Schwierigkeiten des häuslichen Lebens sachte wegräumte und all' die kleinen häuslichen Sorgen der Stiefmutter tragen half, und auf diese Weise ihr nicht nur eine hilfreiche Tochter, sondern auch eine treue Herzensfreundin wurde.

Leider war sie überaus zart und kränklich, sie hatte im vorhergehenden Winter einen bösen Typhus durchgemacht und war infolgedessen sehr bleichsüchtig. Sie besuchte daher nicht mehr die Schule, sondern nahm Privatstunden bei mehreren Oberlehrern, die, entzückt von ihrer Begabung und ihrem raschen Erfassen, wiederholt bedauerten, daß sie kein Knabe war, da sie zu großen Hoffnungen berechtigte.

Zu Gurlands großer Freude bestand sie im nächsten Frühjahr das Gouvernantenexamen mit den allerbesten Zeugnissen, war aber selbst so bescheiden, daß als einer

der Lehrer bedauerte, ihr keine höhere Nummer als 5 (ausgezeichnet) geben zu können, sie in ihrer Erregung nur das Bedauern heraushörte und in bitteren Tränen nach Hause kam, fest überzeugt, daß sie durchgefallen sei.

Am Palmsonntage 1879 wurde sie vom Vater eingesegnet, dann aber mußte er sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit ins Ausland bringen.

Auch ihr taten der Stahlbrunnen und die Bäder Stebens sehr gut, wenn auch leider eine Wiederholung der Kur und späterhin ein längerer Aufenthalt im Auslande zu weiterer Kräftigung unbedingt noch nötig wurden.

Wir greifen vor und teilen hier gleich mit, daß sie sich im Jahre 1885 mit dem Oberlehrer der Religion, spätem Pastor Emil Bielenstein (zur Zeit Direktor des neuen deutschen Gymnasiums in Sibau), Sohn des allbekannten Gelehrten Pastor Dr. August Bielenstein=Doblen, verheiratete. Die Gurlandsche Familie war mit Bielensteins seit Jahren innig befreundet, und es war Gurland eine ganz besondere Herzensbefriedigung, sein Kind einem Manne anzuvertrauen, den er als einen edlen, selbstlosen Charakter kannte, und mit dem er in Glaube, Liebe und Toleranz ganz auf demselben Standpunkt sich befand. So ward ihm das Glück seines Kindes ein besonderes Gnadengeschenk Gottes, das noch verschönt und bereichert ward, als eine Schar lieber Enkelkinder sein Herz erfreute. —



Mutterliebe.

„Kann auch ein Weib ihres Kindes
vergeffen.“ Jes. 49, 15.

Im Oktober des Jahres 1879 kam Gurland eines Tages tiefbewegt zu seiner Frau und teilte ihr voller Freude mit, daß seine liebe alte Mutter, getrieben von der Sehnsucht nach dem Sohne (der in den letzten Jahren durch sein Amt verhindert gewesen war, zu ihr zu reisen, aber nach wie vor für sie gesorgt und ihr geschrieben hatte), gekommen wäre, um ihn zu besuchen. Freudig erregt, die Mutter ihres Mannes kennen zu lernen, eilte die Pastorin, dieselbe zu begrüßen, und war tief gerührt, als diese ihre Hände segnend über sie erhob. Dann sanken sich die beiden Frauen in die Arme und fühlten wohl, daß sie nicht anders konnten, als einander liebhaben! Nun wurde noch Sophiechen gerufen, und die Freude der alten Frau an ihrem Großtöchterchen war rührend, am meisten aber strahlten ihre Augen, wenn sie den Sohn ansahen. Wie sah sie selbst ihm und seinem Kinde ähnlich! Das waren ganz dieselben großen, dunklen, seelenvollen Augen, die so freundlich in Liebe leuchten konnten; auch hatte die kleine, in schlichtes Schwarz gekleidete Frau dasselbe stille, sanfte, hoheitsvolle Wesen, das so sympathisch berührte. Als auch der Vater der Pastorin sie zu begrüßen kam, und die hohe,

stattliche Gestalt des alten Freiherrn sich niederbeugte, um ihr die Hand zu küssen, legte sie segnend die andere Hand auf sein graues Haupt, und man wußte nicht, wer dem andern mehr Ehre erwiesen.

Sie erzählte, daß sie schon lange den Wunsch gehegt, ihren Sohn zu besuchen, aber ihre Verwandten und die Leute, bei denen sie lebte, hätten es stets zu hindern gewußt; auch diesesmal, als sie gemerkt, daß sie einige Sachen zur Reise zusammenlegte, wären sie sehr böse gewesen und hätten ihr heimlich Hut und Mantel fortgenommen, um die Reise unmöglich zu machen. Allein das treue Mutterherz ließ sich nicht hindern; in ihr großes Umlegetuch gehüllt, hatte sie das Haus verlassen, ohne irgend welches Gepäck mitzunehmen, und war unbemerkt zum Bahnhof gelangt, wo sie ein Billett von Wilna nach Mitau genommen. Sie hatte so gern den Sohn noch einmal im Leben wiedersehen und zugleich Abschied nehmen wollen, denn sie hoffte immer, wenn wieder einmal ein Trupp Juden sich sammelte, um nach Jerusalem zu reisen, sich ihnen anschließen zu können, damit ihr heißer Wunsch in Erfüllung gehe, in Jerusalem zu sterben!

Das liebe Mutterchen wurde nun drüben im Fremdenstübchen der Herberge plaziert, und Sohn und Schwiegertochter wetteiferten, ihr alles Mögliche, was sie nur brauchen könnte, herbeizuschaffen; sie aber nahm in schlichter Würde nur das Nötigste und Einfachste an. Damit aber sie, die streng nach den religiösen Vorschriften lebte, sich wohl fühle, mußte eine jüdische Frau willig

gemacht werden, ihr täglich „koscheres“ Essen zu bringen; denn nie hätte sie etwas genossen, das in Christengefäßen zubereitet worden. Niemals nahm sie eine Mahlzeit zu sich, ohne zwischen langen Gebeten mehrmals die Hände vorher und nachher zu waschen. Sie war überhaupt von einer peinlichen Sauberkeit: nicht das kleinste Stäubchen duldete sie in ihrem Zimmer, und hatte stets ein weißes Taschentuch in den Händen, mit dem sie beim Gebet die „bösen Geister“ verscheuchte. Ihr Gebetbuch lag, trotzdem sie es auswendig konnte, stets offen vor ihr; meist fand man sie halblaut Gebete murmelnd, und stets begrüßte sie den Sohn und die Seinigen mit einem Segensspruche und entließ sie mit einem solchen.

Als das liebe Mädchen sich das ganze Pastorat zeigen ließ, hob sie freudig lächelnd ihre Hand und, gleichsam an den Fingern abzählend, rief sie: „Alles dieses hat er mit seinen koscheren Fingern erworben!“ ihre Freude damit ausdrückend, daß ihr lieber Sohn auf ehrliche Weise soviel erarbeitet. Tags über blieb sie gern in ihrem stillen Stübchen und mochte nicht fremde Menschen sehen, aber abends kam sie dann hinüber, und dann saß die kleine Familie in trautem Kreise beisammen. Immer wieder erzählte der Sohn seinem Mütterchen vom Heiland, und wie glücklich er sei, seit er den Messias gefunden und wie er allein ihm Frieden gäbe, — sie lauschte freundlich, lebte selbst aber in einem so innigen steten Verkehr mit Gott, daß ihre Seele Genüge hatte und ihr der Christenglaube ein wunderbares Rätsel schien. Sie sagte wohl einmal

traurig: „Mein Sohn, ich habe meinen Kadisch*) durch dich verloren.“

Aber der Sohn versichert sie so innig liebevoll, daß sie keinen Kadisch verloren, sondern einen viel besseren Kadisch habe, da ihr Sohn schon bei ihren Lebzeiten früh und spät täglich aus Herzensgrund Gott bitte, sein Mütterchen selig zu machen.

Es tat ihrem Mutterherzen wohl, zu fühlen, daß sie den alten Platz im Herzen des Sohnes nicht eingebüßt und daß er sie in seine Gebete einschloß.

So vergingen einige Wochen schönen Zusammenlebens, denn auch Mutter und Schwiegertochter schlossen sich immer inniger aneinander, aber die liebe treue Seele sehnte sich in ihre Heimat zurück.

Sie war gewohnt, gleich Hannah, ihr Leben einem Gott wohlgefälligen Tempeldienst zu weihen. Fast den ganzen Tag verbrachte sie in der Synagoge und ging nur heim, um für die im Tempel betenden Rabbinen und eifrigen Talmudforscher, die über ihrer Andacht und ihren Studien ganz die leiblichen Bedürfnisse vergaßen, zu kochen und ihnen Speise zuzutragen.

In Mitau hatte das Reformjudentum so überhand

*) „Kadisch“ oder „Kadosch“ ist ein hebräisches Totengebet, das der Sohn nach dem Tode des Vaters oder der Mutter während des Trauerjahres dreimal täglich und nachher jährlich am Todestage zu halten hat. Auf dieses Kadischgebet setzen die altgläubigen Juden ihre letzte Hoffnung und glauben nur durch das Gebet des Sohnes von der Hölle erlöst zu werden. Wer keinen Kadisch zurück läßt, ist hoffnungslos. Aber nur der Sohn kann Kadisch beten, Töchter kommen überhaupt nicht in Betracht.

genommen, daß sie sich dort in der Synagoge nicht wohlfühlen konnte.

Auf alle Bitten des Sohnes, doch ganz in Mitau leben zu bleiben, erwiderte sie, daß sie es gern täte, wenn sie ihre Synagoge hier hätte, so aber wolle sie doch lieber nach Wilna zurückkehren.

Unter viel Segenswünschen nahm die liebe Mutter dann Abschied von Schwiegertochter und Großkind und wurde von ihrem Sohne heim begleitet.

In den folgenden Jahren hat Gurland noch oft sein treues Mütterchen besucht und stand in regem Briefwechsel mit ihr. Die Jerusalemer Reise lag ihr sehr am Herzen, aber sie gab des Sohnes Bitten nach und verzichtete auf dieselbe.

Tiefschmerzlich traf ihn dann die Nachricht vom Heimgang der Mutter. Er war außer sich, daß man ihn nicht von ihrer Krankheit benachrichtigt hatte, und auch den Tod erst acht Tage nach dem Begräbniß ihm meldete, so daß er nicht hatte hinreisen können. Man hatte dort entschieden seinen Einfluß gefürchtet.

Eine Nichte war bei der lieben Alten gewesen und schrieb, sie habe nicht viel gelitten, sondern sei sanft und in Frieden entschlafen.

Kurze Zeit vor ihrem Tode hatte Gurland ihr noch allerlei Liebesgaben, sowie die Bilder ihrer Großkinder, durch seinen Bruder gesandt.

Es war ihm eine große Freude gewesen, daß auch den Bruder, der im Süden Rußlands wohnte, die Liebe getrieben, ihn auch einmal aufzusuchen.

Zwei Tage wohnte er bei ihm und stundenlange Gespräche über den Messiasglauben gaben Gurland die Überzeugung, daß sein Bruder dem Herrn nicht fern stehe, allein die Liebe zu Frau und Kind ließ es zu keinem öffentlichen Übertritt kommen. —



Kindersegen.

„Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock
drinnen in Deinem Hause und Deine Kinder wie
die Ölzweige um Deinen Tisch her.“ Ps. 128, 3.

Noch im letzten Augenblicke des Abschieds hatte die liebe teure Mutter sich zurückgewandt und über der Schwiegertochter ein Gebet gesprochen, daß Gott ihr einen Sohn schenken wolle. Und der Herr erhörte diese Bitte. Im nächsten Jahre, am 13. Juli 1880 füllte Wonne und Freude das Haus, denn das erste Kindlein war unter dem Geläute der Sonntagsglocken eingekehrt, und der überglückliche Vater konnte nach dem Gottesdienste mit seiner geliebten Gemeinde vereint dem Herrn aus Herzensgrund Dank sagen für seine Güte. Und wie stimmte das Herz der Mutter ein, als zur Taufe des kleinen Ernst der befreundete Pastor den Text wählte, 1. Sam. 1, 27. 28:

„Nun hat mir der Herr meine Bitte gegeben, die ich von ihm bat, darum gebe ich ihn dem Herrn wieder, weil er vom Herrn erbeten ist,“

und hinzufügte: „auf daß er ein Diener des Höchsten sei sein Leben lang, in welchem Amte es auch sei.“ —

Dem Glücke war nun ein köstliches Element hinzugefügt und rührend war die Freude Gurlands über seinen Kleinen, mit der er seiner Frau versicherte: „Das ver-

geffe ich Dir nie im Leben, daß Du mir den Buben geschenkt hast.“ —

Als der kleine Erni schon fröhlich umherlief und durch seine ersten Kunststücke zum Entzücken von Vater und Mutter seine Klugheit bewies, schenkte Gott ihm am 7. April 1882 ein Brüderchen. Wie dieses zu seinem Namen Max gelangte, ersehen wir aus dem Brief des Vaters an Professor Besser:

Mitau, den 17. April 1882.

Mein lieber, lieber Freund!

Das war heute ein sonniger, wonniger Morgen! Herrlicher Sonnenschein und würzige Frühlingsluft draußen und Licht, Liebe und fröhliches Leben drinnen in meinem Hause und Herzen.

Es ist eben heute nach dem hiesigen Kalender mein Namenstag, „Rudolf“, und die Verwandten meiner lieben Frau konnten es nicht unterlassen, mir heute zu gratulieren und manchen guten Scherz dabei anzubringen und unter anderem auch die große Familien-, Zeit- und Streitfrage anzuregen: „Wie soll das Kindlein heißen?“

Beim Kaffee wurde diese Frage lebhaft verhandelt, während meine liebe Frau noch schlief. Ich wünschte nämlich schon bei der Geburt meines ersten Sohnes, denselben „Max“ zu nennen, mußte aber meiner Frau zu Liebe nachgeben, die durchaus den Namen „Rudolf“ wünschte; wir einigten uns auf Ernst, da mein Schwager, Professor Dr. med. Ernst Bidder in Petersburg Pate war. Unser kleiner Bube wird Erni genannt. Als nun der zweite Adjectus zu St. Trinitatis erschien, tauchte der alte Streit wieder auf: sie wünschte „Rudolf“, ich „Max“.

Da wurde ich denn heute zu meiner lieben Frau gebeten, und welche Überraschung: Ein mit Blumen geschmückter Tisch, vor dem meine liebe Frau, — zum ersten Male aufgestanden, — im Lehnstuhle saß, enthielt kleine Geschenke für ihren Rudolf, das Hauptgeschenk aber glänzte im Scheine brennender Kerzen: auf einem Bogen Papier stand mit Riesenlettern: „Er soll Max heißen!“ Also hat mich meine liebe Frau mit ihrer Großmut beschämt und erfreut, aber während ich mich noch darüber freute, brachte schon der Briefbote eine neue große Freude: Deinen lieben Brief, der mit großem Jubel begrüßt wurde.

Und nun ist es einstimmig im hohen Räte beschlossen: „Onkel Max muß Haltpate sein!“ Ich hoffe, Du wirst die Bitte nicht abschlagen und ein fröhliches „Ja“ sagen. Dienstag den 23. Mai zwischen 12 und 2 Uhr soll unser Söhnchen die heilige Taufe erhalten; Du wirst gewiß im Geiste bei uns sein und mit uns beten. — Meiner lieben Frau geht es, gottlob, wohl, und das kleine Menschenkind gedeiht. Sophiechens Gesundheit ist leider recht schwankend; dessen ungeachtet ist sie sehr fleißig, hat das große Hauslehrerinnenexamen glänzend bestanden, und ist meiner lieben Frau eine treue Stütze.

Doch nun muß ich mit Gewalt schließen, denn es ist Sonnabend. Habe herzlichen Dank für Deinen Brief. Ich kann es Dir kaum sagen, wie lieb es mir ist, mein Kind bei Deinem Namen zu nennen, und Dich also gewissermaßen stets vor Augen zu haben.

Die besten Grüße von Deinem alten Freunde

R. Gurland.



Salbte, den 4. Mai 1882.

Mein lieber treuer Freund!

Innigen Dank Dir und Deiner lieben Frau, daß Ihr mir so hohes Vertrauen schenkt, Eurem Kindlein Pate sein zu dürfen; ich nehme es voll Dank an und will das Kindlein vor Gott auf meiner Seele tragen und mein Christenrecht der Fürbitte anwenden, damit die Taufe ihm ein Geburtstag zum ewigen Leben werde.

Also „Max“ soll er heißen! Da kann ich ja aus Erfahrung sprechen und will meinem kleinen Paten und Namensbruder gleich einige Winke auf den Lebensweg geben. Max kommt bekanntlich her von Maximus, d. h. der Größte, der Vornehmste; solche Benennung klingt der Großmannsucht des Erdenkönigs gar angenehm und schmeichelt ihr! Auch Paulus hat sich den „Vornehmsten“ genannt, aber „den Vornehmsten unter den Sündern“. Diese Erkenntnis hat ihm den Weg geöffnet, ein Kind des Allerhöchsten und ein Bruder des Vornehmsten unter den Menschenkindern zu werden!

Maximus, d. h. er ist bestimmt groß zu werden und die Herrschaft über die Welt zu gewinnen durch den Glauben, der die Welt überwindet. Nach Mark. 10, 42—45 muß, wer da will Maximus werden, dienende Liebe üben, wer da will der Vornehmste werden, der soll mit Christo aller Knecht sein. Alles andere wird ihm alsdann zufallen! — Das sind meine Taufgedanken für meinen lieben kleinen Paten. Gott erhalte ihn!

Grüße Deine liebe Frau und Sophiechen herzlich von uns beiden.

Dein Freund Max Besser.



Als Gott im Juni 1883 Professor Besser den ersten Sohn schenkte, mußte Gurland Haltpate werden, und so zog sich das Freundschaftsband noch inniger zusammen. —

Dem drolligen Max, der durch seine komischen Äußerungen und lustigen Einfälle oft den Papa erheiterte, folgte am 3. September 1884 der kleine Paul, denn „aller guten Dinge sind drei“, meinte der Papa; fand es aber ganz am Platze, daß wiederum zwei Jahre später, am 10. April 1886 der vierte Sohn erschien, damit das „Viergespann“ vollzählig sei. Bei diesem Sohne gab der Papa endlich zu, daß er den Namen des Vaters erhielt, fügte dem „Rudolf“ als „besseres Vorbild“ aber den Namen „Nathanael“ hinzu, wie er auch dem kleinen Paul den Namen „Jonathan“ mitgegeben. Die Mama war fast bange, daß dem kränklichen Papa der Kindersegen nicht zu viel würde; allein mit großer Freude wurde auch der fünfte Bube, „Wilhelm“ am 11. Okt. 1887 begrüßt. „Das ist schön“, rief der kinderreiche Papa, „in einem richtigen Pastorate dürfen die fünf Bücher Mosis nicht fehlen!“ — Dann neckte er oft seine Frau und meinte, nun müßte das Buch Ruth folgen; aber als trotzdem, statt des ersehnten Töchterchens, am 28. März 1891 der sechste Bube als kleiner Spätling arrivierte, war der Eltern Freude doch sehr groß und erhielt der Kleine zum Andenken an den so hochverehrten Moltke, der kurz zuvor heimgegangen war, den schönen Namen „Hellmut“.

Gefüllt war nun das Pastorat mit fröhlichen Kinderstimmen, und immer neue Freuden erschlossen sich bei

jedem kleinen leiblichen und geistigen Fortschritte der Knaben!

„Kinder sind eine Gabe Gottes“, dieses Bibelwort empfanden die Eltern tiefdankbaren Herzens. Wohl war es zu verwundern, wie der so oft leidende, überarbeitete Vater nie zu müde war, um seine kleinen Buben anzuhören und in ganz seltener Art mit ihnen zu scherzen und fröhlich zu sein; selbst wenn er in großer Erschöpfung sich aufs Bett legen mußte, saß sicher ein Bübchen auf dem Bettrande und erzählte in drolligster Verdrehung die schönen biblischen Geschichten wieder, die Mama ihm erzählt hatte, und ein zweiter lehnte dicht an Pappings Kopfkissen und hatte sicherlich Korrekturen anzubringen, die seine Auffassungsweise veranschaulichten; Vaters Gesicht strahlte vor Wonne, und kam dann der dritte gekrochen, so wurde er hinaufgehoben und — nun begann Papa selbst zu erzählen die wunderbarsten Märchen und Geschichten, daß die Kleinen Mund und Augen aufrissen und Mama sie nicht fortbekommen konnte; denn so herrlich konnte niemand sonst erzählen!

Kam Papa nach Hause und man hörte den Schnepfer an seiner Thür, so stürmte die kleine Schar mit Freudengeschrei ihm entgegen. Der zärtliche Vater konnte wiederum nicht schlafen gehen, ohne einen Rundgang an all' die Bettchen gemacht zu haben.

Es konnte schwerlich einen sorgsameren Vater geben; wo es das Wohl der Kinder galt, scheute er vor keinem Opfer zurück, selbst wenn er krankheits halber ins Bad reisen mußte und so gern seine Frau, von der ihm die

kleinste Trennung schwer fiel, mitgenommen hätte, entsagte er ihretwegen: „Ich hätte keine ruhige Minute, wenn ich Dich nicht bei den Kindern wüßte.“ —

Waren seine Knaben ihm eine Quelle der Freude, so auch oft ernster Sorge für ihre Entwicklung und Entfaltung zur Ehre Gottes. Wie ihm jede, noch so kleine äußere Wunde, die sie sich geschlagen, so schrecklich war, daß er sie kaum ansehen konnte, so litt er tief innerlich, wenn ein Kind gestraft werden mußte, und beugten ihn die Unarten und Fehler der Kinder tief nieder, bis das geängstigte Vaterherz durch frohe Erfahrungen wieder erfrischt wurde, denn sie hatten fast alle ein weiches frommes Gemüt und machten erfreuliche Fortschritte in der Schule.

Zur Belohnung für eine gute Zensur wurde dann wohl auch ein Ausflug unternommen. Bald genügte ein Wagen nicht mehr, um alle aufzunehmen; mußte dann der zweite geholt werden, so sagte er wohl voll freudigen Stolzes:

„Ich hatte nichts als einen Stab, und siehe, ich bin zwei Heere geworden.“

Und nun ging es zum Entzücken der ganzen Familie hinaus aus der Stadt in Gottes schöne freie Natur hinein. Der Jubel war groß, Vaterchen nun so ganz ungestört zu haben, und er verstand es, jede Sorge dahinten zu lassen, er spielte und scherzte, lachte und tollte mit seinen Kleinen, wie man es dem sonst so stillen, ernststen Manne nicht zugetraut hätte.

Wie konnte er über die drolligen Kinderausprüche so von Herzen lachen und sich freuen, wenn z. B. sein kleiner Max betete:

„Lieber Gott, mach' mein Papa gesund — sonst gleich auf Polizei! aber wenn du wirst gesund machen, denn nich auf Polizei. Amen.“ —

Welch allerliebste Briefe schrieb er den Kindern, wenn er auf Reisen war, voll der heitersten Schilderungen der Natur und der Tiere, die er gesehen oder gar der kleinen deutschen kaiserlichen Prinzen, mit denen er zu gleicher Zeit in Nissingen war und die ja an Zahl und Alter mit seinen Kindern übereinstimmten.

Groß war der Jubel, als sogar ein Gruß von ihnen als Erwiderung des ihrigen eintraf, denn Papa traf oft mit dem Erzieher der Prinzen, späteren Hofprediger Reßler, zusammen und hatte durch diesen die Grüße bestellt.

In einem Briefe schilderte er in lustiger Weise, wie die Kaiserin und Prinz Citelfriz vor seinem Hause vorgefahren, um seinen Freund Pastor Arenfeldt-Godesberg in Missionsangelegenheiten zu sprechen, und wie leid es ihm getan, daß sie beide ausgegangen waren.

Er sandte seinen Buben ein allerliebstes Bild, auf dem die kleinen Prinzen in Uniform salutierten und Mutter ließ danach ein ähnliches Bild von ihren sechs kleinen Soldaten für den Papa zur Überraschung machen.

Schön war es, wenn Vater im Sommer nicht ins Ausland zu gehen brauchte, und alle an den libländischen Strand zogen. Abend für Abend wurde dann dem köstlichen Sonnenuntergange am Meere zugeschaut.

Da schmiegeten sich die Knaben dicht an Vaters Knie, lauschten seinen ernstestn Betrachtungen und schauten stau- nend die Pracht am Himmelsrande, die über die glitzernden Wogen ihre Strahlen sendend, gleichsam einen Weg von der Herrlichkeit droben bis zu ihnen zog. Erlosch dann die Glut, und Dunkel lagerte sich über Erde und Meer, so schlüpfen die Kleinen müde in ihre Bettchen, Vater und Mutter aber saßen lange noch Hand in Hand am Meeresufer, von allem redend, was ihre Herzen bewegt, und Gottes Güte preisend.

Selbst in späterer Zeit, als schwere Heimsuchung über Gurland hereinbrach, sagte er oft voll innigem Dank: „Wenn ich auch durch viel Trübsal gehen muß, in meinem Hause hat Gott mich überreich ge- segnet.“ —



XI.

Segen im Amt.

„Die Lehrer werden mit viel Segen
geschmückt.“ Psalm 84, 7.

Wie erquickender Regen nach Dürre und großer Gluthitze wieder neue Lebenskraft weckt, so sandte Gott auch Gurland immer wieder, wenn Widerwärtigkeiten, Kreuz und Krankheit ihn niederbeugten und mutlos machen wollten, erquickende Erfahrungen von Liebe und Anerkennung in seiner Gemeinde, von Segen im Amt.

Seine Gemeindeglieder hingen mit großer Verehrung und warmer Herzlichkeit an ihm, sie fühlten, daß er sie auf betendem Herzen trug und jedes Einzelnen Leid empfand und mittragen half. Dies war in so hohem Grade der Fall, daß Freunde seines Hauses oft nicht verstanden, warum er gebeugt und gedrückt war, ohne daß äußere Veranlassung dazu vorzuliegen schien. —

Herzensbedürfnis war es ihm, so viel möglich mit jedem einzelnen Gemeindeglied in persönliche Berührung zu kommen, und trotz seiner Kränklichkeit und großen Arbeitslast suchte er es immer wieder möglich zu machen, in der Dämmerstunde diesen und jenen aufzusuchen, um sich persönlich zu überzeugen, wie es ihm ginge.

Sein Kommen war stets eine große Freude, er verstand es nicht nur teilzunehmen an allem, was andere interessierte, sondern besaß die Gabe, still zuzuhören und dann aus der Tiefe heraus das rechte Wort, das gerade Wohltat oder Nottat, zu sagen.

So fragte ihn einmal ein frommer, schwerkgeprüfter Vater, nachdem er von all' dem Leid und der Heimsuchung an seinen Kindern erzählt, mit tiefbewegter Stimme: „Herr Pastor: warum heißt es: die Sünde der Väter wird heimgesucht an den Kindern?“ Gurland, der tiefergriffen zugehört, blickte auf und sagte mit Entschiedenheit:

„Doch nur bei denen, die Gott hassen.“ Da leuchtete des armen Vaters Gesicht hell auf, denn das wußte er doch, daß er seinen Gott liebte, trotz all' der Trübsal. —

Gurland verstand es unwillkürlich, die Unterhaltung von der Oberfläche in die Tiefe zu führen, weil er, ganz wie in der Predigt, auch im Gespräche nie etwas sagte, was er nicht tief durchdacht, selbst empfunden und erfahren hatte. Trotz seines Ernstes liebte er den Humor und konnte über einen lustigen Schwank, eine humoristische Erzählung von Herzen lachen.

Er hatte ein vorzügliches Gedächtnis, und was er an Wertvollem gehört und gelesen, blieb sein eigen. Für jede geistige Anregung sehr empfänglich, war er dem kurländischen Gouverneur von Liliensfeld ungemein dankbar, daß er ihn zu einem kleinen Kreise gelehrter Herren, die sich allmonatlich im Schlosse versammelten, um speziell wissenschaftliche Fragen zu besprechen, hinzugezogen hatte.

Diese Abende waren ihm ein großer Genuß, den er um keinen Preis versäumen mochte.

Paul von Liliensfeld war ein geistreicher bedeutender Mann, der ein größeres Werk: „Die Sozialwissenschaft der Zukunft“ geschrieben, er sprach es wiederholt aus, daß er

auf Gurlands Urteil großen Wert lege, sein klares Denken, seine tiefe Auffassung der höchsten Dinge und seine geistige Reife seien ihm für einige Kapitel seines Buches eine große Hilfe gewesen. —

Gurlands große Bescheidenheit ließ ihn nie davon reden, welche Anerkennung ihm widerfahren. Als eines Sonnabends, während er an seiner Predigt schrieb, ein Telegramm kam: „Predigen Sie morgen? Gräfin Schuwaloff und Fürstin Lieven wünschen Sie zu hören,“ sagte er, nachdem er bejahend geantwortet, nicht einmal seiner Frau davon, sondern vergaß es selbst vollständig.

Am andern Tage, als er sich eben ein wenig zum Nachmittagschläfchen niedergelegt, wünschten zwei Damen ihn zu sprechen, sein Töchterchen aber, die wußte, wie erschöpft er war, wollte seine Ruhe nicht stören und blieb dabei, man könne ihn jetzt nicht sprechen.

„Wie schade!“ riefen die Damen, „wir sind nur dazu hergereist, und wollten ihn so gerne kennen lernen.“ Da weckte sie den Vater.

Dies war der Anfang einer innigen Freundschaft mit den Damen: Gräfin Peter Schuwaloff-Ruhenthal und Fürstin Lieven-Mesothén, die zeitlebens ihm zu inniger Erquickung und Herzensfreude gereichte.

Wenn es seine Zeit nur irgend gestattete, wurde er nach Schloß Ruhenthal oder Mesothén abgeholt und verbrachte dort, und später in Schloß Cremon, Tage tief innerlichen Ausruhens und geistiger Gemeinschaft mit den Damen. Auf seinen Missionsreisen mußte er bei der Fürstin Lieven in Petersburg wohnen, wo er die Schwester der-

selben, die Fürstin Gagarin kennen lernte, die, seit Jahren gelähmt, in viel Schmerzen und Leiden Gott diente; das freudige Christentum dieser Kreuzträgerin war eine erhebende Predigt.

Alle diese Damen, wie auch sein Freund Baron Nikolai und der verbannte Baron Korff waren durch Paschkow zu lebendigem tatkräftigen Christentum erweckt worden und suchten dem Herrn Seelen zu gewinnen unter Reichen und Armen mit freudigem Bekennen und großer Herzenswärme, trotzdem ihnen dafür von seiten der russischen Regierung und der Kirche, der sie angehörten, ernste Gefahren drohten. War doch auch Paschkow Landesverwiesen und lebte im Ausland in der Verbannung. Gurland besuchte ihn einst auf einer Reise und fühlte sich auch mit ihm gleich eins in der warmen Liebe zum Heiland, die bei Gurland so Hauptsache und Hauptinhalt seines Lebens war, daß die Abweichungen in der Form des Gottesdienstes, in der Auffassung des Nebensächlichen, ihn nicht störend berührten, — und er verstand auch wiederum mit der Art seines Christentums ihnen wohlzutun. Es entspann sich eine herzliche Korrespondenz, und als Gurland in Odessa ein so stilles, abwechslungsloses, zurückgezogenes Leben führte, das reich an Leiden und Entbehrungen war, gereichten die Besuche der Gräfin Schuwaloff und der Familie der Fürstin Lieven, sowie das Wiedersehen mit der gelähmten Fürstin Gagarin, ihm zu köstlicher Erfrischung und großem Genuß.



Seelsorge.

„Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen.“ Ebräer 13, 17.

Selbst oft und viel leidend und durch innere Kämpfe und Trübsal gegangen, war Gurland ganz besonders zur Seelsorge geeignet. Wohltuend empfanden alle Leidtragenden sein Verständnis ihrer Lage und daß er selbst ergriffen war von ihren Leiden.

Seine Art, dem Kranken erst menschlich nahe zu treten und geistigen Zuspruch nie aufzudrängen, gewann ihm auch Herzen, die dem Herrn noch fern standen.

Auch der gesellschaftliche Verkehr mit seinen Gemeindegliedern bot ihm Anknüpfungspunkte zu tieferem Eingehen. Oft benutzte er einen Spaziergang mit seiner Frau, um nach dem Befinden eines Kranken Erkundigungen einzuziehen, und seine Teilnahme öffnete ihm manches verschlossene Herz.

Als ein reicher vornehmer Herr seiner Gemeinde, von dem es stadtbekannt war, daß er von Gott nichts wissen wollte und die „Pfaffen“ nicht leiden mochte, schwer erkrankte und die Ärzte ein langes qualvolles Leiden vorausfahen, lag ihm das Heil dieser Seele schwer auf dem Herzen und er rief seine Frau: „Komm, wir wollen fragen, wie es steht?“

Eine Verwandte des Kranken, eine liebe fromme Seele, öffnete und erzählte tiefbetrübt von den Qualen und der Verzweiflung des Leidenden, und fügte unter Tränen hinzu:

„Ach, lieber Herr Pastor, wir können Sie nicht hineinbitten, er würde toben, wenn wir das täten.“

Gurland sagte, daß er das auch nicht erwartet, hat aber, die Frau zu grüßen, ihr seine Teilnahme auszusprechen und zu versichern, daß er innig mit ihr für den Kranken bete.

Als er das nächste Mal kam, bedauerte die Verwandte, daß ihre Tante augenblicklich beim Kranken beschäftigt sei, sie hätte gewünscht, den Pastor zu sprechen. So ging Gurland immer wieder hin, und es gereichte der schwergeprüften Frau zum Trost, sich mit ihm auszusprechen und durch Gottes Wort gestärkt zu werden, fühlte sie doch erst in dieser Trübsalshize und Angst um die Seele des Mannes, welche Erquickung und Kraft in geistlichem Zuspruch lag.

Viele Wochen vergingen in schwerem Leiden. Wenn der Kranke, um von den Schmerzen abgezogen zu werden, ungeduldig rief: „So erzählt doch etwas!“ versuchte man ihn zu zerstreuen, indem die Namen derjenigen Personen genannt wurden, die nach seinem Befinden gefragt hatten. Als zum erstenmal darunter der des Pastors genannt ward, rief er ärgerlich: „Was will denn der?“ „Daß ihr mir den nur nicht hereinlaßt!“ Aber als ihm gesagt wurde, er habe nicht hereinkommen, sondern nur hören wollen, wie es gehe, schwieg er still, und als der Name

immer und immer wieder genannt wurde und ihm von seiner herzlichen Teilnahme erzählt ward, kam es endlich dazu, daß er sagte: „Wenn er wiederkommt, kann man ihn ja auch auf einen Augenblick hereinlassen.“

Als Gurland dann an sein Bett trat und nur in teilnehmender Weise nach seinem Leiden fragte, ihn anhörte und nach ein paar herzlichen Worten wieder ging, sagte er ganz verwundert:

„Wenn er so ist, dann mag er nur wiederkommen, er hat ja gar keine Befehrungsversuche gemacht!“ Und Gurland kam, erzählte ihm dies und jenes und wurde dem Kranken lieb und angenehm. —

Monatelang zog sich das Leiden hin. Gottes Arbeit an dieser Seele ging unmerklich, aber sicher vorwärts, allmählich konnte Gurland ein ernstes Wort einfügen, und da es still hingenommen wurde, nächstens wieder, — und sachte, sachte wirkte es und wurde gern gehört, dann hielt Gurland ein kurzes Gebet, ehe er fortging, und hatte die Freude, daß der Kranke anfing, sich nach ihm zu sehnen und immer wieder fragte: „Ist Gurland noch nicht gekommen?“ An besonders qualvollen Tagen ward ihm sogar nachgeschickt, und er mußte zum zweitenmal hin, um zu trösten und mit ihm zu beten. — — Als endlich die letzte Stunde gekommen war, und Gurland an das Bett des Sterbenden trat, ward ihm mitgeteilt, daß er schon seit gestern abend nicht mehr höre und sehe.

„Nun dann wollen wir für ihn beten!“ sagte Gurland, und als er dicht herantretend laut ein Gebet um Frieden und ein seliges Heimgehen sprach, wandte sich der

Sterbende ihm zu und tastete nach seiner Hand, Gurland legte sie auf die seine — und mit letzter Anstrengung ergriff der Kranke sie und führte die Hand seines Seelsorgers an seine Lippen.

* * *

Ein andermal hörte er, daß ein liebliches junges Mädchen, das kürzlich erst mit ihren Eltern zur Stadt gezogen, im Sterben liege.

Da nicht nach ihm geschickt wurde, bat er ihre Verwandten anzufragen, ob sein Kommen erwünscht wäre: allein er erhielt die Antwort, der Vater, ein sehr belesener Mann, gehöre der modernen Richtung an und habe die Tochter, sein Lieblingskind, ganz in seinen Ansichten erzogen und sie gelehrt, alles nur mit dem Verstande zu ergründen und nichts Übernatürliches gelten zu lassen, — so stehe auch sie dem Christentum ganz ferne.

Tiefbetrübt über das Gehörte und in inniger Sorge um sie, versuchte Gurland es endlich, doch hinzugehen, wurde aber nicht empfangen. Als er nun eines Abends hörte, daß man jeden Augenblick ihren Tod erwarte, trieb ihn das so innig ins Gebet und erregte ihn so tief, daß er nicht zu Bett ging, — da wurde an seiner Haustür die Glocke gerissen, und in höchster Verzweiflung stürzte der Vater der jungen Dame zu ihm herein:

„Helfen Sie mir! sie stirbt, und niemand kann sie retten! Kommen Sie, kommen Sie! Ich habe ihr ja alles genommen, ihren Kinder glauben, ihr Vertrauen auf Gott! Soll sie nun so ganz ohne jede Hoffnung sterben? —

Helfen Sie ihr, — sie ist so reines Herzens, — sie hat stets nur die Wahrheit gesucht, das Gute gewollt! Kommen Sie, sie stirbt!“ —

Als Gurland nun an das Sterbelager trat, sah er sofort, daß es sich nur um Augenblicke handelte, — was konnte hier ein Mensch tun? Ergriffen in stummem Flehen zu Gott stand er an ihrem Bett, — da richtete sie die großen dunklen Augen in angstvoller Frage auf ihn:

„Sagen Sie mir“ — flüsterte sie mit Anstrengung — „ganz aufrichtig: glauben Sie wirklich — ganz und voll — alles — was Sie lehren? — Ihnen — würde ich glauben — Sie müssen's erfahren haben.“ —

Ernst und feierlich, aber in freudiger fester Überzeugung bejahte er und sagte ihr: Christus, sein Erlösungstod und Auferstehen, sei einzig und allein seine Hoffnung im Leben und Sterben.

Da lächelte sie selig und sagte: „Dann glaube ich auch,“ — schloß die Augen und flüsterte noch: „Beteten“. Während des Gebets schlief sie sanft und selig ein. —

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“, war der Beerdigungstext, den Gurland für sie wählte.

Aber die Haupt Sorge war nun der arme, völlig gebrochene Vater, der sich in seiner Verzweiflung an Gurland klammerte. Oft gelang es diesem, in inbrünstigem Gebet ihm Ruhe und Frieden ins Herz zu bringen. Aber es ging noch durch heißen Kampf und viel Anfechtung.

Zwei Töchter starben bald nacheinander in der Blüte der Jahre, und er selbst ward von langwieriger Krankheit heimgesucht, in der Gurland ein ersehnter Freund und Helfer ihm wurde.

Durch viel Leiden näher und näher dem Vaterherzen Gottes gezogen, ging endlich auch er selig heim, und Gurland konnte an seinem Sarge Gott preisen: „Nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn seine Augen haben den Heiland gesehen.“ —



Kindergottesdienst.

„Weide meine Lämmer.“ Joh. 21, 15.

Schon als Pastor Neanders Adjunkt hatte Gurland den Kindergottesdienst eingeführt, und er verstand die Kleinen zu fesseln, so daß sie gerne und freudig herbeieilten und zwischen ihm und den Kindern sich bald ein herzliches zutrauliches Verhältnis entwickelte.

Gleich anfangs gab er eine kleine Liturgie, betitelt: „Kinderharfe“, für den Kindergottesdienst heraus, allmählich arbeitete er sie um, so daß sie eine große Mannigfaltigkeit aufwies und zu den Festzeiten gewechselt werden konnte.

Im Jahre 1879 gab er sie, mit einer Auswahl passender Lieder, zu einem Gesangbüchlein umgestaltet (dem sich im Anhang der Katechismus, die Erklärung des Gottesdienstes und eine Anzahl der wichtigsten Bibelsprüche anschloß), unter dem Titel: „Zionsharfe“¹⁾ heraus, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreute und noch heute im Gebrauch ist. —

Wie er ein Herz für die Kleinen hatte, so ganz besonders auch für seine Konfirmanden und Konfirmandinnen, es betrückte ihn, daß nach der Konfirmation ihm dieselben so ferngerückt wurden.

¹⁾ Sieglack's Verlag in Mitau.

Die Töchter wohlhabender Eltern wurden meist nach der Konfirmation in die Gesellschaft eingeführt, und in eine neue Welt der Freuden und Festlichkeiten eintretend, mußte ihr religiöses Leben bedroht werden.

Um dieser Gefahr vorzubeugen und in steter Verbindung mit ihnen zu bleiben, beschloß er den Kindergottesdienst, zu dem gegen 500 Kinder gehörten und den er bisher allein leitete, nach Gruppensystem einzurichten und bat seine Konfirmanden als Helferinnen einzutreten.

Dadurch gelang es ihm auch, sie für kirchliche Interessen und Gemeindepflege heranzubilden. In den Vorbereitungsstunden und gelegentlichen Versammlungen im Pastorate konnten die jungen Damen jede Schwierigkeit besprechen und auch von den Ordnungsdamen Rat und Hilfe erbitten.

Sie führten Buch über den Kirchenbesuch der Kinder, suchten die Fehlenden auf und lernten so die Not und Armut kennen und helfend eingreifen. Um den blassen kränkenden Kindern zur Genesung zu verhelfen, gründete Gurland ein Ferienheim, in dem die Kleinen unter Leitung einer erfahrenen Vorsteherin eine kräftigende Sommerfrische am Meeresstrande genossen. Jede Helferin des Kindergottesdienstes sammelte das Jahr hindurch für das „Ferienheim“, durfte dann die kränklichen Kinder ihrer Gruppe zur Aufnahme in dasselbe melden und sorgte, soviel sie konnte, für die Ausstattung des Kindes.

Gingen aber nach ärztlicher Entscheidung andere Kinder vor, so bat sie wohlhabende Verwandte auf dem Lande das kleine Mädchen zur Hilfe der Wirtin, oder den Knaben

dem Gärtner oder Kutscher für die Sommermonate zuzuteilen und unter Oberaufsicht der Herrschaft ihm bei leichter Arbeit, guter Kost und frischer Landluft Stärkung und Erholung zuteil werden zu lassen.

Welche Freude, wenn dann diese Kinder und die kleinen Insassen des Ferienheims mit geröteten Wangen und neuer Lebenskraft heimkehrend, froh und dankbar wieder im Kindergottesdienst erschienen. —

Meist gewannen die jungen Damen diese Arbeit so lieb, daß, wenn sie aufs Land hin heirateten, sie den Sonntag nicht ohne Kindergottesdienst sein mochten und die ihnen so viel Freude bereitende Tätigkeit auch dort fortsetzten.

Sie sammelten die Bauernkinder zu einem kleinen Gottesdienst mit Gesang und Bibelerklärung, zogen allmählich auch die Schulmeistersfrau und einige Wirtstöchter heran, denen sie Anleitung gaben und die sie sich zu Helferinnen erzogen.

Auf diese Weise entstanden zu Gurlands großer Freude im Lauf der Jahre, von seinem Kindergottesdienst ausgehend, 22 Kinderlehren in verschiedenen Orten.

Wunderlieblich war das alljährliche Sommerfest des Kindergottesdienstes.

Lange vor der festgesetzten Zeit versammelten sich die Kinder auf dem Kirchenplatz und grüßten freudestrahlend den Pastor, wenn er nun in ihre Mitte trat, ein freundliches Wort an sie richtete und das Lied singen ließ:

„Wie lieblich ist's hienieden,
Wenn Brüder treugesinnt,
In Eintracht und in Frieden,
Vertraut beisammen sind.“ . .

Dann ordneten die Damen ihre Kinder, immer eine Mädchengruppe zwischen fahmentragenden Knabengruppen, der Pastor trat an die Spitze des endlos langen Zuges, die Damen hielten sich zur Seite ihrer Gruppe, und so zog man fröhlich zur Stadt hinaus nach „Sorgenfrei“ (einem Ausflugsort in der Nähe Mitau), wo dann ein fröhliches Spielen begann. Die Knaben stürmten in den Wald zu „Räuber-, Jagd- und Kriegsspielen“, die Mädchen bildeten Ringelreihen auf dem freien Platze und sangen Lieder, glücklich, daß ihre Damen mitspielten und sich haschen ließen.

Die Erholungspause sammelte alle um die langen Tische, wo Brot und Milch verteilt wurde, und endlich, wenn es zum Aufbruch kam und die langen Reihen geordnet wurden, verteilten die Damen noch süße Wegkost, und unter frohem Gesang zog man heim. Wieder waren alle um den Pastor gedrängt auf dem Kirchplatz, bis er mit kurzem Dankgebet und herzlichem Segenswunsch die Kinder entließ. — —

Ein großer allgemeiner Kindergottesdienst wurde am dritten Ofterfeiertage 1892 gefeiert und vereinte alle drei Kindergottesdienste Mitau; auch brachte eine der früheren Helferinnen, deren Gut nicht allzuweit von der Stadt lag, die Kinder ihrer kleinen Kinderlehre auf Leiterwagen zu dem gemeinsamen Feste.

Die lettischen Kinder Mitaus hatten dieselben Lieder einstudiert, und klang es ergreifend feierlich, als das Lied: „Der große Arzt ist jetzt uns nah“ mit seinem Refrain: „Jesus, Jesus, Jesus!“ von mehr denn 1000 Kindern mit herzlicher Inbrunst gesungen wurde.

Zum Schluß erhielt jedes Kind ein Jesusbild zur Erinnerung, das eine der Helferinnen gezeichnet, und das dann vervielfältigt worden war.

Am Abend des Tages fand ein großes „Meeting“ statt, zu dem von den Rigaer Kindergottesdiensten Pastor Eifenschmidt mit 70 Damen herübergekommen war. Die Aufgabe des Kindergottesdienstes wurde in mehreren Vorträgen besprochen und gipfelte darin: daß jede Kinderlehre vor allem „Christuszentrisch“ sein müsse, — die Gestalt Jesu licht und lebenswarm voll Liebe den Kindern vor die Augen gestellt und ans Herz gelegt werden müsse.



Armenpflege.

„Daß den Armen nicht Not leiden, und sei nicht hart gegen den Dürftigen; höre ihn gern und antworte ihm freundlich und sanft.“ Sir. 4, 1. 8.

Gurlands große Toleranz und die Liebe, die sein ganzes Wesen durchdrang, waren es, die ihm die Herzen gewannen.

Wie sorgte er sich um alle Notleidenden und Armen! Er hatte eine Art zu bitten, die nicht vergebens war. Sagte doch ein Gemeindeglied einmal: „Wenn unser Pastor bittet, dann kann man ja nicht anders als geben. Er legt einem nicht die Pistole auf die Brust: „Du mußt geben!“ aber man fühlt ihm ab, daß es ihm Herzenssache ist und uns Herzenssache sein sollte.“ —

So gelang es ihm, vielen jungen Leuten zum Studium Hilfe zu schaffen.

Eine alte, sehr wohlhabende, aber auch sehr wohlthätige Dame fragte ihn oft scherzend: „Nun, Herr Pastor, Sie haben gewiß wieder einen Studenten auf dem Herzen? Ich sehe es Ihnen ja an!“ und richtig — unter frohem Lachen beichtete er, daß ihn wirklich solch ein Sorgenkind hergetrieben.

Schwerfällig erhob sich die alte Dame: „Nun, dann muß man schon helfen; wenn unser Pastorchen für einen bittet, dann wird das schon kein Taugenichts sein.“

Aber es kam doch vor, daß es ein „Taugenichts“ war, der nicht zum Examen vorging und immer neue Bittgänge nötig machte; dann wurde er wohl schon damit empfangen: „Hören Sie, lieber Pastor, Ihr Protegé . . .“ „Ja, ja,“ fiel Gurland dann wohl seufzend ein, um mit freundlichem Lächeln hinzuzusehen: „aber lassen wir Gnade vor Recht ergehen! geben wir ihm die Möglichkeit sich zu bessern und zum Schluß zu gelangen.“

Wer konnte da widerstehen!

Ebenso war es auf den monatlichen Armenpflege-Sitzungen im Pastorat; der Pastor hatte stets ein milderes, vermittelndes Wort einzulegen, wenn dieser oder jener Armenpfleger oder Armenpflegerin in sittlicher Ent-rüstung dem faulen oder verschwenderischen Armen die Unterstützung absprechen wollte.

„Denken Sie!“ ruft eine Dame, „ich gebe dem Manne Geld zur Taufe seines Kindes, und was seh' ich gleich darauf? er kauft Apfelsinen!“

„Nun“, sagt der Pastor lächelnd, „wollen wir ihm dies eine Mal, zum Taufstag seines Kindes, die kleine Er-quickung gönnen!“

Oder eine andere sagt: „Die Frau arbeitet nicht.“

„Ja“, entgegnet er, „aber ihre vier Kinder wollen essen!“ —

Sehr war er dagegen, wenn es hieß:

„Die braucht keine Hilfe, sie hat noch einen polierten Schrank!“ oder „sie hat noch zwei Bettstühle.“

„Freuen wir uns doch, daß sie noch etwas hat, und helfen wir ihr es behalten.“

Darauf ging er überhaupt aus in der Armenpflege, nicht seine Armen nur notdürftig über Wasser zu halten, sondern ihnen fortzuhelfen in eine Lage, in der sie selbstständig würden und aus der Armenpflege herauskommen könnten, die doch auf vielen als schwerer Druck lastet und andere leicht moralisch verdirbt, indem sie, Hilfe erwartend, sich nicht genügend selbst anstrengen.

Und wie groß war seine Freude, wenn ihm dies gelang; aber dazu gehörte meist eine größere Summe, — um z. B. zuerst aus den Schulden herauszuhelfen, oder einen kleinen Laden zu mieten und einzurichten — eine Nähmaschine zu kaufen, oder die Arme zur Hebamme ausbilden zu lassen, — ihren Sohne zum Revisorexamen zu helfen u. u. Um nun diese größere Summe zu beschaffen, galt es Extrawege einschlagen: da wurden alte Gegenstände, Möbel und Fuß, und Kippes und alles, was nur „weggeräumt“ werden konnte, oder auf der Bodenkammer lag, von Haus zu Haus erbeten, — und welche Freude, wenn die Auktion dieses, von den jüdischen Krämern mit Vorliebe gekauften alten Tandess, eine große Summe ergab und nun der Armen geholfen werden konnte. Größer aber war die Freude und der glückliche Stolz, mit dem nach einigen Jahren der Pastor der Armenpflegeversammlung mittheilte, es gehe der armen Frau jetzt so gut, daß sie, unter Tränen der Dankbarkeit das Geld zurückgezahlt habe und nun wieder einer andern geholfen werden könne.

Und nahte das Weihnachtsfest, dann wurde die Gemeinde schon frühzeitig in so warmer herzlicher Weise ge-

beten, auch den Armen eine Christfreude zu bereiten, auch ihnen das Fest licht und froh zu machen, daß Backen auf Backen, Kleidungsstücke, Spielsachen und Pfefferkuchen, und ein kleines Rouvert nach dem andern: „für die Armen“ im Pastorat abgegeben wurde, bis der Pastor freudig ausrief:

„Eine Gemeinde, die so gerne gibt, wird man selten finden.“

Nun durfte jede Armenpflegerin einen Zettel bringen, auf dem die Bedürfnisse ihrer Pfleglinge, sowie Zahl und Alter der Kinder notiert waren, und danach wurden die Sachen sortiert und verteilt, bis für jeden ein stattliches Bündel fertig war, das die Armenpflegerin beizeiten ins Haus der Armen bringen mußte, damit diese selbst den Kindern die Bescherung aufbauen könne.

Der Mutter dazu die Hände zu füllen, war ihm viel lieber, als den Kindern einzeln in den Häusern der Reichen zu beschenken, doch freute er sich auch darüber, wenn einzelne ältere Leute sich selbst und den Kleinen auf diese Weise Festfreude bereiteten, und er hatte in der Festzeit stets in mehreren Häusern und Schulen die Ansprachen beim brennenden Christbaum zu halten. —

Hatte er aber so für seine armen Familien zeitig gesorgt und das frohe Bewußtsein, daß in jedes Haus ein wenig Freude getragen sei, dann quälte ihn noch die große Sorge: wie Hilfe schaffen für seine „verschämten“ Armen, die ihm fast mehr noch am Herzen lagen, hatten sie doch meist niemanden, der um ihre bittere Not wußte, als ihren Pastor allein.

Wiederum wandte er sich an seine Gemeinde mit innigem Dank, ihre Opferfreudigkeit rühmend, sagte er, wie schwer es ihm falle, sich wieder bittend an sie zu wenden.

Die unverschuldete Armut derer, die bessere Verhältnisse gekannt und nun nicht einmal in der Lage sind, ihren Kindern eine Festfreude zu bereiten, sondern sorgenvoll ins neue Jahr schauten, liege ihm aber schwer auf dem Herzen.

Wenn nun jemand dem Herrn ein größeres Dankopfer bringen wolle, so sei er gerne zur Vermittlung bereit, oder wolle denen die Adressen nennen, die in zarter Weise selbst ihre Gaben hinbringen möchten. —

Und siehe! da hatte ein Herr im Dunkel des Christabends an zwei Türen geklopft und dann durch die Türspalte einen „Brief“ hineingereicht, der durch seinen reichen Inhalt hellen Jubel erregte.

Und mehrere Jahre nacheinander fand Gurland, wenn er nach dem Christabendgottesdienst heimkehrte, in seinem Briefkasten ein oder auch zwei Rouverts mit großer Geldspende und der Bitte, sie nicht zu sehr zu zersplittern und noch womöglich am selben Abend, „wo's not tut“ hinzubringen. Dann rief Gurland freudestrahlend seiner Frau zu:

„Sieh nur, was ich bekommen!“

Und so wie seine Kindlein beschert worden, machte er sich auf den Freudenweg, oder sandte, wenn er gar zu erschöpft und leidend war, seine Frau, durch die stillen dunklen Straßen, vorbei an den Häusern, wo noch hie

und da ein Lichterbaum erstrahlte, in die stille kleine Wohnung, wo Weihnachtsfreude mit Sorge gepaart war, — und nun mit einmal das Weihnachtslicht heller erstrahlte und von neuem von Gottes Liebe und Fürsorge predigte.



Jubiläum.

„Wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohlgehen,
und wenn er Trost bedarf, wird er gesegnet sein.“

Sir. 1, 19.

Sehr viel Liebe ist Gurland während seiner Amtstätigkeit zuteil geworden.

Seine Gemeinde nahm jede Gelegenheit wahr, ihm ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu beweisen.

Tiefgerührt war er von den vielen Zeichen der Teilnahme, die ihm besonders in schweren Zeiten zuteil wurden und zu großer Erquickung gereichten. So fand sich auch unter dem Nachlaß einer sehr alten Lehrerin, die in größter Beschränkung von den mühsam gesammelten Ersparnissen gelebt hatte, ein kleines Bäckchen mit hundert einzelnen Rubelscheinen und der Aufschrift:

„Gesammelt für meinen lieben hochverehrten Pastor Gurland, zur Kräftigung, damit er länger seiner Gemeinde erhalten bleibe.“

Ja, seine große Kränklichkeit machte es immer wahrscheinlicher, daß er nicht mehr lange im Amt bleiben könne, zumal er nicht die Möglichkeit hatte, einen eigenen Adjunkten zu halten.

Es wurde ein Übereinkommen mit dem Religionslehrer der Realschule Pastor Theodor Wenrich getroffen, allein durch den allgemein betrauertem frühzeitigen Tod desselben wurde ihm auch diese Hilfe geraubt.

Ein Gebrauch von Rissingen hatte leider nicht den erwünschten Erfolg, durch ein falsches Mittel erlitt Gurland eine Blutvergiftung, die ihn an den Rand des Grabes brachte, — eine außergewöhnliche Sommerhitze erschwerte die Genesung, und heimgekehrt hatte er viel Schweres durchzumachen.

Es gelang nicht, einen geeigneten Adjunkten zu finden; die Gemeinde hing so sehr an ihm, daß sie meist wünschte, nur von ihm bedient zu werden, und so gewannen bald wieder Schwindelanfälle und Ohnmachten die Oberhand, und als noch dazu Gelenkrheumatismus ihm das Stehen bei den Amtshandlungen fast unmöglich machte, trat der Gedanke an den Rücktritt vom Amt mehr und mehr in den Vordergrund. Allein davon wollte seine Gemeinde nichts wissen, und als nun sein 25 jähriges Amtsjubiläum nahte, beschloß sie eine größere Summe zu sammeln, um ihm durch erneute Auslandsreise und einen tüchtigen Adjunkten das Bleiben zu ermöglichen.

Rührend war es, wie sich arm und reich zu dieser Sammlung drängte, ja viele Glieder der Nachmittags-gemeinde und selbst aus der reformierten Kirche, sogar einige Katholiken und Glieder der griechisch = orthodoxen Kirche baten, ihren Beitrag bringen zu dürfen, da auch sie oft seinen Predigten gelauscht und ihn liebgewonnen.

Ihre Namen wurden alle in die schön gebundene Adresse eingeschrieben, die ein dem Pastor besonders nahe-stehendes Gemeindeglied ihm an seinem Jubiläum über-reichte.

Gurland ahnte nichts von dieser großen Gabe und war ganz überwältigt von all der Liebe und dem Dank, dem die Adresse Ausdruck gab, ja bis zu Tränen gerührt war er, als er in später Abendstunde mit seiner Frau die Namen alle las, und immer wieder rief er tiefbewegt: „Auch der! auch die liebe Seele! Gott wolle ihnen ihre Liebe tausendmal vergelten!“

Viele hatten sich nicht genug tun können mit dem Beitrag zur allgemeinen Gabe, sondern noch eine große Menge schöner Liebesgaben extra gesandt, herrliche Blumen-spenden und manch sinnig erdachtes Geschenk erfreuten sein Herz, aber fast am meisten rührte ihn ein Rosenknöspchen, das eine Arme brachte, das einzige ihres Stockes, dessen Erblühen zu diesem Tage sie sehnsüchtig erwartet.

Die Prediger Mitaus sandten einen schönen Bücher-schrank, und Pastor Graß, der ihm herzlich befreundet war, hielt eine Ansprache, die Worte Phil. 4, 4—7 auf das Leben Gurlands anwendend: die Freude am Herrn habe in ihm eine große Lindigkeit hervorgerufen, die sich in Liebe, Toleranz, Sanftmut und Demut befundete sein Leben lang; — das „Sorget nicht“, hätte er durch Gottvertrauen auch in schwerer Heimsuchung bewiesen, in der er gelernt, in Gebet und Dankagung anzuhalten, auch unter drückendem Kreuz und Krankheit, weil sein Herz Frieden mit Gott erlangt. —

Auch der reformierte Pastor Kurnatowſky hielt eine warme Rede über den lateinischen Ausspruch: „Das Herz ist's, das den rechten Theologen macht.“

Die Ansprache des Präsidenten des Kirchenvorstandes, Baron von Rahden, lautete:

„Hochwohllehrwürdiger, hochgeschätzter Herr Pastor! Mir ist der ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, Ihnen zu dem heutigen Tage, an dem sich 25 Jahre vollenden, seit Sie in der Matthäuskirche zu Berlin zum Prediger ordiniert wurden, die herzlichsten Glückwünsche des Kirchspiels zu übermitteln.

Eine weite Strecke Weges liegt nun hinter Ihnen, ein großes reichgesegnetes Feld der Arbeit ist es, auf das Sie mit dem Bewußtsein, alle Zeit treu Ihre Pflicht erfüllt zu haben, heute zurückblicken können.

Und ist auch so manches Kreuz auf diesem Wege Ihr Begleiter gewesen, haben namentlich auch körperliche Leiden Ihnen die Ausübung Ihres Berufes nur allzuoft erschwert, stets haben Sie mit freudiger Glaubenszuversicht, mit Daransetzung aller Ihrer Kräfte und mit reichem Maß von Liebe sich ihm hingeeben. — Und daß Ihre Arbeit keine vergebliche gewesen, dafür bürgen Ihnen die zahlreichen Beweise der Anhänglichkeit und Liebe, die während der langen Reihe von Jahren, die Sie uns angehören, und auch heute wieder gerade mitten aus Ihrer Gemeinde heraus Ihnen entgegengebracht worden sind.

So nehmen Sie denn, hochgeschätzter Herr Pastor, auch diese Ehrengabe (ein großer silberner Tafelaufsatz) so entgegen, wie er Ihnen geboten wird, als ein geringes Zeichen des Dankes und der Anerkennung für jahrelange treue Seelsorge, Ihnen dargebracht von denen, die Sie

einst an diese Stätte beriefen, den Patronen Ihrer Kirche.“ —

Tief ergriffen dankte Gurland den Patronen seiner lieben Gemeinde, den Amtsbrüdern und Freunden für die unverdiente Liebe und Treue, denn er sei sich wohl bewußt seiner Schwachheit und vielfachen Verschämniß, er könne nur seine liebe Gemeinde allzeit auf betendem Herzen tragen und Gott anflehen, seine Verheißung wahr zu machen: „Ich will wohlthun denen, die dich lieben, und will segnen, die dich segnen!“ —



XII.

Heimsuchung.

Anfechtung.

„Er prüfet sie wie das Gold und nimmt sie
an wie ein völliges Opfer.“

Weisheit 3, 6.

Wie wundervoll ist das so oft in der Heiligen Schrift gebrauchte Beispiel vom Geläutertwerden im Ofen der Trübsal wie Gold in der Glut, wie das Silber, das eine so hohe Reinheit erhalten muß, daß der Schmelzer sein eigen Bild darin erkennen kann; am schönsten aber ist die Versicherung, daß der Schmelzer wohl acht gibt und nicht eine Sekunde länger das Edelmetall im Feuer läßt, als es unbedingt nötig ist; daß kein Versuchen über Vermögen stattfindet.

Wie oft gereichte diese Verheißung Gurland zu Trost und Ermutigung, wenn er zu erliegen meinte unter der schweren Heimsuchung, die nun über ihn hereinbrach.

Hatte er viel Segen im Amt und Hause erfahren, so ging durch sein Leben ein tiefer Schmerz, dem er Ausdruck verliehen in den Bibelworten, die er zum Tauftext für seinen vierten Sohn wählte: 1. Mos. 21, 33—34.

„Abraham aber pflanzte Bäume zu Beer-Seba und predigte daselbst von dem Namen des HErrn, des ewigen Gottes, und war ein Fremdling im Lande.“

Trotz all seines Bemühens, mit den Amtsbrüdern in ein inniges Gemeinschaftsleben zu treten, blieb er ihnen in seiner Art und Weise ein Fremder, seine Herkunft und sein andersartiger Bildungsgang schienen eine Scheidewand zwischen ihnen zu ziehen.

Die baltischen Provinzen, die bisher völlig deutsch gewesen, so daß nur wenige Herren die russische Sprache beherrschten, durchlebten damals eine sehr schwere Zeit durch die plötzlich über sie hereinbrechende Russifizierung.

Stolz auf ihr Deutschtum und die durch ihre Sonderrechte und Selbstverwaltung vorgeschrittene Kultur ihres Landes war ihr ganzes Bemühen gewesen, sich diese Eigenart zu wahren.

Als nun plötzlich alle deutschen Lehrer und Beamten durch russische ersetzt wurden, als die Kinder mit einem Male alle Schulfächer, selbst Latein und Griechisch vermittels einer ihnen völlig fremden Sprache erlernen sollten, und dadurch ihre Bildung und das sittliche Niveau heruntergedrückt wurde, steigerte sich die Erbitterung in hohem Maße.

Auch die Kirchenbücher sollten russisch geführt, die Scheine russisch ausgestellt werden, da war es wohl kaum anders möglich, als daß selbst auf den theologischen Abenden die Wellen der Erregung hoch gingen, und die große glühende Liebe zur baltischen Heimat manchen verleitete zu weit zu gehen.

Ein Nachgeben der Russifizierung gegenüber erschien wie Heimatsverrat, hoffte man doch anfangs, sich ihr entgegenstemmen zu können.

Gurland konnte nicht mit allem übereinstimmen, sprach er aber dagegen und warnte er gar, so erfolgte die Antwort:

„Lieber Bruder, Du kannst darüber nicht mitsprechen, Du stehst unseren Verhältnissen ganz fern. Es ist ja auch selbstverständlich, daß Du nicht so empfindest wie wir, da Du kein Kurländer bist.“

So zog sich Gurland mehr und mehr zurück, und doch litt auch er persönlich und mit seinen Kindern schwer durch die Russifizierung.

Daß er schmerzlich trug an diesem Alleinstehen, läßt sich begreifen. Wohl war er mit vielen Pastoren herzlich befreundet, und es fehlte auch nicht an Anerkennung unter den Amtsbrüdern, aber ein Teil der kurländischen Geistlichkeit empfand es als Mangel, daß Gurland nicht als leidenschaftlicher Patriot ihre Ansichten teilte. Mehr und mehr brach sich bei ihnen die Ansicht Bahn, daß an diese hervorragende Stelle der Landeskirche eine Persönlichkeit hingehörte, die heimisch im Lande war und mehr Kampfesnatur besaß.

Dazu kam, daß die Charaktere Gurlands und seines Vorgesetzten so sehr verschiedener Art waren, daß Mißverständnisse und Mißhelligkeiten entstanden, die leider in die Gemeinde drangen und in der kleinen Stadt rasch kolportiert und unwillkürlich vergrößert viel böses Blut schufen.

Gurland litt unter diesen Zerrwürfnissen so sehr, daß trotzdem er in Pastor Fastena einen tüchtigen Adjunkten gefunden, er doch ernstlich daran dachte, sein Amt nieder-

zulegen, damit Ruhe und Frieden wieder in seine Gemeinde einkehrten.

Es war wiederum vom Auslande her eine Aufforderung an ihn ergangen, und so wollte er sich ganz der Judenmission widmen; allein kaum drang davon etwas in die Gemeinde, so ward er mit Bitten bestürmt zu bleiben und kam in großen inneren Kampf, welche Entscheidung die rechte sei.

Das böse Gerede flammte von neuem auf und hatte viel Trauriges im Gefolge.

Eine leidenschaftliche Parteinahme entstand seitens der Gemeinde für ihren geliebten Seelsorger und seitens der Pastore für ihren Oberhirten.

So sehr Gurland sich bemühte die fortwährenden Fragen seiner Gemeindeglieder in freundlicher Weise zurückzuweisen und die Gemüther zu beruhigen, es wollte nicht gelingen. Der Stein, der einmal ins Rollen gekommen, läßt sich nicht aufhalten, und sogar die Liebe richtet im Übereifer Schaden an.

Selbst was in der besten Absicht wiedererzählt wird, entspricht fast nie völlig dem Gehörten, irgend ein wichtiger Punkt, auf den der Hörende nicht geachtet, oder der ihm unwichtig erschien, fällt fort, chronologisch ist die Wiedergabe fast nie zuverlässig, mancher Ausdruck wird unbewußt anders widergegeben, zumal wenn einige Zeit seitdem verflossen, — und wo die Gemüther so bitterlich erregt sind, liefert oft gerade dieser Umstand dem anderen den Beleg für die Unwahrheit, den Beweis der Schuld. Immer dichter zieht sich das Netz der Aussagen und

Gegenausagen zusammen, mit verzweiflungsvollem Ringen möchte man diese unzähligen Unrichtigkeiten und Unwahrheiten aufklären — umsonst — die Verwirrung wird nur ärger und das Herzweh tiefer und größer. Volle Wahrheit und Klarheit wird erst droben erlangt. —

So gingen Wochen und Monate hin. Gurland, der so sehr den Frieden liebte, sah sich in Kampf und Streit verwickelt, und diese Zeit lag so schwer und drückend, so peinigend und am Herzen nagend auf ihm, daß er selbst sagte: es sei die bitterste seines Lebens gewesen.

Aber auch Trübsalshize geht vorüber, wenn sie ausgerichtet, wozu sie gesandt worden, und durch Gottes Gnade gelang es endlich, den Frieden wiederherzustellen.

Voll inniger Freude dankte Gurland Gott, daß sein Gebet: in Frieden aus seinem Amte scheiden zu dürfen, erhört worden.

* * *

Nun sind sie beide, die so schwer aneinander zu tragen hatten, heimgegangen, — geschwunden ist jeder Schatten, vereint vor Gottes Angesicht preisen sie nun gemeinsam die Liebe, die sie aus allem Erdenjammer hinaufgetragen zum ewigen Licht! —



Ausbruch.

„Mein Angesicht soll mit dir gehen,
damit will ich dich leiten.“

2. Mos. 33, 14.

In friedlichem, stillem Leben verfloß das letzte Halbjahr in Mitau, reich an Liebesbezeugungen aller Art, denn jeder wollte seinem Bedauern, ihn bald scheiden zu sehen, Ausdruck geben, und wünschte den lieben Pastor noch einmal bei sich zu sehen.

Auf Gurlands dringende Bitte sahen die Patrone von dem großen offiziellen Abschiedsdiner ab, aber zu kleiner gemütlicher Feier mußte Gurland zu einem jeden von ihnen kommen.

Einer der Herren holte sogar die Kinder des Pastors mit auf sein schönes Gut hinaus, und blieb dieses herrliche Abschiedsfest ihnen in ebenso unvergeßlicher Erinnerung wie ihre Abreise von Mitau, die acht Tage früher als diejenige der Eltern erfolgte.

Es waren so viel liebe Freunde auf den Bahnhof gekommen, um sie hinauszubegleiten, daß sie überglücklich ausriefen: „Sieh nur, Mamma, vor keinem Waggon stehen so furchtbar viel Menschen wie vor dem unsrigen.“

Von Abschiedsweh empfanden die kleinen Knaben wenig, sie waren voll Begeisterung Neues zu sehen und reisen zu dürfen, und die Unmasse süßer Herrlichkeiten,

mit denen sie von allen Seiten überschüttet wurden, steigerte ihren Jubel derart, daß, als der Zug abging, sie mit ihren Taschentüchern zu den Fenstern hinauswehend in lautes „Hurra“-Geschrei ausbrachen. — —

Ganz anders gestaltete sich der Aufbruch des Vaters dieser fröhlichen kleinen Schar; war doch sein Abschiednehmen mit tiefem Herzweh verknüpft.

Am 24. April 1894 hielt Gurland seine Abschiedspredigt über Phil. 1, 3—6:

„Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedanke, welches ich allezeit tue in allem meinem Gebet für euch alle, und tue das Gebet mit freuden über eurer Gemeinschaft am Evangelium, vom ersten Tage an bisher. Und bin desselben guter Zuversicht, daß der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi.“

Er begann damit, daß diese schwere Trennungsstunde ihm das Herz fast zerreißen wolle, er gehe aber aus freiem Willen, von niemanden gedrängt, weil er glaube darin Gottes Willen erkannt zu haben und es zum Besten seiner lieben Gemeinde wäre. Seine letzte Predigt solle aber nicht ein Trauergottesdienst werden, sondern vielmehr dem innigsten Dank gegen Gott und seine liebe Gemeinde Ausdruck geben und ein heißes Flehen zu Gott sein, daß er, der allein das gute Werk begonnen, es zur Vollendung führen möge. Seine Gemeinde aber bitte er, ihre Herzen der Gnadenwirkung Gottes zu erschließen, damit Er sie vollbereiten und vollkommen machen könne. Innig mahnte er sie, nicht so sehr auf die Person des

Predigers als vielmehr auf den Herrn selbst zu sehen; nicht zu großes Gewicht auf die Form zu legen, in der ihr das Wort Gottes verkündigt werde, als dieses selbst lieb zu gewinnen, denn es käme nicht auf die Schale an, in der das heilige Evangelium uns dargereicht werde, sondern darauf, daß wir dieses in unsre Herzen aufnehmen, und wir das Gebet, die einzige Leiter, die zum Himmel führt, nicht versäumen.

Zum Schluß erflehte er Gottes Segen über seine Gemeinde herab, „damit sie stets ein lebendiger Baustein im Tempel Gottes sei, über die Kirche und die Kanzel, damit Ströme lebendigen Wassers von ihr ausgingen und über seinen Nachfolger, auf daß er als rechter Hirte die Gemeinde zum ewigen Brunnquell der Gnade führe.“ —

Die ganze Gemeinde war tief ergriffen und Gurland selbst so bewegt, daß Tränen die Stimme zu ersticken drohten.

Als er nach Schluß des Gottesdienstes in die Sakristei ging, strömten die Gemeindeglieder ihm nach, um ihm noch einmal in stummem Schmerz die Hand zu schütteln, allen voran sein früherer Generalsuperintendent L., der durch ein Leiden die Sprache verloren hatte, aber unter Tränen Gurland immer wieder umarmte und küßte. —

Unter denen, die Gurlands Fortgehen schmerzlich bedauerten, waren auch eine ganze Menge Juden.

Ein sehr geschätzter jüdischer Arzt fragte ihn:

„Gehen Sie wirklich fort? Das ist ja ein schrecklicher Verlust für uns!“

Lächelnd sagte Gurland. „Lieber Herr Doktor, Sie haben doch am wenigsten von mir gehabt?“

„Das sagen Sie nicht!“ rief jener, „ich weiß wohl, was ich von Ihnen gelernt habe, und mein Sohn auch! Sie können das nicht so wissen wie wir, und ich freue mich nur, daß mein Sohn auch bald nach Riga geht und Sie dort wird hören können. Ich habe Sie an Kranken- und Sterbebetten gesehen und weiß, daß Ihr Fortgehen für Mitau ein ganz unerseßlicher Verlust ist.“

Auch einige andere, darunter ein alter Rabbiner und ein Kaufmann, die oft im Dunkelwerden zu Gurland gekommen, sagten ihm, wie sehr sie bedauerten, daß er fortzöge; aber am meisten jammerten die armen Juden: „Wer wird sich nun unsrer erbarmen?“ „Ist er doch gewesen wie ein Vater für uns!“

In einem auswärtigen jüdischen Blatt, das viel von den Juden Mitaus gelesen wurde, erschien sogar eine sehr lebensvolle Schilderung einer Unterhaltung auf dem jüdischen Trödelmarkt Mitaus, in der eine Parallele gezogen wurde zwischen dem vor kurzem fortgezogenen Rabbiner und Gurland, die sehr zugunsten des letzteren ausfiel, und in der in Rede und Gegenrede Gurlands Charakter und Wirken geschildert wurde, und eine Stimme nach der andern wehlagte, daß ein so guter Mann fortzöge, der ein Herz gehabt für die armen „Südden.“ —

* * *

Auch ein einfacher Mann aus einer anderen Gemeinde schrieb in schlichtem unorthographischem Deutsch sein Bedauern und seinen Dank nieder: „ . . . denn wenn

noch etwas Gutes in mir ist, so danke ich das nur Ihren Predigten, die mir den Weg zu Gott gewiesen haben.“

Aus seiner Gemeinde erhielt er unter vielen anderen Liebesbeweisen auch einen Abschiedsgruß ohne Namensnennung, den wir hersetzen:

„So müssen wir Dich wirklich ziehen lassen?
Du treuer Hirte willst nun von uns gehn?
Noch kann es unser zagend Herz nicht fassen,
Und bange fragen wir: Muß es geschehn?“

Es muß gescheh'n, Du kannst die Last nicht tragen,
Die Dir Dein schweres Amt hier auferlegt!
So wollen wir nicht jammern und nicht klagen,
Nur danken wollen wir Dir tiefbewegt.

Und sollen wir's auch ferner nicht mehr hören
Aus Deinem Mund das teure Gotteswort,
Wird doch Dein stilles Wirken und Dein Lehren
In unsern Herzen leben fort und fort.

Den Weg zur Heil'gung, den Du uns gewiesen,
Du gingest ihn in Demut uns voran.
So sei denn Gottes Gnade hochgepriesen,
Daß Großes sie durch Dich an uns getan.

Vor lauten Klagen wollen wir uns hüten!
Doch zürne nicht, wenn wir beim Lebewohl
Den stillen Abschiedstränen nicht gebieten,
Wir bringen sie als letzten Liebeszoll!

So zieh denn hin! — Gott wolle Dich geleiten
Er, der den Seinen treu zur Seite steht!
Und unsre Wünsche werden Dich begleiten,
Und unser warmes, inniges Gebet!“

Die letzten Tage waren sehr schwer, Aramen und Backen ermüdete körperlich, aber tief innerlich litt das Herz durch dies immer wiederholte Abschiednehmen.

Endlich nahte der Aufbruch! Der liebe alte Pastor Neander weinte, als Gurland und seine Frau ihm Adieu sagten und aus Herzensgrund dankten, daß er ihnen stets ein Vater und ihren Kindern ein rechter „Großpapa“ gewesen, tiefbewegt sagte er nur:

„Und Ihr seid mir gute Kinder gewesen.“ —

Auf dem Bahnhof hatte sich eine große Menschenmenge versammelt; es war kaum möglich jedem die Hand zu reichen; eine Fülle der herrlichsten Blumen wurde in den Waggon hineingereicht, aber sprechen konnte kaum einer. Es war ein ergreifender Anblick, diese große Versammlung in stummem Schmerz unter Tränen ein letztes Lebewohl ihm zuwinkend, Gesicht an Gesicht ein liebes, bekanntes, das von nun an entbehrt werden sollte!

Kein Laufen, Drängen, Schreien und Eilen, wie sonst auf dem Bahnhof, — ein tiefes Gefühl beherrschte alle, vornehm und gering, groß und klein. — Auch Gurland konnte kein Wort sagen und nickte nur immer wieder mit tiefem Blick diesem und jenem zu; als aber der Zug sich in Bewegung setzte, bog er sich weit zum Fenster hinaus und machte segnend das Zeichen des Kreuzes über seine so innig geliebte, unvergeßliche Gemeinde. —

In einem Nachruf in der Zeitung, die den stillen, feierlichen und wehmütigen Abschied auf dem Bahnhof schilderte, und betonte, wie manche herzerfreuende Frucht sein Wirken getragen, hieß es unter anderem: „Sein Leben und Wirken in unsrer Mitte wird stets in gesegnetem Andenken bleiben. Nicht als Mann der raschen Tat, des entschlossenen Eingreifens haben wir Gurland kennen und hochschätzen gelernt, seine Begabung liegt auf einem anderen Gebiet, auf dem des demütig stillen, sanftmütigen Wirkens und — Duldens; und wenn auch manche seiner Freunde ihm zuweilen mehr Kampfesfreudigkeit, mehr Stahl und Eisen gewünscht hätten, keiner, der ihm näher getreten, hat sich dem Eindruck seiner milden, weichen, vom Geist des Evangeliums und der Liebe getragenen Persönlichkeit verschließen können Auch im stillen Kreuztragen folgte er den Fußspuren seines Herrn.“ —



Schwere Krankheit.

„Und tragen um allezeit das Sterben des Herrn
Jesu an unserem Leibe, auf daß auch das Leben
Jesu an unserem Leibe offenbar werde.“

2. Kor. 4, 10.

Die folgenden Aussprüche Gurlands über Kreuz und Trübsal lehren uns verstehen, woher er die Kraft nahm, schwere körperliche Leiden so flaglos still und friedevoll zu erdulden.

„So viel Hohes und Herrliches ein Gotteskind im inneren Leben hat, im äußeren muß es durch viel Trübsal gehen, denn ein Christ steht unter dem Zeichen des Kreuzes, unter dem das Seelenleben am schnellsten reift.

Wie Gott alles aus nichts schuf, macht er auch diejenigen, derer er sich bedienen will, zu nichts, um dann daraus ein Gefäß der Gnade zu machen.

Wen er hart prüft, mit dem hat er auch was besonders Gutes vor, denn er hat Gedanken des Friedens mit uns und nicht des Leidens.

Krankheit ist eine schwere Prüfung, zumal anhaltende, das weiß ich aus eigener Erfahrung; sie ist ein dunkles Tal. Gott gibt meist nur so viel Licht, daß wir Schritt vor Schritt sehen können, — aber der herrliche Ausgang ist dem Glaubenstreuen sicher, denn Gott führt aus dem Dunkel herrlich hinaus zum Licht! Auch sein Volk führte er durch die Wüste, auch Jesaias klagt: „Du bist ein verborgener Gott!“ Wir wandeln im Glauben und nicht

im Schauen; aber sein Wort gibt unserem Fuß Licht, um den Weg zum Vaterhause zu finden.

Wenn die Trübsal dazu dient, daß wir sprechen lernen:

„Es ist mir lieb, daß Du mich demütigst, damit ich Deine Rechte lerne;“ wenn wir aus menschlicher Einsamkeit mit doppelter Sehnsucht in Gottes Gemeinschaft flüchten, dann ist erfüllt die Verheißung: „Ich will dir die Wüste zum Lustgarten machen, daß man darin höre die Stimme der Freude, Dank und Lobgesang.“

Wie selten erklingen Lob- und Danklieder, während die Klagelieder tausendstimmig gesungen werden. Und doch läßt er, der unser Elend kennt, und um unsere unaufhörlichen Kämpfe gegen die Sünde weiß, uns trotzdem zurufen: „Freuet euch, und abermal sage ich, freuet euch!“

Die Notwendigkeit eines fröhlichen Christentums wird mir immer klarer. Nur ein siegesbewußtes Evangelium wird die Welt überwinden.

Ich flehe auch den Herrn täglich um dies Gnadengeschenk an. Gibt's doch zahllose Gründe, die uns frohstimmen müßten: Ihn zu haben, von ihm geliebt zu sein, Sündenvergebung zu besitzen und als Gotteskinder und Erben durch nichts von ihm geschieden zu sein, ist dies nicht Grund genug zum Loben und Danken!

Demütigend ist es, daß immer wieder trübe Stunden bei uns einkehren, Verstimmung, Niedergeschlagenheit und Traurigkeit über uns herrschen, — und der Quell des Trostes Ebr. 12, 11—13 ist bereit, unser Herz zu erfrischen und zu erquicken, damit wir im Leiden durch Stillesein wirken mit den Mitteln, die er uns an die Hand gibt — ihm zur Ehre und unseren Mitmenschen zur Hilfe.

Das werden doch die liebsten Gotteskinder sein, die durch ihr stilles, geduldiges Leiden den Namen des Vaters verherrlichten!

Der mitleidige Jesus, der selbst gelitten und weiß, was für ein Gemächte wir sind, will trotzdem, daß wir Überwinder sein sollen durch ihn, der uns liebt.

Das Kreuz ist dennoch gut, wie sehr es auch wehe tut. Es weckt die Sehnsucht nach größerer Gemeinschaft mit dem Herrn, nach dem Vaterhause, wo es keine Sünde und keinen Schmerz mehr gibt und keinen Tod.“

* * *

Gurlands dunkler Typus und seine durch den Vollbart breit erscheinende Gesichtsförm ließen ihn nicht so leidend aussehen, als er es in der Tat war. Kränklich von Jugend auf und meist nur mit viel Anstrengung arbeitend, hatten die öfteren Kuren in Riffingen und besonders in Steben ihm wohl gut getan und ihn zu neuer Arbeit wieder befähigt, aber gehoben hatten sie seine inneren Leiden nicht.

Geheimrat Dr. med. Zober in Riffingen sagte von ihm:

„Man glaubt es gar nicht, wie solche Kranke, bei denen kaum ein Organ ganz gesund ist, sich elend fühlen. Man kann ihnen auch gar nicht so recht helfen, denn was für das eine Leiden gut wäre, schadet meist dem andern. — Aber solche durch viel Leiden gestählte Naturen haben meist eine zähe Ausdauer.“

So war es auch: der Geist siegte immer wieder über den schwachen Körper.

„Ich predige mich gesund“, meinte Gurland oft.

Aber das viele Sprechen verschlimmerte das Lungenleiden, aus der Konfirmandenlehre kam er meist völlig erschöpft heim, die Hand fest auf die schmerzende Lunge gedrückt.

Mit seinem Abschied von Mitau wäre ja nun die Ausspannung und Erholungszeit gekommen, allein, gewohnt unter Schmerzen und Unbehagen zu arbeiten, bedachte Gurland vielleicht nicht genug, wie sehr ihm Ruhe not getan hätte. Er litt so schmerzlich durch Untätigkeit, nannte sich einen „unnützen Knecht!“ oder mit Wehmut: „einen Hirten ohne Herde“ und widmete nun seine ganze Kraft der Judenmission. Angestellt als Missionar von der Zionsgesellschaft in Amerika, wurde er auch von anderen Missionsgesellschaften in herzlicher Weise eingeladen ihre Konferenzen zu besuchen und dort Vorträge zu halten, so daß er meistens auf Reisen war.

Erquickt durch die brüderliche Herzlichkeit, die ihm entgegengebracht wurde, ließ er sich oft überreden täglich, ja sogar zweimal am Tage zu sprechen, und diese Überanstrengung verschlimmerte die alten Übel.

Im Frühjahr 1894 war er nach Riga übergesiedelt und bald darauf einer Aufforderung nach Finnland gefolgt.

Im Herbst desselben Jahres traf ihn auf seiner Missionsreise nach Wilna und Warschau die Nachricht, daß sein jüngstes Söhnchen am Scharlach erkrankt sei. Er eilte heim und fand ein ganzes Lazarett vor, da auch seine anderen Kinder sich gelegt.

Schon auf der Heimreise litt Gurland große Schmerzen, allein in der Sorge um die Kinder achtete er der Zunahme seines eignen Leidens so wenig, daß, als endlich der Arzt konsultiert wurde, dieser mit Schrecken erkannte, daß der Brand bereits hinzugekommen und eine sofortige Operation unbedingt notwendig sei.

Still hörte Gurland den Entscheid und sagte nur: „Wie Gott will! Ich möchte nur vorher das heilige Abendmahl empfangen.“

Das geschah, und wunderbar gefaßt sah er den ersten Stunden entgegen.

Die Operation gelang — aber es folgten namenlose Qualen, die er mit bewunderungswürdiger Geduld trug, immer voll Dank, daß seine Frau bei ihm sein durfte und er so viel Liebe von seinen früheren Gemeindegliedern erfuhr. Die Wunde heilte, doch schienen die Kräfte zu versagen.

Allein Gott half über Bitten und Verstehen, und kurz vor Weihnachten konnte er in sein Heim zurückgebracht werden.

Auch die Kinder waren genesen, und das Christfest konnte mit innigem Dank gegen Gott gefeiert werden.

Schon im Januar 1895 unternahm Gurland wieder eine Missionsreise nach Helsingfors, doch litt er so sehr durch die eisige Kälte, daß er von einer weitem Tour abstehen mußte.

Raum aber kehrte der Frühling ein, so führte eine neue Reise ihn nach England.

Um der Kinder willen, die viel krank waren, verzichtete er auf die Begleitung seiner Frau, allein schon in Deutschland bei den lieben Freunden Aynfelds fühlte er sich so unwohl, daß Pastor Aynfeld ihn nach England begleiten mußte.

Nach einer segensreichen Missionstätigkeit dort, besuchte er die große Leipziger Konferenz, und hielt einen Vortrag über die Frage:

„Was hat die christliche Kirche für diejenigen Judenchristen getan, die durch die Taufe ihrer Existenzmittel beraubt sind?“

In Berlin traf er seinen väterlichen Freund Propst Faltin, und auch hier wurden gemeinsam Missionsabende gefeiert und geistig anregende schöne Stunden verlebt. —

Nach all diesen Anstrengungen hätte er wohl dringend einer friedlichen Ruhe und Erholung bedurft, statt dessen erwarteten ihn daheim ernste Sorgen, seine Frau lag an einer schweren Lungenentzündung danieder, und als endlich der Sommer die ganze Familie auf dem Gute lieber Verwandten vereinte, erkrankte der dritte Sohn lebensgefährlich an Asthma und Bronchitis.

Wohl infolge all dieser Sorgen verschlimmerte sich Gurlands Zustand immer mehr.

Seine Lungen machten den Ärzten große Sorge, so daß sie dringend rieten, ganz in den Süden zu ziehen. Diese Frage bewegte nun lebhaft Herz und Gemüt.

In Riga bot sich Gurland wenig Missionsarbeit, da dort schon ein Judenmissionar tätig war. Sein Herz zog ihn immer wieder in die alte Heimat, Wilna, wo seine

einstigen Freunde und Verwandten noch ohne den Herrn zu kennen in Finsterniß dahinlebten.

Die Missionsgesellschaften, denen er diente, aber wünschten, daß er nach Odeffa ziehe, weil in dieser großen Handelsstadt viele Tausende von Juden lebten, die bisher fast ganz ohne christliche Fürsorge gewesen.

Ehe diese Frage entschieden wurde, sollte eine große Schwierigkeit, die sich der Judenmission entgegenstellte, gelöst werden: die russische Regierung gestattete keine Kolportage von Bibeln, Neuen Testamenten und religiösen Schriften in hebräischer Sprache, sie hatte mehrmals die Kolporteurs gefänglich eingezogen.

Um die Erlaubnis zur Kolportage, sowie zur Eröffnung von Bibel-Depôts in Polen und Rußland zu erlangen, reiste Gurland trotz eisiger Winterkälte im Januar 1896 nach Petersburg, wohin er auch freundlichst geladen worden, um am Jahrestage des Ahsis für jüdische Mädchen die Festrede zu halten.

Mit inniger Freude sah er das Gedeihen und segensreiche Wirken dieser Judenmädchenschule und hielt auch sonst noch einige Missionsstunden, aber zur Erlangung der Konzession wurde ihm geraten sich an den Generalgouverneur von Warschau, Grafen P. Schuwalow, zu wenden. So reiste er denn dorthin, leider ereilte ihn hier eine langwierige Influenza.

Nach vielen vergeblichen Gängen und Bemühungen gelang es ihm endlich durch die Liebenswürdigkeit der Tochter des Grafen, diesem persönlich vorgestellt zu werden und die ersehnte Erlaubnis zu erlangen. Die Freude war

groß — allein schon hatte neues Ungewitter sich zusammengezogen.

Im Hause seines Schwiegersohnes, der auf dem Lande in Sauten (Aurland) eine Anabenerziehungsanstalt leitete, in welcher sich auch Gurlands zweiter Sohn befand, war eine Scharlachepidemie ausgebrochen, und nicht nur sein Sohn, sondern auch Tochter und Großkinder gehörten zu den Erkrankten, und seine Frau war zur Pflege hingereift; doch bald ward sie telegraphisch zurückgerufen, da die schleppende Influenza Gurlands Lungen geschädigt und sein Zustand besorgniserregend wurde.

Ein Ärztekonzilium erklärte, nur sofortige Operation könne einigermaßen Hoffnung geben. In diesem schweren Moment sandte Gott Hilfe, unerwartet kam der Schwager Pastor Dr. K. Bidder aus Laiz an und konnte den Schwergeprüften das heilige Mahl zur Wegzehrung geben, dann ging es direkt aus dem Wagen auf den Operationstisch.

Nach einer Stunde wurde die Pastorin ins Operationszimmer gerufen, — sie glaubte nun den letzten Abschied zu nehmen, — aber Gottes Gnade hatte geholfen, der Arzt trat ihr entgegen mit den Worten:

„Es ist Hoffnung vorhanden! Es sind wohl noch einige Eiterkavernen in der Lunge geblieben, die man nicht erreichen konnte, allein wenn Sie ganz in den Süden ziehen — kann er noch leben — noch 4—6 Jahre, — vielleicht, — wenn die Kavernen sich verkalken — sogar 10 Jahre noch!“

Der Kranke lag in der Starke und litt sehr darunter, daß er „gefnebelt“ sei (beide Arme waren fest geschnürt)

aber selbst im bewußtlosen Zustande flüsterten seine Lippen Gebetsworte: „Herr, hilf mir!“ — „Ein reines Herz schaff in mir!“ — „Ja, Herr, ja!“ rang es sich aus tiefster Seele hervor. Und ein „Ja“ im Zustimmung auch zu diesem Leidenskelch war sein ganzes Krankenlager, es lag ein so stiller Friedenshauch über demselben, ein Ergeben und Stillehalten dem Herrn, von dem alle tief ergriffen waren.

Im April konnte er nach Sahten, aufs Land zur Tochter gebracht werden, wo der Scharlach nun vorüber war.

Es war beschlossen worden, ganz nach Ddessa zu ziehen. Während die Pastorin nun das Heim in Riga auflöste, erhielt sie die Kunde: ihr dritter Sohn sei in Mitau wiederum ernstlich an Asthma erkrankt.

Sie reiste zu ihm; wochenlang schwebte das Kind in großer Gefahr, da eine Pleuritis dazu gekommen war.

Als die Pastorin eines Morgens, völlig erschöpft von viermonatlicher ununterbrochener Krankenpflege sich hinlegte, trat plötzlich ihr Schwiegersohn ein:

„Papa ist nicht wohl, ich habe ihn nach Riga gebracht, er muß sofort operiert werden!“

Der kranke Knabe wurde wieder den treuen Freunden Weinbergs ans Herz gelegt und sofort aufgebrochen.

Diesmal hatte niemand Hoffnung, allein Gott half doch!

Gurland überstand die Operation, und langsam, langsam erholte er sich, war er doch wie auf Liebes Händen getragen von der betenden und helfenden Teilnahme der treuen Mitauer Freunde. Erquickungen aller Art wurden

in so reichem Maße gebracht und gesandt, daß er immer wieder seine Frau bat, doch den Kranken nebenan davon zu bringen, und es gereichte ihm zur Freude, wenn sie ihm dann erzählte, wie das kleine, an der Schwindsucht hinsiechende Negermädchen nach den Früchten gegriffen, oder der arme kleine Judenknabe, dem der Fuß amputiert worden mit seinem „D wai!“ „D wai!“ Geschrei aufhörte, wenn ihm die roten Kirichen hingehalten wurden!

Immer wieder sagte Gurland in rührender Dankbarkeit: „Ich habe es so viel besser als all die andern, daß ich Dich bei mir haben kann und so von allen Seiten verwöhnt werde.“ Ja, Teilnahme wurde ihm in so reichem Maße geboten, daß die Schwestern im Diakonissenhause sagten:

„Der Pastor muß wohl ungemein geliebt worden sein! solche Nachfrage nach einem Kranken haben wir noch nicht erlebt. Täglich kommen Menschen aus Mitau herüber und fragen mit Tränen in den Augen nach seinem Befinden.“

All diese Liebe und wunderbare Fürsorge Gottes, daß alles, was nötig war, zur Zeit dargereicht, auch die Mittel zur Auslandsreise unerwartet geboten wurden, halfen das Schwere überstehen.

Endlich konnten die beiden Kranken nach Badenweiler im Schwarzwalde gebracht werden, und die reine Bergluft, so wie das Liegen in der Sonne an der Berghalde, tat beiden sehr wohl.

Auf der Rückreise ward noch eine kleine Ruhepause bei der Tochter im Pastorat Sauten gemacht, und dann kam der große Ausbruch in den Süden.

Bitterschwer war der Abschied von Tochter, Sohn und Großkindern, und das Hinausziehen in die weite Fremde, aber das Bewußtsein, daß der Herr mitgehn und auch dort die Wege ebnen werde, erleichterte den schweren Schritt. Mutig hieß es:

„Gott hat geholfen!
Gott hilft,
Gott wird weiter helfen!“



XIII.

Odessa.

Letztes Wirken in Israel.

„Meines Herzens Wunsch ist, und flehe auch Gott für Israel, daß sie selig werden.“ Römer 10, 1.

Wenn der Arbeitstag zur Neige geht, sieht der fleißig Schaffende erst recht, wie viel noch zu tun wäre, und ungeachtet der körperlichen Erschöpfung setzt er alle Kraft ein, um noch möglichst viel zu Ende zu bringen.

Wohl rinnt der Schweiß, wohl schmerzt der Rücken, die Kräfte schwinden, und die Sehnsucht nach Ruhe wird immer größer, aber immer noch zeigen sich Mängel und Lücken, die er gerne noch bessern möchte, um sein Werk geordnet zurückzulassen, wenn er nun heimgeht zu Ruh und Raft, damit der Arbeiter, den der Herr nach ihm in die Arbeit sendet, gleich weiter bauen und schaffen könne. —

Dies war die Signatur von Gurlands letztem Wirken unter Israel in den neun Jahren seiner Missions-tätigkeit in Odessa.

* * *

Odessa ist eine sehr große schöne Stadt, die durch ihre Lage am Schwarzen Meere einen eignen Reiz erhält; die breiten Straßen sind von Akazien eingefast und hüllen die Stadt im Frühjahr für einige Tage in einen weißen Blütenschleier und süßen Wohlgeruch; und doch übt Odessa wenig Anziehungskraft aus, die Bevölkerung wechselt fort-

während und ist eine so ungemein gemischte, aus allen Nationen bestehende, daß man sich schwer heimisch fühlen kann. Dies liegt wohl auch daran, daß Odeffa vor allem Handelsstadt ist, in geistiger Beziehung einer Wüste vergleichbar; die Menschen scheinen gar keine andere Lebensaufgabe zu haben als Geldverdienen.

Die gebildeten Stände verschwinden vollständig in der Masse dunkelfarbigem Proletariats: Griechen, Türken, Armenier, Bulgaren, Tscherkessen, Tataren und Perser, — vor allem aber sind die Juden in ganz außerordentlicher Menge vertreten — und zwar meistens Reformjuden.

Die Gottlosigkeit des modernen Judentums trat Gurland gleich bei den ersten Schritten in Odeffa entgegen. Ein jüdischer Tapezierer, der bei der Einrichtung des neuen Heims half, und mit dem Gurland ein ernstes Gespräch über Gott beginnen wollte, lehnte dieses auf das entschiedenste ab: „Wer kann mir beweisen, daß es einen Gott gibt?“ fragte er. „Wer hat ihn gesehen? Ich glaube nur, was ich sehen und begreifen kann.“ —

Ein anderer jüdischer Handwerker wollte eine Arbeit am Sonnabend bringen. Gefragt, ob er denn am Sabbat arbeite, antwortete er: „Warum denn nicht? Ein Tag ist wie der andere.“ — —

Als in einem jüdischen Magazin die Adresse aufgegeben und der Name „Gurland“ genannt wurde, fragte der Verkäufer, ob Gurland ein Verwandter des kürzlich verstorbenen Rabbiners Gurland sei. Das wäre ein großer Mann gewesen, der hätte geeifert, wenn man am Sabbat die Magazine öffnete, — aber gerade als er eine gewaltige

Predigt über die Sabbathheiligung gehalten, sei er mit dem „Amen“ tot am Altar zusammengebrochen. Daraus folgerte der Mann, daß Gott nicht mit ihm einverstanden gewesen, sonst hätte er diesen Mann nicht fortgenommen, der wohl fähig gewesen wäre durchzusetzen, daß am Sabbath nicht gearbeitet und gehandelt würde. — So zeigte sich Gurland gleich zu Beginn seiner Tätigkeit eine große Dürre auf geistigem Gebiet, und es bot sich ihm ein weites großes Arbeitsfeld, auf dem er neun Jahre treu gewirkt. Es war überraschend, wie bald sein Name und seine Adresse bekannt geworden und wie viele herbeiströmten, immer wieder in stundenlangen Gesprächen die unklaren religiösen Regungen ihres innern Lebens darzulegen und von ihm Aufklärung zu erbitten.

Viele kamen und gingen; bei sehr vielen war es nicht Heilsverlangen, sondern der Wunsch eines leichteren, besseren Fortkommens, da dieses den Juden auf Schritt und Tritt durch die unzähligen Beschränkungen von seiten der russischen Regierung erschwert wird. Aber es gab auch liebe Seelen, die es aufrichtig meinten, und die immer und immer wiederkehrten, bis der Herr auch ihren Herzen das Licht aufgehen ließ.

Zur Taufe sandte Gurland sie dann meist nach Nischinew zu seinem hochverehrten geistigen Vater Propst Faltin, der nach wie vor in großem Segen unter Israel wirkte, bis auch er kränklichkeits halber sein Amt niederlegen mußte.

Da strömten dann auch die dortigen Proselyten und Heilsbegierigen nach Odeffa, und das steigerte sich, als die

judenchristliche Gemeinde in Rischinew durch den Tod ihres Gründers Josef Rabbinowitsch, mit dem Gurland auch öfters in freundschaftliche Berührung gekommen, — sich ganz auflöste, und als dann die Jahre der Hungersnot kamen und 1903 die große Judenverfolgung über Rischinew hereinbrach; da kamen die Bedrängten und Verfolgten in so großer Menge zu Gurland, daß es fast seine Kräfte überstieg, auch nur alle anzuhören, wieviel mehr für alle zu sorgen, und er immer wieder die Hilfe seiner Freunde anrufen mußte.

Gurlands weiches Gemüt litt furchtbar unter all dem Grauenhaften und Schrecklichen, das die Judenverfolgung brachte. Er wurde ganz krank, wenn die armen Geflüchteten, mit schreckensbleichen Gesichtern sich um ihn drängend, von all den Grausamkeiten und Scheußlichkeiten erzählten, die sie miterlebt; er konnte es nicht anhören, und ihm wurde erst wohl, wenn die Liebe und Teilnahme der Missionsfreunde ihm immer wieder die Hände füllte, daß er wenigstens äußerer Not abhelfen konnte, und freudiger vermochte, den armen Verfolgten von der ewigen Liebe zu reden, die Heimsuchung gesandt, um die Herzen zu prüfen, zu läutern und zu sich zu ziehen.

Diese schwere Zeit machte die Herzen vieler zugänglicher und brachte manche gesegnete Frucht.

Ganz besonders lieb war ihm J. Feinstein, der ihm als Kolporteur ein treuer Gehilfe und Freund wurde und bei dessen plötzlichem Tode er tieferschüttert klagte: „Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan.“ — —

Die Mildmay-Mission in London, die sich die großartige und segensreiche Aufgabe gestellt, womöglich jedem Juden ein Neues Testament zu geben und dazu Tausende und abermals Tausende Neuer Testamente unentgeltlich verteilt, hatte auch Gurland mit dieser Aufgabe betraut, da er ja als Missionar der Zionsgesellschaft in Minnesota (in Amerika) ununterbrochen mit Juden zu tun hatte.

Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit hatte Gurland an alle evangelischen Geistlichen Rußlands eine dringende Aufforderung ergehen lassen, ebenfalls mitzuhelfen, und jedem Juden, mit dem sie in Berührung kämen, ein Neues Testament, das ihnen umsonst zugeschickt werden sollte, zu geben, denn es sei doch: Ehrenschuld und Dankeschuld der Christen, die das Heil und alle geistlichen Güter des Christentums Alten und Neuen Testaments von den Juden erhalten, diesen in der Irre Gehenden den Wegweiser zum Erlöser, das Evangelium, in die Hand zu geben.

Von vielen Seiten wurde ihm freundliche Zustimmung ausgedrückt, und erging die Bitte an ihn, Neue Testamente in hebräischer Sprache und Jargon senden zu wollen.

Im Jahre 1900 wurde Gurland von der Mildmay-Mission zum Superintendenten all' ihrer in Rußland angestellten Missionare ernannt, um diesen mit Rat und Tat beizustehen.

Auf seinen alljährlichen Missionsreisen, die er gewöhnlich mit der Sommerreise zu seinen Kindern, oder einer notwendig gewordenen Badekur im Auslande vereinigte, besuchte er dann in Berditschew, Minsk, Wilna und

Warschau, die ihm zu lieben Freunden gewordenen Missionare, um mit ihnen die Missionsangelegenheiten zu beraten und sich herzlich über den Fortschritt dieser Tätigkeit zu freuen.

An all' diesen Orten waren Bibel-Depots gegründet, in denen Neue Testamente und Schriften verkauft und verteilt und jedem Heilsuchenden Auskunft erteilt wurde.

Als Gurland, dessen Gesundheit allmählich nicht allen Anforderungen mehr genügen konnte, in dem Missionar Rosenberg einen lieben Gehilfen erhielt, konnte ein solches Depot auch in Odessa eingerichtet werden, und nun setzte Gurland alle Kräfte daran, die Mittel zu erbitten, um auch ein Asyl für die im Unterricht Befindlichen zu gründen, das zugleich als Arbeitsstätte der Proselyten und Versammlungsort dienen könnte, um diesen, so einsam und fremd unter den Christen dastehenden jungen Anfängern im Christentum eine Heimstätte und einen Halt bieten zu können. Eine Buchbinderei und Kofferwerkstatt wurde geplant und konnte, da Gurlands Bemühen von Erfolg gekrönt wurde, ins Leben gerufen werden, — aber die Eröffnung des Asyls fand erst wenige Wochen nach Gurlands Heimgang statt. —

Daß Gurlands letztes Wirken unter Israel ein so reichgesegnetes war, dankte er, nächst der Gnadenhilfe Gottes, der treuen Unterstützung so vieler lieber Missionsfreunde in England und Amerika, Schweden und Deutschland, Helsingfors, Petersburg, Reval, Dorpat, Mitau und vielen anderen Orten, wo unermüdlich fleißige Hände sich regten, um ihn mit dem Notwendigsten zu versorgen, und

wo treue Herzen von Gott den Segen für seine Arbeit erflehten. —

Diesen lieben Freunden dürfte es von Wert sein, einiges aus Gurlands letzten Aufzeichnungen über die Missionstätigkeit und über die neuen Geistesströmungen in Israel zu hören, die doch wohl auch als beachtenswerte Zeichen der Zeit von Interesse sein dürften. —



Geistiges Regen in Israel.

So spricht der Herr: „Wind komme herzu aus den vier Winden und blase diese Getöteten an, daß sie wieder lebendig werden.“

Ezekiel 37, 9.

Wenn wir auf die Erlebnisse der verflossenen Arbeitsjahre zurückblicken, so müssen wir zur Ehre Gottes bekennen: die Arbeit ist nicht vergeblich gewesen.

Allerdings von epochemachenden Erscheinungen, von Massenbefehrungen und Massenübertritten, von großen Volkserweckungen haben wir nicht zu berichten, wohl aber von Hunderten in Israel, welche die frohe Botschaft gehört, das Neue Testament gelesen, und von vielen einzelnen Seelen, die aus der Finsternis zum Licht hindurchgedrungen sind, und einige unter ihnen sind im festen Glauben an Jesum, ihren Retter selig heimgegangen und verherrlichten Gott in ihrem Tode.

Man erlebt viel schwere Stunden in der Arbeit an Israel, — ein Acker, der jahrhundertlang Dornen und Disteln trug, erzeugt nicht in kurzer Zeit eine Weizenernte! Es gibt Zeiten, wo Gottes Wort nur Widerspruch und Unwillen zu verursachen scheint.

Die Opposition gegen Christus dünkt mir oft das einzige Band zu sein, welches das zerstreute Israel gegenwärtig noch zusammenhält. —

Dieser Widerspruch und Widerwille gegen das Christentum vererbt sich wie eine böse Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht und wird zu einem innern Bollwerk, das nicht leicht zu beseitigen ist; beruht doch der

Talmud und die ganze hebräische Literatur auf einer christenfeindlichen Tendenz.

Durch Vermengung von Wahrheit und Dichtung, Politik und Religion, von Erhabenem und Lächerlichem ist es diesen Freunden Israels gelungen, die Volkspheantasie dermaßen zu überspannen, daß ihr Denken und Fühlen in falsche Bahnen gelenkt und die Volksseele verwirrt worden.

So haben nicht nur die Feinde, sondern selbst die Freunde Israels mit unglaublichem Eifer sich bemüht und daran gearbeitet, nicht allein Israels politische Existenz zu vernichten, sondern auch sein inneres Leben zu verwüsten.

Je heller mir das Licht meines Glaubens scheint, um so dunkler erscheint mir die Nacht des Unglaubens und Aberglaubens meines Volkes.

Das gegenwärtige Judentum hat etwas Halbes, Starres, Verkrüppeltes.

Lauter Verheißungen ohne Erfüllungen, Hoffnungen ohne jeglichen Halt in der Vernunft.

Es ist ein ewiges Verneinen und ein Haß gegen alle Völker, der auf Selbstgefälligkeit und Selbstgerechtigkeit gegründet ist.

Daher bleibt die Geschichte der Mission an Israel die Geschichte eines großen religiösen Kampfes, der nur langsam vorwärts kommen kann. —

Es ist wahr, das Volk, so wie es jetzt ist, taugt nicht viel, wenn man es mit menschlichen Augen betrachtet, und gibt auch gar keine Hoffnung, sich jemals bessern zu wollen, — aber — was für uns nicht taugt, ist für Gott, wie es scheint, gut genug. Oder hat er es nicht wert geachtet, ihm seinen eignen Sohn zu schenken?

Deshalb sollte dies verachtete und verstoßene im Dunkel wandelnde Volk nicht bloß unsere Sympathie,

sondern geradezu unser ganzes Herz und volle Teilnahme verdienen.

Und ganz besonders sollten wir Herz und Liebe denen zuwenden, die sich aus dem Dunkel heraussehnen und die ersten Schritte auf dem Wege zum Licht tun.

Ja, es ist wahr, Proselyten sind vielfach nicht anziehend für den Christen, der sie nicht verstehen kann, — und der erwartet, daß die Taufe sie in liebliche Kinder des Lichtes wandeln sollte, ohne zu bedenken, daß auch ihm zu einem solchen noch manches mangeln mag.

Gewiß ist die Taufe ein Bad der Wiedergeburt, aber wie der leibliche Mensch bei der Geburt hilflos, schwach und hilflos ist und sorgfältiger, liebevoller Pflege bedarf, weil er erst im Werden und Wachsen begriffen ist, so ist's auch mit dem getauften Juden. Es ist schwer für einen Christen, sich ein richtiges Bild von ihm zu machen, denn der alte Mensch taucht, wie Vater Luther sagt, obgleich er in der Taufe ertränkt worden, immer wieder auf und muß täglich wieder durch Reue und Buße eräuft werden.

Er sieht gewöhnlich noch recht häßlich aus, weil der neue Mensch noch nicht fertig ist.

Im großen und ganzen aber scheinen die Getauften aus Israel nicht schlechter als die geborenen Christen. Ein gewisser Prozentsatz mag hier wie dort durch eigne Schuld verloren gehen.

Aber es gibt auch Nathanaelseelen, Israeliten ohne Falsch, die sich durch alle jüdischen Vorurteile hindurchringen und die, in die Herberge der christlichen Kirche geflüchtet, derselben zur Ehre gereichen.

Sie gewähren einen Ausblick in die Zukunft Israels und Vollendung des Reiches Gottes.

* * *

Wer die neuesten religiösen Bewegungen besonders unter den Juden Süd-Rußlands und Oesterreichs beobachtet,

der kann nicht mehr daran zweifeln, daß die Gefangenen Zions nach Erlösung seufzen und nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes.

Durch den Dienst der evangelischen Mission sind im Laufe dieses Jahrhunderts mehr als hunderttausend Juden durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden, die Zahl aber derjenigen Juden, die durch das Lesen des Neuen Testaments zum Glauben an Christum erweckt worden, ohne getauft zu sein, ist eine unberechenbare.

Jedenfalls scheint die Zeit nicht mehr ferne, wo nach apostolischem Ausspruche noch eine besondere Gnadenstunde für Israel schlagen und es sich in größerer Zahl zum Herrn bekehren und selig werden wird, nachdem die Fülle der Heiden in Zions Tore eingegangen ist. —

Merkwürdig ist die religiöse Bewegung, die durch das Harnack'sche Buch: „Das Wesen des Christentums“ unter den gebildeten Juden entstanden ist. Harnack wird von ihnen als großer Prophet gepriesen und sein Buch viel gelesen, denn einem solchen Christentum wollen sie gerne beistimmen.

Es wird nächstens eine hebräische und Jargon-Übersetzung dieses Buches erscheinen.

Man sollte es kaum glauben, daß freisinnige Juden, die früher von Religion überhaupt nichts wissen wollten und um das Christentum sich absolut nicht kümmerten, nun begeisterte Anhänger dieser Lehre Harnack's sind, sich „Evangelisten“ nennen und eine fast fieberhafte Tätigkeit entwickeln, ihrer Lehre Anhänger zu gewinnen.

Junge Leute gehen von Haus zu Haus und predigen mit Begeisterung das Evangelium von Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Sie preisen Jesum als den allergrößten Lehrer ihres Volkes, ja als den Messias, der mit seinem Evangelium von der Liebe Gottes des Vaters alle falschen

Vorstellungen von Gott zerstört habe und Versöhnung, Glauben und Gottvertrauen, Humanität, Liebe und Duldsamkeit nicht nur theoretisch gelehrt, sondern auch durch sein unschuldiges Leben, Leiden und Sterben besiegelt habe, und daher als Licht der Welt anerkannt werden müsse.

Von Buße und Sündenvergebung durch den Opfertod Jesu im Sinne der Propheten und Evangelisten wird nicht gesprochen.

Wer aber in Jesu nicht den eingeborenen Sohn Gottes und Sünderheiland erkennt, wird trotz aller Begeisterung für Jesu Lehre und Leben doch nicht die wirkliche Versöhnung mit Gott und den Seelenfrieden finden.

Es stimmt mich daher traurig, wenn jüdische Theologen von der großen messianischen Idee sprechen und die christliche Moral, Bildung, Humanität und Aufklärung preisen, als ob das ganze Wesen des Christentums darin enthalten wäre. Das sind Früchte des Lebensbaumes, der Baum selbst ist Christus.

Auf die Gewissensfrage: „Wie erlange ich Vergebung der Sünde?“ kann die Antwort nicht lauten: „Ich bete an die Macht der großen Idee,“ sondern: „Ich bete an die Macht der göttlichen Liebe, die sich in Jesu offenbart.“

Das Evangelium kann nicht mit der Vernunft erfaßt werden, es wendet sich an das nach Erlösung schmachtende Herz! —

Viele gebildete und urteilsfähige Juden, die mit Ehrfurcht von Jesus und seiner Lehre sprechen, sehen in dem Gegensatz zwischen Christentum und Judentum nur einen Kulturkampf, der mit dem Siege der Wahrheit enden muß.

Es sind darunter ernstgesinnte fromme Männer, die, angeregt durch die sogenannten „Revisionisten“ in Frankreich, die eine Revision des Dreifuß-Prozesses fordern, die Frage aufgeworfen haben: ob die Hinrichtung Jesu

nicht ebenfalls ein Justizmord gewesen? Sie suchen Anhänger zu gewinnen, damit ein Konzil der gelehrtesten und besten Männer Israels zusammenberufen werde und eine Revision des Prozesses Jesu aufgenommen würde, und sie hoffen, daß dadurch der Bann von Israel genommen werde, denn dieser große Rechtsbruch, dieser Justizmord, der durch die Kreuzigung Jesu vollzogen worden, sei es, der an Israel heimgesucht werde bis ins tausendste Glied. —

Ein Reformjude schilderte mir lezt den Hergang auf einer Versammlung der Revisionisten, auf der ein jüdischer Gelehrter mit großer Beredsamkeit die Unschuld Jesu bewiesen habe, dessen Lehre und Leben, dessen Wirken und Leiden klar bewiesen, daß er der größte, herrlichste Mensch, der je gelebt, gewesen, ein großer Prophet, mit übernatürlichen Gaben und Kräften von Gott ausgerüstet und gesandt, die ganze Welt aus dem Dunkel zum Licht zu führen. Die lichtscheuen Priester aber haßten das Licht und ruhten nicht eher, als bis sie einen Justizmord an ihm begangen.

So wenig aber die Blinden es hindern können, daß die Sonne dennoch scheine, ebensowenig vermochten jene blinden Fanatiker zu verhindern, daß das Licht Jesu fortscheine und sein Geist fortwirke auch nach seinem Tode. Da erhob sich ein alter einfacher, aber bibelfundiger Jude und sagte:

„Das ist alles sehr schön, aber der Kern der Frage bleibt doch: Ist Christus der Sohn Gottes? als der er sich ausgab, denn er verlangte für sich göttliche Ehre, „auf daß alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren“ (Joh. 5, 22).

Er wurde vom Hohenpriester feierlich beeidigt und beschwor es, daß er der Sohn Gottes sei.

Was hilft es, daß er der größte Prophet und Sittenlehrer und Märtyrer gewesen, war er nicht der Sohn Gottes, so ist er ein Gotteslästerer gewesen und hatte den Tod verdient.

Hier gibt es kein entweder-oder.

Ist aber Christus wirklich der Sohn Gottes gewesen, dann ist der Heilige in Israel, der Messias und Erlöser, von seinem eignen Volk hingerichtet worden."

Das aber wollten die andern nicht zugeben. Sie behaupteten, die Lehre der christlichen Kirche von der Gottheit Christi sei der Grund von Israels Unglauben; wenn die Christen aufhören wollten, die Gottheit Christi zu predigen, würde Israel mit Stolz ihn als den Messias, den Sohn Davids, anerkennen, den größten Mann seines Volkes.

In der weiteren Unterhaltung sprach mein Berichterstatter sein inniges Bedauern aus über den Starrsinn und die Unbeugsamkeit der orthodoxen Christen, die noch immer als Kern und Stern des Christentums die Lehre von der Gottheit Christi aufrecht erhielten und dadurch viele Tausende von Juden abstießen.

"Ist das Starrsinn," fragte ich, "wenn ein Kranker, der lange Abhandlungen über Hygiene und Medizin gehört, ausruft: „Was helfen mir alle guten Ratschläge zur Erhaltung meiner Gesundheit, wenn ich krank bin? Ich brauche den Arzt, der meine Krankheit heben kann."

Was Sie von Christus annehmen wollen, ist seine Moral und Sittenlehre, ist eben Hygiene, aber wir brauchen einen Arzt, und die einzige Arznei, die uns von der Sünde heilen kann, ist Christi Blut.

Wer das wahre Wesen der Sünde noch nicht erkannt hat als Trennung von Gott, für den bleibt auch der Sohn Gottes, das Lamm, das für unsere Schuld gebüßt, ein Rätsel. Gesunde bedürfen des Arztes nicht.

Christus sagt: Ich bin in die Welt gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen."

Der Mann blieb aber hartnäckig bei seiner Meinung.

Dies sind einzelne Stimmen in der Wüste. Gewiß sind auch sie ein erfreuliches Zeichen der Zeit, aber man darf sich nicht verhehlen, welche riesigen Schwierigkeiten zu überwinden sind, und wie wenig Aussicht auf Erfolg diese Bestrebungen haben.

Wer kann die schroffen Gegensätze der gelehrten Juden versöhnen?

Wer soll die Konferenz einberufen? wer sie leiten?

Wie sollte eine Einigung zustande kommen?

Und gesetzt, das Unglaubliche geschähe und eine Vereinigung der geistigen Antipoden finde statt, würde dann die Resolution einer solchen Konferenz für die Stellung des Judentums zur christlichen Welt wirklich von Erfolg sein? Schon aus praktischer Erwägung werden jüdische Gelehrte ihre Beteiligung an der projektierten Konferenz ablehnen, denn wie das Resultat auch sein mag, die Konferenz würde eine ungeheure Verantwortung auf sich laden.

Bezeugt die Konferenz die Unschuld Jesu, so ist zunächst eine Empörung beim allergrößten Teil des jüdischen Volkes unausbleiblich; und die Frage über die Gottheit Christi wäre immer noch nicht entschieden; sollte aber die Konferenz dem alten Urteil zustimmen, so würde ein neuer Sturm der Entrüstung in der christlichen Welt heraufbeschworen werden.

So wären also alle Erwartungen, die auf solch eine Konferenz gesetzt werden, jedenfalls übertrieben. —

Selbstverständlich bleibt auch die Reaktion nicht aus. Die alten Fanatiker erheben ihre Stimme protestierend gegen jeglichen Fortschritt und gegen jede geistige Regsamkeit auf religiösem Gebiete.

Mit besonderer Erbitterung kämpfen sie gegen die Revisionisten und bezeichnen sie als gefährliche Sektierer. Allein die alten Zeloten scheinen sich überlebt zu haben, ihre Stimmen finden nicht mehr Gehör, und ihre Polemik leistet den Revisionisten gute Dienste, indem sie das Volk auf die revisionistische Idee aufmerksam macht.

* * *

Die hundertjährige Feier des Todestages Herders hat Israel wieder an die Schönheit und Herrlichkeit des Alten Testaments erinnert. Sein schönes Buch: „Von Geist der Hebräischen Poesie,“ lobt und rühmt den himmelhohen Schwung der Propheten und die große Weisheit ihrer Reden. Das Vorbild Herders hat jetzt auch in jüdischen Kreisen Nachahmung gefunden, und die gebildeten Zionisten und darstellenden Künstler unter ihnen gründeten sogenannte:

„Moderne Bibelabende“

für Juden und Christen, auf welchen poetische Stücke des Alten Testaments künstlerisch vorgetragen werden.

Ein christlicher Prediger, der diese „Modernen Bibelabende“ in Köln besuchte, berichtet:

„Es waren gegen 170 Personen erschienen, die meisten Juden. Dr. Simchowitz, der Dramaturg des Kölner Theaters, hielt einen einleitenden Vortrag, darauf hinweisend, daß die großen deutschen Dichter: Klopstock, Herder, Schiller, Goethe häufig aus der Bibel den Geist empfangen und den Stoff genommen haben.

An die Lektüre der Bibel muß man mit sehnsüchtiger Phantasie herantreten, um den hohen Schwung, die tiefe Leidenschaft, die in bilderreicher und dabei doch niemals schwülstiger Sprache ausgedrückt ist, zu verstehen. —

Daß die Bibel heute so wenig gelesen wird, dafür sind die Theologen verantwortlich, welche wie Heuschrecken über ein blühendes Rosengefilde hergefallen sind.

Dadurch geht uns aber ein hoher edler Genuß verloren, in poetischer, geschichtlicher und moralischer Beziehung."

Auf diese Rede folgte nun die Vorlesung. „Zuerst: Der Triumphgesang der Deborah (Richt. 4 u. 5); dann: Der Untergang des Königs Saul (1. Sam. 28 u. 31; 2. Sam. 1); ferner: Das Klagelied der gefangenen Juden (Ps. 137); Die Vision des Propheten Hiesekiel (Kap. 37); von der Wiederbelebung des israelitischen Volkes; Die Prüfung, Versuchung und Klage Hiobs (1—3); endlich: Bruchstücke aus dem Hohenliede Salomos." —

Aus dem Neuen Testament wurde nichts vorgetragen.

Der Vortrag der Stücke, welche Irene Triesch vom „Deutschen Theater“ in Berlin, angetan mit dem langen weißen wallenden Gewande ihrer Vorfahren, wiedergab, war künstlerisch vollendet.

Der Untergang Sauls und die Klage Hiobs, sowie die Belebung der Totengebeine, durch Herrn Pürschian vorgetragen schienen einen ergreifenden Eindruck auf die Zuhörer zu machen.

Das lag auch an der sorgfältigen Vorbereitung der Vortragenden, welche ihr ganzes Können in den Dienst des Stoffes gestellt hatten.

Der Berichterstatter schließt mit den Worten:

„Ich muß nun offen gestehen, daß mir an diesen Bibelabenden manche Schönheiten der Bibel aufgegangen sind, die mir bisher verborgen blieben.

Das betrifft besonders die formvollendete poetische Einkleidung der weltbewegenden Frage nach der moralischen Weltordnung im Hiob. Ähnlichkeit zwischen König Saul und den Shakspeare'schen Gestalten eines Macbeth, Julius Cäsar, oder zwischen Hiob und Shakspeare's Hamlet oder Goethes Faust wurden mir deutlich.

Die Befruchtung unsrer klassischen Literatur durch die Bibel tritt hier klar zu Tage."

Auch hier sind „Moderne Bibelabende“ nach diesem Muster vor einiger Zeit entstanden, die meistens von Zionisten besucht wurden. Seit Beginn des Krieges sind sie leider sistiert worden.

Ein gebildeter Zionist, den ich besuchte, sprach von diesen Bibelabenden mit großer Begeisterung:

„Solche Vorträge werden nicht nur die ewige Jugend unsrer alten Bibel, sondern auch die ewige Jugend des alten Volkes Israel der modernen Welt zum Bewußtsein bringen.

Ein Volk, das solchen ewigen geistigen Schatz besitzt, kann nicht untergehen (Ps. 125, 1 u. 2).

Vor allem aber muß die jüdische Jugend mit dem Geist der hebräischen Poesie vertraut gemacht werden, mit dem Adlerblick der alten Propheten, mit dem hohen Schwung ihres Geistes, mit den edlen bilderreichen Formen ihrer Sprache.

Das hohe Ideal ihres Volkes, das die Propheten befehle und das sie in vollendeter Schönheit darstellten, muß auch unserer Jugend leuchtend vorgetragen werden, damit es auch ihr bleibendes Ideal werde!

Ein Volk mit eigener Sprache und Literatur muß auch schließlich ein eignes freies Land wieder besitzen, wie Gott es wiederholt versprochen hat (2. Sam. 7, 10).

Dahin zu wirken und zu streben ist eben die große Aufgabe des Zionismus; dazu sollen auch unsere „Modernen Bibelabende“ dienen, und es soll uns freuen, wenn viele Christen sich daran beteiligen."

„Wir Christen sind ebenfalls froh,“ erwiderte ich, „daß Israel den alten köstlichen Schatz des Alten Testaments, der viele Jahrhunderte lang unter Schutt und Staub menschlicher Deutung gelegen, wieder entdeckt hat

und Gottes Wort ohne Kommentare zu lesen beginnt. Das kann zum großen Segen werden für die Jugend sowohl als für die Erwachsenen.

Wir wünschen aber, daß in solchen Bibelabenden nicht nur die Poesie und Schönheit der hebräischen Sprache, sondern auch der Inhalt des Wortes Gottes beachtet werde.

Die Propheten Israels waren nicht nur geistreiche Poeten, sondern Männer Gottes, die geredet haben getrieben vom Heiligen Geiste.

Die Sprache ist ja das Gewand des Geistes.

Auch das Gewand eines Königs ist schön und bewundernswert, was ist aber das schönste Königsgewand ohne König? was nützt die schönste Form, wo das Wesen fehlt?

Die Bibel ist ein Urkundenbuch der Offenbarung Gottes; Zweck und Vollendung aller Gottesoffenbarungen ist die menschengewordene Liebe Gottes in dem Messias Jesus, in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte.

Denn Jesus ist der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, der uns den Willen des Vaters kund getan und als Menschensohn und Gottessohn die Erlösung und Versöhnung der Welt vollbracht hat durch das freiwillige Opfer seines Leidens und Sterbens und durch seine Auferstehung.

Davon reden Moses und alle Propheten, darum wäre es wichtig, daß die Veranstalter dieser Bibelabende und die Zuhörer nicht bloß den poetischen Stoff der Bibel ins Auge fassen, sondern auch den religiösen, namentlich den messianischen Inhalt des Alten Testaments fassen und beherzigen, daß sie den König Messias erkennen, von dem geschrieben steht: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen, darum hat dich Gott gesegnet ewiglich“ (Ps. 45, 3).

„Ach! lassen Sie es gut sein!“ entgegnete er mit unwilliger Handgebärde, „wir verstehen uns doch nicht! Auf dogmatische Streitfragen will ich mich nicht einlassen. Nach meiner Überzeugung hat die Bibel mit dem Messias ebensowenig zu schaffen, wie der Messias mit der Bibel.“ —

„Und doch haben Bibel und Messias dasselbe Schicksal,“ sagte ich, „beide sind Märtyrer und beide sind unüberwindlich! Die Bibel teilt das Schicksal dessen, von dem sie zeuget. Beide sind von Gott gesandt, von der Welt verkannt; beider Worte sind Geist und Leben, und doch sind beide, selbst von Freunden oft, mißverstanden, von Feinden mißdeutet, mißachtet und mißbraucht, von Anhängern mit Jubel begrüßt, von Toren verleumdet und geschmäht; ihre göttliche Natur wird geleugnet, ihre Autorität bestritten. Aber trotzdem beweisen sich beide immer wieder als göttliche Weisheit und göttliche Kraft allen, die an sie glauben.“

Der Glaube an Christus und die Bibel ist der Sieg, der die alte Welt überwunden, er wird auch die moderne Welt überwinden; denn alles, was von Gott stammt, überwindet die Welt.

Christus und die Bibel sind unsterblich. Beide sind von Kriegsknechten gezeißelt, von verblendeten Schriftgelehrten verurteilt, für unecht erklärt und als tot angesehen, aber wie Christus auferstanden ist, so feiert auch die Bibel fortwährend Auferstehungsfeste, lebt und wirkt mitten unter den Feinden.

Das sind Tatsachen, die kein denkender Mensch leugnen kann, auch die „Modernen Bibelabende“ bestätigen es.

Christus und die Bibel sind unzertrennlich wie Sonne und Licht. Wir vom Hause Israel sind von Anfang an von Gott dazu berufen: Gottes Wort, den köstlichen Seelen-Schatz zu hüten und auszuteilen.

Uns hat Gott den Messias zuerst gesandt als Licht zu erleuchten die Völker und zum Preise seines Volkes Israel. Uns und unseren Kindern gelten zunächst die Verheißungen Gottes (Apg. 2, 39), in Christo aber sind die Erfüllungen Ja und Amen geworden.

Es soll geschehen, spricht der Herr, wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll errettet werden (Joel 3, 5).

Jesus allein kann und will Israel erlösen aus allen seinen Nöten. Denn, so uns der Sohn Gottes frei macht, so sind wir recht frei.“ —

* * *

Mit hohem Interesse verfolge ich die neuen Geistesströmungen im jüdischen Lager hüten und drüben.

Die Streiflichter, welche die zionistischen, revisionistischen und adventistischen Bewegungen innerhalb des Judentums in so mannigfaltigen, wenn auch noch so sehr unbestimmten Farben erstrahlen lassen, sind doch für die Freunde des Reiches Gottes beachtenswerte Zeiterscheinungen. „Wir befinden uns unter dem Zeichen des „Werdens“, „Mache dich auf und werde Licht, denn dein Licht kommt.“

Das ist gegenwärtig der Ruf und das Panier der Vorwärtstrebenden in Israel, und darunter versteht man nicht nur: das Licht der Bildung, sondern vor allem die Wahrheit und Klarheit des Glaubens und Befreiung von geerbten Irrtümern, denn Stillstand ist Tod — Vorwärtstreben ist Leben.

Wir stehen vor einer ganzen Reihe von Fragen, an deren Spitze die religiöse und die nationale steht.

Der Zionismus hat das Nationalbewußtsein in Israel wachgerufen und sieht in der Wiederbelebung der hebräischen Sprache ein Erwachen des jüdischen Geistes aus langem Winterschlaf, eine Morgenröte, die einen herrlichen Sonnenaufgang, — eine neue Ära verkündet.

Wir leben in einer Übergangsperiode, in der die Volksseele sich von vielhundertjähriger Vormundschaft befreien möchte. Es ist ein Kampf um Gewissensfreiheit; nicht mehr sollen Priester und Schriftgelehrte bestimmen dürfen, was man glauben und nicht glauben darf. Die Überzeugung bricht sich mehr und mehr Bahn, daß der wahre Glaube nicht als Erbgut der Väter angesehen werden darf, sondern durch gewissenhafte Untersuchung, sittliches Streben und persönliche Erfahrung errungen werden muß. —

Darum will auch der Zionismus für keine Konfession Propaganda machen; aber in solcher Sturm- und Drangperiode ist's vor allem wichtig den sicheren Bergungshafen des Wortes Gottes fest im Auge zu behalten, — und das gerade fehlt der zionistischen Bewegung.

Sie ignoriert die messianische Frage vollständig.

Die ganze Bewegung hat das Gepräge einer menschlichen Idee ohne göttliche Verheißung.

Jeder Selbstbefreiungsversuch Israels aber beruht auf Täuschung. Höret des Herrn Wort: „Der Israel zerstreuet hat, der wird es auch wieder sammeln, und wird ihrer hüten wie ein Hirte seiner Herde“ (Jeremias 31, 10).

Auch die Geldsammlungen und Operationen widersprechen dem göttlichen Erlösungsplan. Ist's doch, als ob Jesaias auch diesen Selbsterlösungsplan Israels vorausgesehen hätte, wenn er sagt: (Jeremias 52, 3) So spricht der Herr: „Umsonst seid ihr erkauft und nicht mit Geld sollt ihr erlöst werden.“

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße dessen, der die frohe Botschaft bringt: „Dein König kommt.“

Der König Israels ist aber kein anderer als Jesus von Nazareth, bei dessen Geburt verkündigt wurde: (Luk. 1, 32) „Er wird ein König sein über das Haus Jakobs ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein.“

Ja, Jesus ist der König der Juden, daran hat keine Macht etwas ändern können, und solange Israel jenes schreckliche: „Kreuzige ihn“ nicht widerruft, sind alle Versuche zu seiner Auferstehung vergeblich, denn „ohne mich könnt ihr nichts tun,“ sagt Christus.

Aber gerade weil der Zionismus alle konfessionelle Überzeugung ausschließen will, könnte es wohl geschehen, daß die konfessionslosen Gebildeten von der großen Masse, die noch am Glauben der Väter festhält, hinausgedrängt werden, und die Bewegung doch einen religiösen Charakter annimmt und schließlich in die von den Propheten vorgezeichnete Bahn wird hineinlenken müssen. Jedenfalls wird der Zionismus noch manche Entwicklungsphase zu durchleben haben, bis er den Willen Gottes erkannt hat.

Ich betrachte die gegenwärtigen Bewegungen in Israel nach dem Bilde von Hesekiel 37, und mich dünkt, wir sind erst beim 7. Verse angelangt, wo es heißt: „Und siehe da rauschte es, — — — und siehe es regte sich, und die Gebeine kamen wieder zusammen, ein jegliches zu seinem Gebeine, es war aber noch kein Odem in ihnen“ (Jesaias 32, 15). „Bis daß über sie ausgegossen werde der Geist aus der Höhe.“

Diesen Gottesodem vermissen ich noch in all den Bewegungen hüben und drüben, und betrachte sie daher als Vorstufen der Auferstehung Israels.

Ich verfolge die zionistische Bewegung mit warmem Interesse und horche aufmerksam auf die Urteile der jüdischen Presse, aber man bekommt viel Unklares, Verworrenes und Phantastisches zu hören.

Bei aller Anerkennung des redlichen Willens und der patriotischen Gesinnung der Zionisten, Revisionisten und Adventisten muß ich doch an die Worte des Psalmisten denken: „Es ist besser auf den Herren vertrauen, als sich auf Menschen verlassen,“ und daher gilt es, wo der Herr

uns Gelegenheit gibt, auch den gebildeten Zionisten bekennen: (1. Kor 1, 23. 24) „Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit, denen aber, die berufen sind, beides Juden und Griechen, predigen wir Christum: göttliche Kraft und göttliche Weisheit.“ Unsere Seele harret auf den Herrn, Er ist unsre Hilfe und Schild (Ps. 33, 20).



Alter.

„Um den Abend wird es licht
sein.“ Sacharja 14, 7.

Um Lebensabend wird es stille.

Die Außenwelt tritt zurück, desto lebendiger und lieber wird dem Herzen die unsichtbare Welt. Irdische Freunde schwinden, desto inniger flammert sich die Seele an den himmlischen Freund.

Die leiblichen Augen dunkeln, desto heller werden die Augen des Geistes.

Das Durchlebte flammt wieder auf, wie ein erlöschendes Licht noch einmal mit hellem Schein alle Winkel des Hauses erleuchtet. Und durch all die verschlungenen Wege des vergangenen Lebens zieht sich der goldene Faden: „Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Gnade.“

Das wehrt dem Murren und Hadern, und macht das Herz froh und dankbar.

Die körperlichen Kräfte nehmen ab, aber der Glaube wächst.

Dahinten liegt das Leben mit feinen schwarzen Flecken, feinen Sünden und Verirrungen, aber ein Stern steht mild leuchtend und tröstend darüber: Gottes Erbarmen in Jesu Christo.

Das wehrt der Selbstgerechtigkeit und dem Verzagen und gibt beides: Demut und Mut. —

Je älter das eitle Herz wird, desto mehr lernt es nur einen Trost — und an dem genug haben, der in das

Wort gefaßt ist: „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin“, und „aus Gnaden soll ich selig werden.“ —

„An mir und meinem Leben
Ist nichts auf dieser Erd',
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe wert.“

Dies ist der lichte Abendstern, der einem alten Christen leuchtet, derselbe, der ihn einst in der Taufe als Morgenstern begrüßt:

„Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Das macht das Alter zur Jugend:

„Wenn sie gleich alt werden, die in den Vorhöfen des Herrn gepflanzt sind, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.“ Ps. 92, 14. Die Kunst, wieder jung werden, nachdem man alt geworden ist, kann nur in der Schule Jesu gelernt werden.

Die Blätter des Baumes, der an den Wasserbächen des Wortes Gottes gepflanzt ist, welken nicht.

Durch die herzliche Barmherzigkeit Gottes hat uns besucht der Aufgang von der Höhe. Luk. 1, 78.

Dieser geistliche Sonnenaufgang ist's, der das Alter so friedevoll, freudvoll und lichtvoll macht als Feierabend vor dem großen Sabbat.

Ob der äußerliche Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert (2. Kor. 4, 16). „Darum werden wir nicht müde“, bezeugt der Apostel im Namen aller Nachfolger Jesu.

Hier ist das Geheimnis der ewigen Jugend. Statt wie Lots Weib rückwärts auf entschwundene Herrlichkeit zu schauen, oder zu klagen: „Es ist alles eitel“; richtet man den Blick vorwärts und aufwärts zum Vater des Lichts mit Loben und Danken für die lebendige Hoffnung, das

unvergängliche Erbe, das wir in dem auferstandenen Heiland haben.

Inmitten des heranwachsenden Geschlechts steht das graue Haupt als lebendiger Zeuge göttlicher Treue, als Herold der ewigen Wahrheit, welche sich ihm unter tausendfachen Erfahrungen immer und immer wieder bestätigt hat.

Wohl macht auch dem alten Herzen die Sünde noch zu schaffen, unter Kreuz und Beschwerden des Alters wird die Seele von Satans Engel oft hart bedrängt und der freie Glaubensausblick ihr oft verdunkelt, aber sie lernt die Anfechtung als eine hohe Schule ansehen, in der es sich handelt um die Lektion: „Laß dir an meiner Gnade genügen“; und sagt sich:

„Herz, freu dich! du sollst werden
Vom Jammer dieser Erden
Und Sündenelend frei.“

Dann tritt der Abendstern Jesu wieder aus den Wolken hervor, und das dunkle Tal färbt sich im Morgen-
glanz der Ewigkeit:

„Das Ziel ist nahe!“

* * *

Wohl ist sie schön, die fromme Jugend, reich an harmlosen Freuden auch in der ärmsten Hütte, wenn nur wahre Gottesfurcht, Glaube und Liebe, Zucht und Sitte darin wohnen.

Aber ist es weniger schön, das Bild eines Moses mit ergrautem Haupte, wie er die Wüstenwanderung hinter sich, vom Berge Nebo ins Gelobte Land hinüberschaut? — —

Oder weniger schön das Bild eines Simeon mit seinem Schwanengesang, seinem Lebwohl an das Leben:

„Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ — —

Oder weniger schön das Bild eines Johannes, wie er als hundertjähriger Greis sich in die Gemeinde tragen läßt, um, zu schwach zum Predigen, derselben nur das eine zuzurufen: „Kindlein, liebet einander.“ Oder wie er das letzte Blatt seines Buches mit dem Gebetsruf endet:

„Amen! ja komm, Herr Jesu.“



Diese Aufzeichnungen über das Alter, die wir unter den Papieren des Heimgegangenen gefunden, lassen uns einen Blick tun in das innere Seelenleben seiner letzten Lebensjahre.

Außerlich verfloßen sie still und einsam, in großer Zurückgezogenheit von der Welt. Er lebte hauptsächlich am Schreibtisch, sich ganz der Missionstätigkeit widmend; hier schrieb er für die amerikanischen und englischen Missionsblätter, hier empfing er auch die Juden, Proselyten und andere Heilsuchende, zu denen sich öfters „Brüder“ aus den verfolgten Stundistengemeinden gesellten, und in dem stillen Schreibzimmer des leidenden Mannes ist manch Samenkorn gestreut worden, das einst Frucht tragen wird, und aus demselben ist mancher Segen hinausgeströmt in die laut bewegte Welt.

Nur bei guter Witterung konnte er selbst hinausgehen, die notwendigen Gänge machen, denn sein Gesundheitszustand erforderte äußerste Schonung.

Das südliche Klima hatte ihm wohlgetan, die Nerven, die in der Lunge nachgeblieben waren, hatten sich verkalft, aber bei der kleinsten Erkältung oder Überanstrengung traten Katarrhe ein, die mehrmals gefährlich zu werden drohten, hatte er doch nur eine Lunge noch, die ihre Funktionen verrichtete und bei der kleinsten Störung ihm große Atemnot verursachte, dazu kam noch die schwache Herztätigkeit und sein altes Magenleiden; so gab es Zeiten, die besonders schwer zu tragen waren, wo Schlaflosigkeit und Husten mehr denn gewöhnlich die Nächte störten; brachte doch jeder Morgen nach dem Erwachen einige schwere qualvolle Stunden, bis die heftigen Hustenanfälle, die seine Brust zu zerreißen schienen, überwunden worden. Gegen 11 Uhr erst lebte er einigermaßen auf, konnte sich Briefe und Zeitungen vorlesen lassen und wieder an die Arbeit gehen.

Um dieser all' seine Kräfte widmen zu können, mußte er auf Besuche ganz verzichten; denn nachdem er ein- oder zweimal, freundlicher Überredung nachgebend, versucht, bei lieben Freunden zu Gast zu sein, veranlaßte ihn die darauf folgende nervöse Abspannung, ganz davon abzusehen.

Zu großer Erquickung und Aufmunterung gereichte es ihm aber, wenn hin und wieder ein lieber Freund am Nachmittag zu einem Plauderstündchen sich einstellte, und, wie er scherzend zu sagen pflegte: ihn daran hinderte, „in seinen vier Wänden zu versauern.“

Seine einzige Zerstreuung und Erholung von der Arbeit war, sich Zeitungen und gute Bücher vorlesen zu

lassen. Die schönste Abwechslung aber bildeten die sehnsüchtig erwarteten Briefe aus der alten Heimat; und sie kamen auch in reichem Maße, von den fernen Kindern, Freunden und lieben Gemeindegliedern. Fehlte es doch bis an sein Lebensende an den Festtagen nie an blühenden Blumen und unzähligen Blumenarten als Liebesgrüße der alten Gemeinde.

Einige liebe Glieder derselben ließen es sich nicht nehmen, wie früher in Mitau, so auch noch im fernen Odessa, alljährlich ihn mit einem Vorrat stärkenden Weins zu versorgen, damit er, der sich niemals solch eine Ausgabe gestatten wollte, zu Zeiten besonderer Erschöpfung eine Kräftigung zur Hand habe, und erquickte diese Liebesgabe ihn noch auf seinem letzten Krankenlager. — —

Ganz besonders aber betätigte sich die Liebe und Anhänglichkeit der alten Gemeinde, als Gurland, fast zehn Jahre, nachdem er Mitau verlassen, seine Silberhochzeit feierte. Er selbst wollte in seiner Bescheidenheit nichts von einer Feier wissen, allein er mußte den Bitten der Seinen nachgeben und die weite Reise nach Kurland antreten, um im Hause seiner Kinder Bielensteins im Pastorat Sahren-Jrmlau, das schon so oft ihm und den Seinen zur erquickenden Erholungs- und Heimstätte geworden, im Kreise all seiner Kinder und Großkinder, sowie der nächsten Verwandten die Feier, wie er humorvoll sagte: „über sich ergehen zu lassen.“

Es gestaltete sich dies Fest durch den unermüdblichen Liebesseifer der Kinder und treuen Freunde zu einem wunderlieblichen Glanzpunkt seines Lebensabends.

Er selbst sagte einmal:

„Es gibt Momente im menschlichen Leben, die besonders zum Nachdenken mahnen, „Höhepunkte“ auf dem Lebenswege, wo wir Erdenpilger den Blick rückwärts, vorwärts, aufwärts richten und die Liebe Gottes wahrnehmen, die unser ganzes Leben umfaßt, und wir, überwältigt vom Gefühle innigster Dankbarkeit, den Lob- und Dankpsalm anstimmen müssen: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan.“

Dieser Psalm war es denn auch, mit dem das Silberpaar eingeseget wurde, und der wundervolle Choral: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren,“ mit dem sie früh morgens geweckt worden, tönnte so lebendig in ihnen fort, daß, als Gurland den Reichtum der Liebesgaben von nah und fern erblickte, er unwillkürlich in die Worte des dritten Verses ausbrach: „Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet.“ —

Es war Gurland eine ganz besondere Herzensfreude, alle seine Kinder um sich versammelt zu sehen.

Tochter und Schwiegersohn hatten alles Erdenkliche aufgeboden, das Fest lieblich zu gestalten. Der älteste Sohn, bereits selbständig als Oberlehrer angestellt, und die nächsten Söhne, drei fröhliche Studenten, wetteiferten mit den beiden jüngsten und allen Großkindern, das Fest durch heitere Aufführungen und sinnige Überraschungen zu schmücken. — Alles war Liebe, Freude und sanfte Harmonie!

* * *

Auf dies sonnige Fest folgte eine schwere Zeit. Gurland hatte den Kummer, daß seine Frau, kurz vor der Heimreise nach Odessa, sich den Fuß so unglücklich im Gelenk brach, daß sie sich einer langwierigen ärztlichen Behandlung unterwerfen mußte, und er gezwungen war, allein mit den schulpflichtigen Söhnen nach Odessa zurückzukehren und zwei Monate seine Frau, deren Pflege ihm fast unentbehrlich geworden, zu vermissen.

Dies war das letzte Mal, daß er die alte Heimat besucht; der Klimawechsel schadete ihm jedesmal, und der dreitägigen Reiseanstrengung war er nicht mehr gewachsen; so blieb er den nächsten Sommer ganz in der Stadt; das zunehmende Alter brachte ein so großes Ruhebedürfnis mit sich, daß jeder Wechsel und jeder neue Plan ihm unausführbar schienen.

Am schmerzlichsten trug er daran, daß er nicht mehr so arbeiten konnte, wie er gern gemocht; seufzend sagte er:

„Es heißt wohl: Brache trägt doppelt. Wollte Gott, das gelte auch vom geistigen Brachliegen.“

So wurde es ihm auch sehr schwer, daß er gezwungen war, abzulehnen, als im Januar 1904 die Bitte an ihn gerichtet wurde, zum 40jährigen Festtag des Petersburger Ahls für israelitische Mädchen die Festrede zu halten. Ihm lag diese Judenmädchenschule ganz besonders am Herzen; aber die weite Reise in den hohen Norden, zumal mitten in der Winterkälte, war nicht möglich. In seinem Absagebrief schreibt er:

„Wie gerne hätte ich dies 40jährige Dankfest bewegen Herzens mitgefeiert, bildet doch das Jahr 1904 auch für mich einen wichtigen Lebensabschnitt, indem ich auf eine 40jährige Pilgerschaft zurückblicke, seitdem der Herr, mein Erlöser und Heiland, mir erschien und sprach: „folge mir!“ — — Auf die Frage, wie es mir seitdem ergangen, kann ich nur antworten: „Es war ein lichter Weg, reich an Segnung im Amte, Hause und Herzen, wenn es auch oft durch viel Kreuz ging und noch jetzt durch Kampf und Dunkel hindurchgeht. Aber das Licht ging immer wieder auf nach dem Dunkel und fehlte nicht im Dunkel. Mancher Leidenszug offenbarte sich bald als Liebeszug Gottes. Ihm allein gebührt die Ehre.“



Still und friedlich gestaltete sich sein letztes Lebensjahr; es war ein Leben verborgen und geborgen in Gott, daher vermochte er auch klaglos und still die zunehmenden Leiden des Alters und den immer fühlbarer werdenden Kräfteverfall zu tragen, es war ihm so recht aus dem Herzen gesprochen, was eine alte Freundin ihm über das Altwerden schrieb:

„Es ist eines der wunderbaren Probleme des Menschenlebens, dieses Abnehmen des äußeren Menschen, beim immer völliger Ausreifen des innern.

Oder würde ohne dieses Abnehmen die reife Frucht nicht zu der Milde und Süßigkeit gelangen, die sie für andere heilsam macht?

Welch ein Segen sind alte Christen. Sie sind den tiefen Weg gegangen, von dem es heißt: „es geht

durch Sterben nur.“ Auf diesem Wege sind sie dazu gekommen, tiefes erbarmendes Verständnis für diejenigen zu haben, die noch mitten im Kampfe stehen, und lernten weise geduldige Liebe üben, — echte selbstlose Liebe um Jesu willen.“ —

Allein ging es mit den Kräften auch abwärts, die Seele erhob sich immer mehr aufwärts, heimwärts.

Über diese Worte fanden wir ein kleines Konzept in Versform von seiner Hand:

„Vorwärts! aufwärts, heimwärts!

Jesus ist nicht fern.

Aufwärts geht's zum Himmel,

Heimwärts zu dem Herrn.

Vorwärts durch den Wüstenand!

Gibt's auch Kreuze viel,

Aufwärts schau nur unverwandt

Nach dem sel'gen Ziel!

Vorwärts! Jesus ging voran

Auf der Leidensbahn.

Aufwärts zieht uns seine Hand,

Heimwärts — himmeln!



Heimgang.

„Siehe, ich will dich sammeln zu deinen Vätern, daß du in deinem Grabe mit Frieden gesammelt werdest, daß deine Augen nicht sehen all das Unglück, das ich über diesen Ort und seine Einwohner bringen will.“ 2. Chron. 34, 28.

Gurlands letzte Krankheit begann mit der Passionszeit 1905, und der stille, heilige Ernst derselben lag mit verklärendem Lichte über der ganzen Leidenszeit.

Mußte er auch durch Leidensgluten gehen, der innere Friede blieb ungetrübt, und mitten in heftigen Schmerzen und qualvollen Nächten dachte er bis zum letzten Atemzug in fürsorgender Liebe der Seinen.

Gleich im Beginn hatte er sich eine Verschlimmerung seiner Leiden durch Liebesgänge zugezogen, die er unternommen, um seinem jüngsten Kinde eine besondere Freude zu bereiten, um für eine kranke Dame eine Blume zu besorgen. Die Teilnahme für diese kranke Pensionärin trieb ihn auch mehrmals vom Krankenlager auf, mühsam schlich er durch die Zimmer, um ihr ein paar ermutigende Worte zu sagen. — —

Ein Leberleiden, das Anfang März begonnen, verursachte ihm immer mehr Schmerzen, die arg gedrungene Leber drückte auf die kranke Lunge und verschlimmerte dadurch den Husten in so hohem Grade, daß Gurland Tag und Nacht keine Ruhe fand. Wenn er völlig erschöpft

ein wenig still gelegen hatte, erhob er sich doch immer wieder, um an seinem Schreibtisch dies und jenes zu ordnen und niederzuschreiben.

Es war ihm aus Mitau mitgeteilt worden, daß ein sterbendes Gemeindeglied wiederholt das sehnsüchtige Verlangen geäußert, ihn an ihrem Bette zu sehen und ein Trostwort von ihm zu hören; nun mühte er sich, ihr ein solches schriftlich zu senden, mußte aber von heftigem Husten vielfach unterbrochen, die Feder aus der Hand legen und sich ausruhen, bis er, beunruhigt, der Brief könnte zu spät kommen, einige Worte diktierte, die wir teilweise hier hersetzen:

„Wer zum selben Ziele pilgert, ist nahe dem Leidensgenossen.

Der Weg ist wohl schmal und steil, aber je steiler die Berge — um so näher der Himmel.

Es kommt nicht auf den Weg an, wie er beschaffen ist, und ob er noch weit ist, das müssen wir dem Herrn überlassen, es kommt nur darauf an: daß wir ankommen — — ja, ankommen! — Auf alle Klagen und Fragen der leidenden Gotteskinder gibt es nur eine Antwort:

„Golgatha“.

„Durch Leiden zur Herrlichkeit.“

Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden.

Das kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben; und lieben kann jeder, — auch der Elendste, mehr verlangt Gott nicht.“ —

Der Arzt verordnete dies und jenes; es wollte nichts Erleichterung schaffen — und doch meinte er, es sei nur ein Frühlingskatarrh, und Gurland würde bald genesen, und eine Kur in Obersalzbrunn ihm gut tun.

Gurland selbst sah sein Leiden von Anfang an viel ernster an, und wenn seine Frau, um ihn zu zerstreuen und aufzuheitern, von der Auslandsreise zu reden begann und meinte, auf der Rückreise müßten die lieben Kinder in Jrmiau besucht werden, da der fünfte Sohn, wie alle anderen, dort von Bielenstein eingesegnet werden sollte, — dann sah er sie lange ernst an und sagte:

„Ich mache nur eine Reise noch!“

und sein Blick richtete sich fast sehnsüchtig nach oben.

Hatte er doch schon im Beginn seiner Krankheit, — einen Monat vor seinem Tode, einer lieben Freundin geschrieben:

Den 16. April 1905.

Stiller-Sabbat.

„Eine böse Influenza erlaubt mir nicht, das Zimmer zu verlassen, da denke ich an die Worte (Luk. 23, 54):

„Und der Sabbat brach an.“

Der große Sabbat brach an für ihn, den Sohn Gottes, der sein Erlösungswerk vollbracht, — und durch ihn auch für uns.

Unter seinem Kreuze bricht der Sabbat für alle seine Glieder an, damit auch wir ruhen dürfen von aller Sünde und Not.

Es sind seltene, aber dafür unaussprechliche schöne Augenblicke, wo man im Geiste die glänzenden Tore der goldnen hochgebauten Stadt offen sieht und sich freut

auf das Daheim beim Vater. Gelobt sei Jesus, der uns die Augen geöffnet für solche Herrlichkeit.

Ja, es ist eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.

O selige Sabbatruhe, durch welche Du uns die ewige Ruhe erworben.

O Jesu, gekreuzigte Liebe, laß uns Deinen Sabbat bald anbrechen unter Deinem Kreuze, den Sabbat, nach dem unsere müde Seele dürstet, Du weißt, wie lange schon.
Jesu, süße Ruh!"



Allmählich wurde der Zustand immer besorgnis=erregender, aus dem Lungenkatarrh war eine Lungen=entzündung geworden, zu der sich bald eine Pleuritis gesellte; nun mußten die Kinder, die fern von Odessa in Kurland und Livland weilten, über den Ernst der Lage verständigt werden.

Es bereitete Gurland große Freude, daß seine Tochter bei der ersten beunruhigenden Nachricht beschloß, trotz Kränklichkeit und großen Pflichtenkreises, zu ihm zu eilen, und daß auch die ferneren Söhne kommen wollten; leider konnte sein Schwiegersohn, der ihm so herzlich nahestand, sich ihnen nicht anschließen, da sein Amt und die große Knabenpension ihn zurückhielten.

Das freudige Erwarten seiner Kinder half Gurland in den schwersten Leidenstagen, da aber Gefahr vorlag, daß sie zu spät kommen könnten, ließ er seinen treuesten Freund, Herrn Spitta, an sein Krankenbett rufen und legte ihm die Fürsorge für seine Frau warm ans Herz;

die bereitwillige freundliche Zusage, ihr in jeder Beziehung beizustehen, gereichte Gurland zu großer Beruhigung.

Als bald darauf der Freund verreisen mußte, abschiednehmend aber versprach, im Fall des Todes sofort zurückzukehren, erbat Gurland doch noch den Beistand seines Freundes Bernardazzi, um seiner Frau jede Schwierigkeit mit den Behörden abzunehmen, und diese unermüdlige Fürsorge ebnete später der Witwe so sehr die Wege, daß ihr, dank den Bemühungen dieser Herren, jede Unruhe und Mühe erspart blieb. —

Bis ins Kleinste hinein ordnete Gurland in stiller klarer Weise die Zukunft der Seinen. Er diktierte in einer schlaflosen Nacht für jedes Kind einen Bibelspruch als Abschiedsgruß und wählte sich selbst den 130. Psalm.

„Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir! Herr, höre meine Stimme, laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens! So du willst Sünde zurechnen, Herr, wer wird bestehen? denn bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte. Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort. Meine Seele wartet auf den Herrn von einer Morgenwache bis zur andern. Israel hoffe auf den Herrn, denn bei ihm ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm, und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden. —

Es gelang dem Arzt, durch Schröpfköpfe die Entzündung zu heben, und den ankommenden Kindern konnte die frohe Botschaft entgegengerufen werden: „Es ist Hoffnung da!“

Es war ein ergreifendes Wiedersehen, und die rührende Sorgfalt, mit der alle Kinder sich der Pflege widmeten und in leiser umsichtiger Art für Erleichterung und Erquickung sorgten, tat dem Kranken sehr wohl, und verschönte seine letzten Lebensstage. —

Tieferschüttert standen sie an seinem Schmerzenslager, staunend über den stillen Frieden, der über ihm ruhte, daß selbst in Qualen, die ihnen das Herz zusammenschnürten, nie eine Klage oder ein Wort der Ungeduld ertönte, wohl aber liebevolle Worte des Bedauerns, daß sie in ihrer Nachtruhe gestört worden und es schwer hätten.

Elf Tage durften sie noch um ihn sein und das schöne Bild eines gottergebenen klaglosen Leidens, eines willigen freudigen Sterbens, als Segen für ihr ferneres Leben mitnehmen.

Der Arzt fand täglich Besserung im Zustand der Lunge; als der Kranke seinen ermutigenden Versicherungen nicht recht zu glauben schien, sagte er ihm freundlich lachend: „Nun, Herr Pastor, Sie sind mir am Ende gar böse, daß ich Sie durchgebracht habe?“ Müde neigte Gurland das Haupt zur Seite und flüsterte: „Beinahe!“

Den Seinen sagte er: „Um euretwillen will ich leben, wenn's sein muß, um meinetwillen nicht.“

Oft ließ er sich das Lied vorlesen:

„Mein Heiland, ich bin müde,
Bring Du Dein Kind zu Bett,
Und laß mich ruhn in Friede,
Wie ich es gerne hätt!“ —

Dem „Pilger zur Heimat“, wie er sich nannte, schien es schwer, stillzustehen vor den Toren Jerusalems, in die einzugehen seine Seele so großes Verlangen hatte. —

Wohl war die Lungenentzündung gehoben, das konstatierte auch der zugezogene Arzt, allein die Kräfte wollten sich nicht heben, — immer schwerer wurde das Atmen, selbst die Sauerstoffkissen schafften keine Erleichterung mehr, da er sich wundgelegen, ward jede Lage zur Tortur, er mußte alle paar Stunden in den Lehnstuhl gehoben werden, und doch fehlte die Kraft zum Sitzen; so lag er immer stiller da — das Sprechen wurde zu großer Anstrengung, der Blick aber richtete sich immer öfter mit fragendem, sehndem Staunen in die Ferne.

Am 20. Mai wünschte er das Abendmahl zu nehmen und bestimmte selbst den Text: 1. Kön. 19, 4—8. Die Bitte des Elias:

„Es ist genug Herr, so nimm nun meine Seele von mir.“ Und die Antwort des Herrn: „Stehe auf, isz und trink, denn du hast noch einen großen Weg vor dir!“ —

Dies Mahl belebte und erquickte ihn so sehr, daß er nach demselben mit lauter Stimme den Herrn pries:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen. Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit, der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler.“ —

Als nach dem Abendmahl alle seine Kinder sich von ihm verabschiedet hatten, rief er in beschwörender Weise:

„Kinder! Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist.“ Dann mahnte er noch die jüngeren Söhne, der Mutter Freude zu machen und sich treu zum Herrn zu halten.

Den Abend war er viel wohler und hörte mit großer Freude die Nachricht, daß endlich wieder der Unterricht in der deutschen Sprache in den baltischen Schulen von der Regierung gestattet worden, und wünschte Näheres über die Zustände in der baltischen Heimat zu hören. Im stillen Frieden dieses Sterbezimmers wagte man kaum in leise andeutender Weise von den sich drohend zusammenziehenden Wolken zu reden, — er aber sagte, wie in prophetischem Geiste sich plötzlich aufrichtend, mit lauter Stimme:

„Es werden noch schreckliche Zeiten kommen!“

Zum erstenmal seit langer Zeit schlief er in dieser Nacht mehrere Stunden, trotzdem wurde die Schwäche am andern Tage so groß, daß er nicht mehr sprechen konnte. Mühsam verstand seine Frau eine liebevolle Anordnung in betreff der Tochter, und später noch einmal ein leiser Hauch — noch zum letztenmal eine Fürsorge für seine Profekten. —

Um zwei Uhr hatte er eine Ohnmachtsanwandlung, und trotz Kampferinspritzung kehrte das Bewußtsein nicht wieder, — still und sanft lag er da von all' den Seinen umgeben.

Ergriffen vom majestätischen Ernst des Todes, von dem heiligen Wehen der Ewigkeit, in die seine Seele nun

hinübereilte, wagte keiner eine Störung; die Herzen zu Gott erhoben, selbst dem Schluchzen wehrend, lauschten sie den letzten schweren Atemzügen, die immer seltener und leiser wurden, bis auch — der allerletzte verweht.

Lautlos weilten sie an der Friedensstätte, wo der müde Kämpfer den letzten Sieg errungen; in sanftem, mildem Schmerz dankten sie dem Herrn, daß er seinen Diener zu sich gerufen, aus dem Dunkel des Todes in das ewige Licht.

Am Sonnabend den 21. Mai 1905 war er heimgegangen; so ward ihm der Sabbat zum ewigen Ruhetag, und er durfte den Auferstehungssonntag schon droben bei seinem Herrn feiern, nach dessen Angesicht er sich so sehr gesehnt.

Der Telegraph brachte die Trauerkunde nach Mitau, und am Sonntag nach dem Gottesdienst teilte der Prediger der St. Trinitatis-Gemeinde den Heimgang ihres einstigen Seelsorgers mit. Schluchzen füllte die Kirche, und Worte aufrichtigen Schmerzes wurden nach Odessa telegraphiert mit der innigen Bitte, dem geliebten Hirten die Ruhestätte in Mitau zu bereiten.

So wurde denn am Montag der Sarg mit großem teilnehmendem Geleite und vielen Tränen all' seiner Proselyten, zum Bahnhof geleitet. Es war staunenswert, welche allgemeine Anerkennung und Verehrung dieser stille einsame Dulder sich erworben.

Juden und Christen hatten ihm etwas abgefühlt von der Liebe, von der Pastor Lockenberg=Odessa in der Einsegnungsrede sprach, nachdem er gesagt, daß er wenig von

der Lebensgeschichte des Heimgegangenen wisse, aber die eine große Tat seines Lebens kenne: daß er sich von der Liebe Jesu habe besiegen lassen! und was das bei einem strenggläubigen ernstern Israeliten sagen wolle, könne nur der verstehen, der Einblick in das Leben dieses Volkes habe; der Heimgegangene habe aber nicht nur sein Herz von der Liebe Jesu bezwingen lassen, sondern diese Liebe auch zum Wahrzeichen seines ganzen Lebens und Wirkens gemacht.

Er sei getrost und freudig durch das dunkle Tal des Todes gewandert, weil Jesus sein Stab und Stecken gewesen; er habe nach dem Abendmahl laut den Herrn gepriesen, daß er heimgehen dürfe, und damit ein Zeugnis abgelegt, daß er sein Leben lang sich auf diesen Moment vorbereitet und sich gefreut zu Gott zu gehen.

„Wer so stirbt, muß in Gott und mit Gott gelebt haben.“ — —

Dann erzählte er, wie Gurlands freudiger Heimgang, von dem er einem Sterbenden gesagt, diesem geholfen, das bittere Klagen zu lassen und still seinem Herrn zu folgen.

An Gurlands Sarge sagten noch zwei befreundete Geistliche die Sprüche:

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird wird man sagen: „Der Herr hat Großes an ihnen getan.“

„Die Lehrer werden leuchten wie der Himmelsglanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit gewiesen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ —

Dieser Spruch war auch von den Damen des Kindergottesdienstes in Mitau an den schönen Kranz geheftet, mit dem sie sein Grab schmückten.

Am dritten Pfingstfeiertag fand die Beerdigung in Mitau statt.

In seiner lieben Kirche vor dem Altar, von dem aus er seine Gemeinde so oft gesegnet, stand nun sein Sarg unter einer Fülle der herrlichsten Blumen, — ein Kreis kurländischer Amtsbrüder, mit dem Generalsuperintendenten an der Spitze, umgab ihn und rief ihm Abschiedsworte nach, der Sängerkhor sang in weichen ergreifenden Tönen den herrlichen Choral: „Wenn ich einmal soll scheiden — so scheide nicht von mir —“ und die große Menschenmenge, die dicht gedrängt die Kirche füllte, lauschte tief-ergriffen den Worten des Psalm 122, 1—3, die Gurland selbst sich zum Sterben gewählt:

„Ich freue mich, daß mir gesagt ist, daß wir werden in das Haus des Herrn gehn, und unsere Füße werden stehen in deinen Toren, Jerusalem.

Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll.“

Auf diesen Text hin hielt Gurlands Schwiegersohn, Pastor E. Bielenstein-Sahten, die Beerdigungsrede und entwarf ein zutreffendes schönes Bild von des Heimgegangenen Leben, Wirken und Sterben, dasselbe abschließend mit dem Spruch Ps. 17, 15, der den Sterbenden mit so freudiger Zuversicht erfüllte:

„Ich will schauen Dein Angesicht in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache nach Deinem Bilde.“

Am Grabe sprach noch einmal Gurlands geistiger Vater, der alte ehrwürdige Propst Faltin, tiefbewegt Worte der Mahnung: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ —

Und nun ward er zugedeckt von treuer Liebe, — neben dem prachtvollen Kranz der Patrone, legte eine halbblinde Proselytin ihren schlichten Mooskranz, die arme Witwe, die er einst unterstützt, ein kleines Kreuz, das sie aus Feldblumen gewunden, und Kranz auf Kranz folgte — nachdem schon viele solcher Liebesgaben ins Grab hinein ihm mitgegeben worden.

So ruht nun sanft gebettet der Hirte unter denen, die er einst selbst zur Ruhe geleitet, und harret des großen Auferstehungstages:

„Ich liege und schlafe ganz in Frieden, denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt und mich auferwecken wird am jüngsten Tage.“ — —



Ja, in Frieden war er zur Ruhe bestattet worden, wie er in sanftem Frieden heimging in Odessa, während man draußen in der Welt schon das grollende Brausen nahender Schrecken hörte, und sich überall schon frevelhafter Aufruhr regte. Wenige Tage nach seinem stillen Heimgang wurde Odessa von revolutionären Kriegsschiffen beschossen, und eine Bombe schlug in das schräg gegenüberstehende Haus, und einige Monate später wütete in Odessa fünf Tage lang eine grauenvolle Judenmezelei.

Auch im Baltenlande begannen die Greuelthaten, stand doch an Gurlands Sarge in Mitau sein Amtsbruder, Pastor Gustav Seesemann mit schmerzenden Gliedern, — eines der ersten Opfer brutaler Mißhandlung der Geistlichen durch das aufgewiegelte Volk. In wilden Horden durchzog es das Land, in immer zügellosem Nationalhaß die Deutschen verfolgend, ihr Eigentum zerstörend und verbrennend und viele von ihnen ermordend, so daß auch Gurlands Kinder oftmals in Gefahr schwebten; ihn selbst aber hatte Gottes Gnade nach seiner Verheißung mit Frieden heimgenommen, vor dem bösen Ungewitter, daß seine Augen das Unglück nicht sehen sollten, sein Herz nicht leiden sollte unter der Zerstörung der alten Heimat, unter der Herrschaft der Bosheit.

Wohl ihm! er weilte geborgen bei seinem Herrn. —

In vielen Blättern wurde Gurlands Heimgang betrauert, und ihm ein ehrender, dankender Nachruf gewidmet, — in der Mitauer-, Rigaer-, Petersburger-Zeitung, in englischen, amerikanischen, deutschen und schwedischen Missionsblättern — selbst in russischen und hebräischen Zeitungen stand viel Anerkennendes, aber vor allem ward gepriesen die Liebe, mit der er jedem begegnet, mit der er Israel bis zuletzt geliebt, und mit der er seinem Herrn so treu gedient.

Es war dies der Widerschein der Liebe Jesu, die in seinem Herzen brannte, und zu dieser Liebe ist er nun eingegangen und weilt in ewiger Sabbatruhe bei seinem Herrn! —

Wir schließen mit einigen Worten, die Gurland einst über das Scheiden seinem, nun droben mit ihm vereinten, Freunde Max Besser geschrieben:

„Das Scheiden bleibt immer ein bitteres Weh, allein es ist ein fröhliches Wiedersehen uns verheißen von dem, der die Auferstehung und das Leben ist, darauf bauen wir, darauf leben und sterben wir.

Unsere lieben Entschlafenen predigen uns mit ihrem Sterben die große Wahrheit: „Gott ist die Liebe,“ denn sie sind die Zeugen der großen, des ewigen Gottes würdigen Pädagogik, die sich auch an uns vollzieht und nicht anders ihre Zwecke erreichen kann, als daß auch unserem Hause und Herzen der bittere Kelch des Trennungsschmerzes eingeschenkt wird.

Durch ziehende und erziehende Gottesliebe ist der Tod unserer Lieben deren letzte Tat für uns geworden. Sie sind Liebespfänder, die der Herr genommen, um sich unseres Liebesgehorsams und unserer Treue zu versichern, das Seil, womit Gott unsere Herzen himmelan zieht!“

Ihm sei Lob, Preis und Dank! —



Gurland,
In zwei
Welten.